Löscheimer.

Herausgegeben

von

H. v. L—n.

Ein

Journal in zwanglosen Heften.

Erster Band.

Erstes bis drittes Heft.

1808.

Löschcimer.

Herausgegeben

von

H. v. L — n.

Ein

Journal in zwanglosen Heften.

Erstes Heft.

1807.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ.-Bibl.
München

Herrlich spielen sie wirklich, das neue Rom und Karthago;
Deutschland geht ins Parterre, doch es bezahlet das Stück. —

Inhalt

Keine Feuerbrände . . . . . Seite 1
Die vertrauten Briefe 3
Das preußische Officier-Corps 5
Der Herzog von Braunschweig 6
Prophezeihung 8
Die Deutschen 9
Der deutsche Fürst 10
Die deutsche Fürstin 12
Die deutsche Oberhofmeisterin 12
Verdient die preußische Armee im Allgemeinen, daß man seit den letzten Ereignissen an ihrer Tapferkeit zweifelt? 13
Einige Worte über die Flucht nach der Schlacht bei Jena und Auerstädt 16
Napoleons Unterredung mit dem Baron Sinclair . . 20
Aphorismen über den Herzog von Braunschweig . . 22
Ein interessanter Beitrag zur Charakterschilderung des Prinzen Louis von Preußen 23
Tod des Prinzen Louis bei Saalfeld und des Fahnenjunkers bei Halle 31
Mehrere der preußischen Armee zur Ehre gereichende Thatsachen 37
Der Oberst Scharnhorst 55
Bruchstück aus der Geschichte von Macedonien . . . 57
Ueber das Kriegsglück der Nationen 62

Schreiben eines Officiers an seinen Freund . . Seite 68
An Blücher 71
Thersites 73
Briefe eines Bürgers aus Magdeburg über die Belagerung und Uebergabe dieser Festung im Jahr 1806. Erster und zweiter Brief 74
Einige Worte über das Blücherſche Corps auf Rügen und Schwedisch-Pommern, nebſt Vermuthungen über die Dispoſition, die Blücher vielleicht auszuführen gedachte 82
Hannibal an ſeine Geſährten 88
Ein Wort über die neue preußiſche Armee 89
Schreiben des Musquetiers A. aus der Gefangenſchaft an den Lieutenant v. W., den er in der Garniſon bedient hatte 90
Der General Kalkreuth 92
Geſpräch im Reich der Todten zwiſchen Friedrich dem Großen, Prinz Louis von Preußen, dem Herzog von Braunſchweig, Sir Ralph Abercrombie und Chriſtian Freiherrn von Wolf 94
Etwas über Kopenhagen 101
Politiſche Anekdoten 114

Keine Feuerbrände.

Löscheimer ſollen dieſes ſeyn, und keine Feuerbrände. Der an ſeiner Nation verzweifelnde Deutſche braucht nicht die Schandſäulen ſeiner namenloſen Jammerſcenen aus jeder Ecke ſeiner väterlichen Laren hervorgrinzen zu ſehen: ſein Herz ſoll gehoben werden zum Höhern, das ihm blieb, zu den unvergänglichen Kronen des Patriotismus. Wäre das Unglück im ungleichen Kampfe Entehrung des Edeln, ſo nenne man Leonidas und Soubiſe neben einander, und ſetze Hannibal mit Perſeus auf eine Liſte; dann iſt die Bülowſche Baſis das Moralprinzip, und: Fällts Bajonett! der kategoriſche Imperativ.

Nicht die That ſteht in des Menſchen Gewalt, ſondern der Wille. Unabhängig von Begierde und Furcht, über Schrecken des Krieges und Lockungen des Feindes erhaben, iſt noch dem Deutſchen der hehre, heilige Entſchluß ins Herz geſchrieben, nie die Ehre ſeiner Nation zu verläugnen. Und den wollt ihr ihm rauben? O nehmt beſſere Gründe dazu, als daß Braunſchweig einen fehlerhaften Plan ſchmiedete, und Kleiſt politiſche Vorausſetzungen machte, die doch nicht die Furcht vor einer

Belagerung ihm eingab. Zieht sorgsam jeden Blick von Blüchers Kampf an der Trave, von Lestocq und Rüchel am Pregel ab; es wird nichts frommen! Schon Helwig und Schill machen die Pulse des Deutschen höher schlagen.

Und der Prometheus, der schon fünf Höllen um Feuerbrände bestahl, der dem Adler die Wunden versetzt, die vielleicht irgend ein Geier ihm einst schlug, wird an den Kaukasus gekränkter Eigenliebe geschmiedet, trauernd vergehn, daß er nicht auch uns so arm an deutschem Gefühl machen konnte, wie er leider schon war, ehe er vertraute Briefe schrieb.

Der Wandrer, der vom Athos die staubigen Hefte des Polybius holte, könnte ihn mit einem Streich seines Reisebambus zu Boden schlagen: er verzeihe, daß ich in seinem Namen auftrete, und den Schädel des modernen Goliath zum Ziele meines Steinwurfs nehme. Und du, Hermann! der du keine Feuerbrände gegen die Cheruskischen Heerführer schriebst, beseele deinen Enkel, der die brennenden Haine der nordischen Götter zu löschen herbeieilt.

Willig gebe ich den Recensenten die Erlaubniß, den Titel eines Wasserbehälters passend zu finden, und wer aus wahrem Herzen sagt, daß ich nicht würdig genug das Heiligste der deutschen Männer verfocht, als einen Edlern achten werde ich diesen.

Die vertrauten Briefe.

Was iſt es, das den geflüchteten König noch am Strande des Niemens zum Gegenſtande unſrer Verehrung macht, das jedes Herz ihm zuwendet, das Europa zur Bewunderung zwingt? Des Königs redliches Herz; ſein furchtloſer Sinn, der im Unglück größer wie im Glücke macht, die Ueberwinderkrone des ewigen und einzigen Lebens, die ihn unter die Beſſern aller Zeiten verſetzt.

Aber was iſt es, was der Verfaſſer ihm vorwirft? Immer nur ſeine Rechtlichkeit, ſeine mit der Politik unverträgliche Rechtlichkeit. „Ein Despot ohne Gleichen," ſagt er, „mußte auf Friedrich Wilhelm II. folgen (S. 137.)." Die Anfeindungen des engliſchen Kabinets, wegen der Occupation von Hannover, nennt er (man ſollte es für Ironie halten!) Folgen der großen Rechtlichkeit des Königs (S. 204.), und den Mangel an Spionen leitet er (S. 222.) von der Moralität des Königs her.

„Rechtſchaffenheit iſt die beſte Politik! ſagt ein Sprichwort der Britten, und ſicher iſt es wahr, nur muß man die Zwecke unterſcheiden. Eine Politik, die die Welt erobern will, die die Länder der Nachbarn verheert und

aussaugt, und sich vor dem Unwillen des Volks durch Leibwachen schützen will, eine solche nehme das Oderint dum metuant zum Symbol. Aber ein König, der den väterlichen Thron durch die Liebe seiner Unterthanen, durch die Verehrung seiner Zeitgenossen sichern will, der vertrieben, der flüchtend stets König bleibt, dieser sey stets sich des Zurufs der Tugend bewußt, und gern werden seine Treuen, gern werden fremde Jünglinge für ihn bluten, ihm folgt ins Exil, ins Grab die Liebe der Bessern.

Hätte Antoinette diesen Grundsatz befolgt, aus wie vielen Lippen hätte dann das: O Richard, o mon roi, l'univers l'abandonne den Sprößlingen der alten Könige entgegen getönt. Die Vendee wäre ein Thermopylä geworden, und Lyon ein Gaeta. Der Mensch ist nicht Maschine, und nicht dem unterworfen, der sein Land besetzt hält. Schlichen sich doch 15,000 Hannoveraner mit Gefahr ihres Lebens nach England, um für ihren Herrscher zu fechten, nicht für den, dessen Fahnen dort wehten, sondern für den Vater seiner getrennten Kinder.

Das preußiſche Officier-Corps.

= Man erkennt in der Schilderung des Verfaſſers nicht das Corps der Officiere bei der Armee, ſondern nur das weniger Regimenter, wobei reiche Wüſtlinge angeſtellt waren. Die übrigen charakteriſirte glühender Patriotismus, eine die Gefahr aufſuchende Ehrliebe, und kühne Unerſchrockenheit. Daher das Verhältniß der bleſſirten Officiere und Gemeinen bei jeder Affaire, nicht von den großen Hüten und ſilbernen Schärpen, denn nicht immer zielen die Franzoſen. Bei Auerſtädt wich ein Grenadierbataillon (v. Kraft); mit leichten Infanteriedegen ſtellten ſich die Officiere in die ſpärlich ausgefüllte Lücke, und trotzten ſo einzeln ſtehend, und doch vereint dem Tode. Viele junge Helden, die auf dem Schlachtfelde verbluteten, wieſen ihre herbeieilenden Leute ins Feuer zurück. Wie Joubert bei Novi riefen ſie: Vorwärts! doch über ſie hin ging bald die Flucht, und die Schar der Verfolger. Sie ſtarben wie Römer, ohne Klage, im ſchweigenden Schmerz über ihr Vaterland.

= Und er, der junge Held, der mit dem Lorbeerkranze zu Saalfeld den ewigen Schlummer ſchläft, der wie Arnold von Winkelried ſelbſt die feindlichen

Scharen brechen wollte, über ihn urtheilt ein Klügling, daß keine Moralität in ihm war? Auf seinem Rücken trug er bei Mainz einen verwundeten Oesterreicher aus der Schanze, um ihn her rauschte die Kugelsaat, und lächelnd brachte der Prinz ihn zum Feldscheer: das konnte keine kleine Seele, die im Soldaten nur das Mittel zu ihrem Zweck sieht, die den Ruhm nach Siegen und die Nationalehre nach Eroberungen abmißt. Er wird getadelt, daß er gegen einen fünffach überlegenen Feind kämpfte, und der Sieger bei Arcole wird gepriesen. Freilich krönte diesen der Erfolg, und jenen der Tod, aber darnach sollten Männer nicht urtheilen.

Schlug Louis die Franzosen, oder erhielt er früh Succurs, dann war kein Jena, kein Prenzlow, kein Friedland: nach Würzburg hätte sich der Heerhaufen gestürzt, und unaufhaltsam die gallischen Scharen durchbrochen. Die Defileen von Kösen wären nicht das Grab der Preußen geworden: vielleicht am Maine hätte ihnen Viktoria gelächelt.

Der Herzog von Braunschweig.

Unter den Augen seines großen Oheims hatte er sich zu einem guten Parteigänger, zu einem leidlichen Untergenerale gebildet. Er versuchte die Flügel zu schwin-

gen, doch sie sanken nieder. Der Name Braunschweig und seines Oheims Thaten machten ihn zu einem großen Feldherrn, und (o Wunder!) zu einem gewaltigen Politiker in den Augen des Publikums. Holland eroberte er ohne Schwertschlag, und glaubte, Paris eben so erobern zu können. Aber Dümourier war kein Rheingraf, und die Republikaner gebrauchten das Bajonett statt der Reden. Statt vorzudringen, ging er rückwärts, und namenloses Unglück strömte über Europa. Eine Kanonade hatte seinen Ruhm gerettet, es war ihm genug die Feinde beschossen zu haben. Vertreiben, in die Flucht schlagen, daran dachte er nicht.

Eben so wollte er Bonaparte bekämpfen: es sollte ein Krieg von Demonstrationen, Allarmschüssen, Vorpostengefechten werden, wie der einjährige Krieg. Da fand er sich tournirt, auf den Flanken bedroht; von dem Herzen der Monarchie abgeschnitten, beschloß er eine Schlacht. Die versäumten Vortheile wollte er wieder gewinnen: wie? weiß jetzt nur der Himmel, da er seinen Plan so geheim gehalten hat. Er hatte die Stellung von Hannibal bei Cannä, aber auf einem Terrain, das das Gegentheil erforderte.

Prophezeihung.

Im Jahr 1804 erſchien eine Schrift unter dem Titel:

Coup d'oeil sur les relations politiques de la Russie avec la France,

unter dem angeblichen Druckort London.

In dieſer Schrift iſt viel Falſches enthalten, aber ſelten iſt wohl der Ausgang eines Krieges ſo richtig wie hier vorher geſagt: Es bricht nämlich, nach dem Verfaſſer, ein preußiſch-ruſſiſcher Krieg gegen Frankreich aus, die Franzoſen überraſchen das preußiſche Heer, nehmen Magdeburg, Stettin und die ſchleſiſchen Feſtungen weg, und erſcheinen mit einer furchtbaren Schnelle (une rapidité effrayante) an der ruſſiſchen Gränze. Sofort empören ſich die Polen, ſchließen ſich an das franzöſiſche Heer an, und hoffen die Wiederherſtellung der Republik: und Frankreich erobert von Italien aus die europäiſche Türkei (dieſes hatte es nicht nöthig), um Rußland von dort zu bekämpfen. Das Drama ſchließt mit Errichtung eines grand empire von Luſitanien an bis ans ſchwarze Meer.

Naiv genug ſagt der Verfaſſer, er verſchweige die Gegenmittel, damit der franzöſiſche Kaiſer ſie nicht frühzeitig erfahre und entkräften könne. Beliebte es ihm

doch jetzt, sie zur Belehrung der Welt an das Licht zu fördern, und wieder einen Blick auf die neuern politischen Konstellationen zu werfen. Was 1810 geschieht, wird er jetzt sicher schon wissen: und so sollte er eine Geschichte im voraus schreiben, die er, der Kürze halber, sogleich den künftigen Regenten dediciren kann.

Die Deutschen.

Bey der Landung der Engländer in Seeland kam es in der Kiegebucht zu einem Gefecht, und die Dänen wurden nach einer muthigen Gegenwehr durch die Uebermacht zum Weichen gezwungen. Ein junger tapfrer Volontair, der Baron Wedel-Jarlsberg vertheidigte sich allein noch mit seinem Säbel gegen vier Redensche Husaren: seine Kameraden hatten ihn verlassen, und hart bedrängt wäre er bald unterlegen, als ein englischer Officier von demselben Regimente herzugesprengt kam. „Halt!" rief er den Husaren zu, „vier gegen einen, ist das brav? Fort!"

Rund wandte er sich zu Wedel, und sagte: „Mein Herr, ergeben Sie sich." „Nein," erwiederte der muthige junge Mann. „Gut, so schlagen Sie sich mit mir," entgegnete der Hannoveraner, stieg ab, gab sein Pferd einem Husaren, und legte sich gegen ihn aus.

≈ Das Gefecht begann; nach mehreren Hieben, die theils parirt waren, theils faßen, bekam Wedel einen Hieb in den Arm, der ihn verhinderte, sich weiter zu schlagen, und nun überreichte er dem Officier seinen Säbel. Der Officier umarmte ihn.

≈ O edler Rittersinn, der du wohlthätig und mild über den eisernen Schlachten schwebst, weile lange über den deutschen Heeren. Du nur erhebst den Krieger über die engherzigen Berechner, und über die blinde Wuth der Menge. Du läßt die Deinen nie ruhmlos fallen: der Feind bewundert ihren Tod, und wünscht wie sie zu enden.

≈ Life ev'ry man holds dear, but the brave man
Holds honour far more precious dear than life.
Shakespear.

Der deutsche Fürst.

≈ Der Kaiser Napoleon kam nach D.; des dasigen Fürsten edler Anstand gefiel dem Kaiser beim ersten Anblick, und als er einige Worte mit ihm gewechselt hatte, ward er für den Fürsten eingenommen, und gab ihm Beweise seines, — einem siegenden Kaiser so seltenen Gefühls, — der Achtung und des Zutrauens.

Nicht durch niedere Schmeicheleien, — nein im Bewußtseyn seiner Würde durch Männerstolz und Anstand, — erwarb sich dieser so allgemein verehrte Landesherr, die Achtung und Liebe des Kaisers. Der mühevollen Verwendung dieses Fürsten gelang es, sein Land beinah von allen Lieferungen, und später ganz von Durchmärschen zu befreien.

Den edeln, unerschütterlich geraden Charakter dieses deutschen Fürsten schildert treffend die Antwort, welche er dem Kaiser bei der Tafel gab. — Der Kaiser, der stets seine eigene Küche mit sich führt, lud den Fürsten ein, ihn einmal in Paris zu besuchen, und versprach ihm, daselbst einen feinern Tisch als jetzt, à la campagne, vorzusetzen; — und der deutsche Fürst antwortete: —

„Es wird mir eine große Ehre seyn; — Eure Majestät aufzuwarten. Allein, mein Vaterland ist zu sehr gedemüthigt, als daß ich, ein deutscher Fürst, in Paris eine anständige Rolle spielen zu können hoffen dürfte. Daher erlauben Eure Majestät mir — daß ich daselbst als Privatmann erscheinen darf*)."

*) Der Kaiser liebt solche gehaltvolle Antworten, und gab dem Fürsten spätere Beweise seiner Zuneigung. Der Fürst ist nun zum Herzog gemacht.

Die deutsche Fürstin.

Das Weimarische Land hat wahrscheinlich sein jetziges Glück blos der Frau Herzogin zu verdanken. Sie empfing, bei der allgemeinen Unruhe und Verzweiflung in Weimar, den Kaiser mit vieler Fassung. Sie vergab ihrer Würde nichts. Sie bat nur für das Glück ihres Landes, — und solche Bitten erniedrigen kein gekröntes Haupt! —

Im ersten Augenblick frug sie der Kaiser kurz, und, wie man behauptet, mit Bitterkeit:

„Warum stritt Ihr Gemahl gegen mich?“ und sie soll geantwortet haben:

„Mein Gemahl ist preußischer General! — Was würden Eure Majestät von einem Ihrer Generale denken, wenn er, bei einem entstehenden Feldzuge, zu fechten sich weigerte.“

Die deutsche Oberhofmeisterin.

Die kluge bejahrte Frau von B., Oberhofmeisterin an einem deutschen Hofe, sagte zu einem alten weibischen

General, der aus der verlornen Schlacht klagend zu ihr eilte, um alles umſtändlich zu erzählen.

„Laſſen Sie uns ſetzen, lieber General, damit ein paar alte Weiber einmal recht in Muſe mit einander plaudern können!“ —

Verdient die preußiſche Armee im Allgemeinen, daß man ſeit den letzten Ereigniſſen an ihrer Tapferkeit zweifelt? —

(Wer hoch geſtiegen, — fällt tief.)

Man erſtaunt und fragt: „wie iſt es möglich, daß die große *) preußiſche Armee in einem Tage gänzlich geſchlagen und zerſtreuet wird?“ —

= Viele blind Urtheilende hielten dieſe Armee für unüberwindlich, und eben dieſe fällen anjetzt wieder in ihrer Blindheit ein entgegengeſetztes falſches Urtheil.

= Es iſt bekannt, daß der König, — in ſich ſelbſt ein zu geringes Vertrauen ſetzend, — die Leitung des Ganzen dem Herzog von Braunſchweig übergab, und nichts ohne ſeine Zuſtimmung beſchloß. —

= Wenn man nun erwägt, daß der Herzog, der alles Dirigirende, von dem alle Befehle ausgingen, unwiſ-

*) Sie war am Tage der Schlacht bei Jena und Auerſtädt 75,000 Mann ſtark.

send und untauglich zum Feldherrn war; — daß dieser Fürst dieses selbst fühlte, allein aus Stolz das Kommando nicht niederlegen wollte; — daß er, um thätig zu scheinen, die Truppen durch einander werfend, ohne alle Rücksicht auf Terrain, mit unnöthigen Märschen ermüdete, und durch zwecklose Fatiguen muthlos machte; — daß überhaupt unter dieser matten Feder, das zu künstliche und aus zu vielen Rädern zusammengesetzte Uhrwerk der preußischen Militair-Maschine, alle Regung und kräftige Wirkung verlor; — daß die verschiedenen Feldherren, theilweise dieses einsehend, mit dem Herzog und unter sich im steten Widerspruch lebten und widersprechend agirten; — daß also hier die durchaus nöthige Einheit und Uebereinstimmung in den Planen gänzlich fehlte; — daß durch des Herzogs Fehler, durch Fehler und Betrügereien des Kommissariats, den Truppen hinlängliche Munition fehlte, und sie durchaus an Unterhalt und Fourage Mangel litten; — daß sie nicht einmal Brot hatten, ihren Hunger zu stillen, — im eigenen Lande, — während die französische Armee ungeheure Lieferungen an Rindern, Wein und Rum erhielt; — daß der Tod des Prinzen Louis, des von seinen Truppen geliebtesten, — ja vergötterten Generals, das Schauspiel traurig und niederschlagend eröffnete, einen allgemeinen Schlag verbreitete; — daß die Armee so gestellt war, daß ein geschlagenes Corps sich auf das andre stürzen mußte; — daß vor der Schlacht an keine Retirade

gedacht wurde; — daß die Bagage, welche vier Mal so viel Raum als die Armee einnahm, gleichsam mit in die Schlacht geführt wurde, und hierdurch die allgemeine Unordnung, die Hauptquelle alles Unglücks, später nicht zu verhindern war; — daß die Armee in der Schlacht die möglichst schlechteste Stellung hatte, eine Stellung, wodurch die Hälfte der Kavallerie in Defilees gerieth und unbrauchbar wurde; — daß die Infanterie hinter und durch einander stand, und die Bataillons fürchten mußten, auf eigne Truppen zu feuern; — daß die meisten Regimenter von entkräfteten Greisen geführt wurden, in dem Augenblick, da Jugendkraft und Entschlossenheit entschied; von Männern, welche, um ihre persönliche Bravour zu zeigen, weit vor den Regimentern gegen das feindliche Feuer ritten, ohne Befehle zu ertheilen, und von denen die meisten gleich Anfangs von Tirailleurs verwundet oder getödtet wurden: — wenn man dieses alles und den folgenden über die Flucht weitläuftiger handelnden Aufsatz erwägt, so muß der Gerechte einsehn, — daß die (gegen einen zwei Mal so starken, kühnen, im Kriege erfahrnen Feind, von den möglichst besten Feldherren angeführt) sieben Stunden fechtende preußische Armee nicht verdient, daß man sie beschimpfe. — Wer dreihundert und einige vierzig Officiere und 20,000 Mann auf dem Schlachtfelde läßt, kann nicht schlecht gefochten haben.

= Einige Worte über die Flucht nach der Schlacht bei Jena und Auerstädt.

= Die ganze preußische Armee hatte seit einigen Tagen nichts zu essen bekommen; sie kampirte. Der König erfuhr endlich diesen unerhörten Mangel bei der Armee. Ihm wurden unzählige Rationen und Portionen angerechnet, und er lebte in dem Irrthum, es herrsche bei seinen Truppen der größte Ueberfluß. —

= Er schaffte sogleich Vieh, Stroh und Heu, woran es vorzüglich in dem Lager fehlte, an. — Allein hiervon kam wenig oder gar nichts zur Armee, und nur einige Ochsen erschienen, als man eben aufbrach.

= In der finstern Nacht vor Auerstädt lag die Armee so durch einander, daß man die Leute nicht einmal nach Wasser senden durfte, indem sie sich nicht wieder zu ihren Regimentern gefunden haben würden.

= Die Preußen fochten am Vierzehnten nüchtern und mit hungrigen Magen. — Die Franzosen hingegen hatten die ganze Nacht vorher gebraten, gekocht und sich mit Wein gestärkt. In den Tornistern aller Gefangenen fand man gebratene Gänse, Hüner oder dergleichen. In = Bajonette des Regiments Wartensleben stürzte sich

ein betrunkener Franzoſe, noch ehe man etwas von den feindlichen Reihen ſah.

Die Schlacht, welche bis zum Abend währte, war verloren. — Anfangs ging der Rückzug in ziemlicher Ordnung, obgleich die Regimenter viel, und beſonders eine groſſe Anzahl Officiere verloren hatten. — Nun brach aber das natürliche Gefühl des Hungers unter den Leuten aus. Unaufhaltſam lief alles aus den Zügen nach den nächſten Dörfern, welche die Einwohner verlaſſen hatten, und aß ſich ſatt. Wo Wein oder Branntwein vorgefunden wurde, betrank man ſich. Die Officiere vertheilten ſich nun ebenfalls, um ihren Hunger zu befriedigen und die Leute zu ſammeln.

Die Armee zerſtückte ſich ſo immer mehr und mehr und ward bald von der dunkelſten Nacht überfallen. Sie fand die Wege durch Bagage verſperrt, und man mußte einzeln an verſchiedenen Orten durchdefiliren.

Nun kamen tauſend ſich widerſprechende Befehle. — Bald ſollte die Retirade über Weimar, bald über Erfurt, dann über Querfurt gehen. Bald ſollte der Sammlungsplatz in Nordhauſen oder in andern Orten des Harzes, dann wieder in Magdeburg ſeyn. Niemand gab beſtimmte Ordres. Die älteſten Generale ritten niedergeſchlagen, ohne den Leuten zuzureden oder etwas Beſtimmtes anzuordnen, bei den Regimentern vorbei.

Viele beſoffene Soldaten ſchoſſen und machten durch Geſchrei oder falſche Gerüchte ihre Kameraden muthlos.

= An der tête der viele Meilen langen Bagage-Kolonne lagen einige zerbrochene Wagen und Kanonen, welche alles übrige aufhielten. — Mehrere Kavalleriſten machten ſich den unſinnigen Spaß, und ſprengten ſchießend vorbei, indem ſie riefen: „die Franzoſen kommen!“ Proviant-, Munition-, Train- und Packknechte ſchnitten die Stränge ab, und ritten davon. —

= Der ſchlechtere Theil der Soldaten, der die Wege mit umgeworfenen Geldwagen und Koffers, voll der ſchönſten Sachen, bedeckt fand, fing an zu plündern. Viele Officiere, die dieſen Unfug nicht zu hindern vermochten, und denen man zum Theil alle Subordination verſagte, ritten, um an einem andern Orte vielleicht noch etwas Gutes zu ſtiften, voraus. —

= Am andern Morgen ſah man Wege und Felder von einem unabſehbaren Chaos aller Arten Militair unter einander bedeckt. —

= Neben Betrunkenen und laut Jauchzenden hauchten Verwundete, welche bei der allgemeinen Unordnung nicht hatten verbunden werden können, klagend ihren Geiſt aus. — Es war ein Anblick des Gräuels, und den edelſten braveſten Mann verließ ſein guter Genius bei ſolchen zerkniſchenden Scenen.

= Vor den ſich nähernden Franzoſen wuchs die Flucht, denn alles ſah ein, daß ein ſolcher Haufe keines Widerſtandes fähig war. — Ich kenne ſo viele brave Officiere, denen es in dieſem Augenblick willkommen geweſen wäre,

wenn eine feindliche Kugel ihrem Leben ein Ende gemacht hätte.

= In Erfurt sammelte man alles, was man konnte, um die Stadt zu vertheidigen, und wer in dieser Absicht dablieb, mußte mit kapituliren.

= In Nordhausen wurde Nachmittags ein Befehl gegeben, alle Infanterie-Officiere sollten mit so vielen Leuten als sie zu sammeln vermöchten, da bleiben, und schnell hieß man ihnen, sich wieder zu entfernen, als die Feinde vor der Stadt waren.

= So kreuzten sich überall und stets sich widersprechende Befehle. Es schien, als ob alle mögliche Kunst angewendet würde, die Leute muthlos zu machen und die Flucht zu befördern. Nirgends war für Unterhalt der Truppen gesorgt. — Der König kaufte alles, was er in der Eile bekommen konnte, aus seiner Tasche an, und sendete es zurück zur Armee. Dieses überfielen und verdarben aber Einzelne. Unter tausend andern Vorfällen dieser Art, beging ein Komplott vom Regiment Malschitzki den Exceß, einem kommandirten Officier mit Gewalt einen Wagen voll Branntwein wegzunehmen. — Die Leute zerschlugen die Fässer, und legten sich mit dem Munde vor die Oeffnungen.

= So kam die fliehende Armee, wahrlich nicht aus banger Furcht vor den Franzosen gejagt, sondern von

dem innern nagenden Wurm aller möglichen zusammentreffenden Unglücksfälle zum Widerstande untauglich gemacht, bei Magdeburg an.

Napoleons Unterredung mit dem Baron Sinclair.

In einem früheren Zeitungsblatte erinnere ich mich über diese Sache etwas Unrichtiges gelesen zu haben. Ich kenne den B. Sinclair sehr genau, und kann daher dieses Ereigniß ganz der Wahrheit gemäß erzählen, indem Sinclair auch nicht im geringsten Ursache haben konnte, mir hierüber Unwahrheiten zu sagen.

Zugleich ist Folgendes ein Beleg zu der Bemerkung: welcher Wachsamkeit die in einen zuversichtlichen Schlummer versunkene preußische Armee, deren erhabener König sich zu furchtlos und unvorsichtig auf seine Ueberzeugung der gerechten Sache stützte, gegenüber stand.

Vor der Schlacht bei Jena reiste Sinclair, ein achtzehnjähriger junger Engländer, nach Weimar, entfernt von allen militairischen Beziehungen. Er wollte daselbst einen Freund besuchen. Unglücklicherweise gerieth er zwischen die preußische und französische Armee, und ward nebst einem Prediger aus dem Sächsischen, welcher ihn begleitete, von einer französischen Patrouille gefan-

gen. — Als Engländer hielt man ihn für einen Spion, und Beide wurden nach Auma, wo der Kaiser war, gebracht. Napoleon wollte sie sehen. Es war morgens drei Uhr, als sie vor ihn geführt wurden. Der Kaiser trank Thee, und saß in einem weißen Schlafrock und weißer Mütze an einem mit vielen Charten und Planen bedeckten Tisch. Es war nur ein General bei ihm im Zimmer, und dieser zeichnete etwas mit Kreide auf den Tisch. Da der Prediger vor Schreck die Sprache verloren zu haben schien, so wendete der Kaiser seine Anrede an Sinclair.

Er frug ihn bestimmt und kurz nach seinem Namen und Geschäften, und was er, der mitten durch die preußische Armee gekommen war, da gesehen und gehört hätte. Sinclair wußte ihm aber über nichts Militairisches Aufschluß zu geben.

Napoleon trat vor eine große sächsische Charte, dergleichen Sinclair je gesehn zu haben sich nicht erinnerte, und verlangte, Sinclair solle ihm die Position der Preußen zeigen. Diese Charte war mit vielen Reihen Nadeln gegen einander überstehend besteckt. Auf den Nadeln befanden sich hölzerne Knöpfe von verschiedenen Farben.

Später frug er genau nach der Beschaffenheit, nach den Krümmungen, Höhen oder Tiefen des Weges, auf welchen Sinclair gekommen war. — Als Sinclair dieses nur oberflächlich beschreiben konnte, ward Jemand ins Zimmer gerufen. Dieser Eintretende sprach nur ge-

brochen Französisch und schien ein Deutscher zu seyn. Uebrigens trug er eine französische Uniform. Auf Verlangen des Kaisers zeichnete er in einigen Minuten den Plan des von Sinclair zurückgelegten Weges, indem ihm dieser die berührten Oerter angeben mußte.

Als sich der Kaiser aus Sinclairs Reden und Papieren überzeugt zu haben schien, daß er nichts weniger als Spion sei, entließ er ihn, jedoch blieb er arretirt. Indem er sich aus dem Zimmer entfernte, rief ihm der Kaiser nach: „Haben denn die Preußen Kunde von mir und meiner Armee?“ — Sinclair versicherte, er sey im Hauptquartier des Herzogs von Braunschweig gewesen, und man habe allgemein daselbst geglaubt und versichert: die französische Hauptarmee befinde sich noch weit hinter dem Thüringer Wald.

Napoleon brach hierauf lachend in die Worte aus: „Ces Bronsuiques, ces perruques seront furieusement trompés!“ —

Universität München

Aphorismen, — über den Herzog von Braunschweig.

Der eigentliche Charakter des Herzogs war Schwäche aller Art; — er war gutherzig und verzieh gern, wenn seine Ehre nur nicht mit im Spiele war. — Wer aber

seine oft sehr kleinlichen Befehle nicht auf das genaueste befolgte, dem trug er solches immer nach, und machte ihn nicht selten unglücklich. Außer einigen uralten taktischen Grundsätzen, war er sehr unwissend, und dieses besonders in der neuern Kriegskunst. In seinen spätern Jahren schien er fast gänzlich in Kindheit und Eigensinn verfallen zu seyn. — Er besaß äußerst viel Eigendünkel und Stolz, und war Sklave aller, selbst der gemeinsten Schmeicheleien. — Wer ihm jemals von seinen Untergebenen, bei irgend einer Gelegenheit etwas Angenehmes hatte sagen können, der stand gewiß auf seiner Schreibtafel aufgewerkt, und ward nicht selten unvermuthet zu seiner eigenen Verwunderung vortheilhaft versetzt, oft auf einen Platz, wohin er gar nicht paßte. — Sein Steckenpferd bestand darin, von einer Garnison zur andern zu reisen, um daselbst die Truppen en Korporal zu exerciren. Ueberall gab er bogenlange Befehle über Kleinigkeiten; Verbesserungen im Schnitt der Kleidung, die Länge der Zöpfe, das Setzen der Hüte u. s. w. betreffend. Es ist authentisch, daß beinahe alle seine Dispositionen bei den großen Magdeburger Revüen oder Herbst-Manövres anfingen und aufhörten, mit den Worten: „Positur, Gewehrtragen und das Sitzen der Hüte genau nachgesehen;" oder: „wenn der Schritt gehörig ruhig."

Wie er seine Untergebenen mit diesem ruhigen, zum Einschlafen langsamen Schritt gequält hat, ist unglaublich. — Er schien sich ganz in ihn verliebt zu haben. Es

mochte alles bei seinem Exerciren schlecht gehen, wenn nur der Schritt nicht rasch war, — und wer am langsamsten marschirte, schoß gewiß den Vogel ab.

Als er vor drei Jahren zu einem wichtigen Kriegsrathe eiligst nach Berlin gerufen wurde, und nicht so viel Zeit hatte, bei seiner Durchreise in Magdeburg zu speisen, ließ er plötzlich am Thore halten, eilte auf den wachthabenden Officier am Sudenburger Thore zu, und sagte diesem die gröbsten Grobheiten. Dieser, der Lieut. v. L., der gar nicht wußte, woher seine Ungnade rührte, erstaunte nicht wenig. — Der Herzog hatte bemerkt, daß diesem Officier, der nichts weniger als ein Windbeutel ist, einige Haare vorn unter dem Hute vorragten, welches seine größte Antipathie zu seyn schien. — L. büßte hierüber in einem achttägigen Arrest.

Ueberhaupt hing der Herzog mit unglaublichem Wohlgefallen an dem ältern steifen Anzug. Die Armee hat es bloß ihm und seinen steten Vorstellungen hierüber beim König zu danken, daß sie unzweckmäßig gekleidet war.

Eine lange Weste, ein Schneehaupt, ein breiter Rockschoß konnten seine Gunst erringen, so wie das Gegentheil sie verscherzen. Da es vielen alten Herren in der Armee auf diese Art leicht wurde, ein militairisches Gewicht zu erhalten, so begünstigten sie diese Schwachheiten, und verloren dadurch die Liebe und das Vertrauen jüngerer Officiere. Es konnte nicht fehlen, daß viele Of-

ficiere, welche die Geſchichte des Tages beobachteten, und die neuere Kriegskunſt ſtudirten, einſahen, wie weit man in der beſſern Taktik zurückblieb. — Es wurden ſogar nicht ſelten Einige hierüber laut, und gaben ſchriftliche Bemerkungen ein. Allein viele Aeltere, die ſeit zehn, zwanzig Jahren dieſen Schlendrian gegangen waren, deren ſchwache Köpfe dieſes ewige Einerlei einſtudirt und endlich, jedoch viele noch nicht einmal maſchinenmäßig begriffen hatten; dieſe Alten, ſag ich, ſchlugen das aufkeimende junge Talent, das ſich des Beſſern befleißigte, nieder, weil ſie ſich ſo ſchwach in allem Neuen fühlten. Wie ſehr die jungen Herren im Allgemeinen von des Herzogs Unbrauchbarkeit überzeugt waren, und ſeine Schwächen kannten, beweiſen unzählige Aufſätze und Schmähſchriften, welche insgeheim unter den Regimentern cirkulirten. — Ein gewiſſer L. v. d. G., zeichnete ſich hierin aus. — Er hat eine ganze Komödie über ihn, in Verein einiger alten Generals, geſchrieben, welche voller trefflicher und (leider ſehen wir es jetzt ein) voller ominöſer Bemerkungen iſt, und ſich nicht etwa bloß auf ſeine kleineren Schwächen bezieht.

Nicht ſelten habe ich dieſem Fürſten voll Verwunderung Tage lang zugeſehen, wenn er ſeine Inſpektion in Magdeburg exercirte. Gewöhnlich kam er ſchwach und kränklich hierher, und wenn er einige Stunden hinter einander mit einem Depot oder andern Bataillon im fünf und ſiebziger Exercir- oder ſechs und ſiebziger Parade-

Schritte *) auf- und abgelaufen war, so erheiterte sich sein Gesicht, und man sah ihn freudig und gestärkt von Parade gehn.

So auffallend es ist, daß sich der erste preußische Feldherr mit solchen Kleinigkeiten beschäftigte, eben so auffallend war aber auch die Fertigkeit, welche seine Inspektion in allem en detail Exerciren, im Richten, Gewehrhalten und Marschiren besaß.

Fremde Officiere, welche hier eine Parade aufziehen sahen, konnten gewöhnlich ihre Bewunderung hierüber nicht genugsam ausdrücken. — Als aber vor drei Jahren eine ansehnliche französische Generalität der großen Revüe beiwohnte, und der Herzog die ganze Kolonne, welche einige Schritte Distance verloren hatte, umkehren und noch einmal aufmarschiren ließ, und zur Redressirung eines Fehlers, den einige Minuten verbessern konnten, zwei Stunden Zeit gebrauchte, da mögen ihn diese Generals wohl schon damals haben kennen lernen.

Das beste Gegenstück zu ihm machte des Prinzen Louis Art und Weise, die Truppen zu exerciren. — Beide selige Herren waren auch stete Antipoden.

Ein sehr interessanter Anblick war es, als einmal der Prinz Louis zu einer Zeit, wo der Herzog nicht

*) Er hatte außer dem in der preußischen Armee gebräuchlichen 75ziger zur Parade, einen 76iger ausgegrübelt. — Man denke sich diese Arbeit, es dahin zu bringen, den einmal eingelernten Schritt um den 75sten Theil einer Minute zu mäßigen.

kommen konnte, die Inspektion übernahm. Wenige Tage vorher hatte ich den Herzog trillen sehen. — Welch ein Kontrast! —

Rasch wünschte Louis die Linien versetzen zu können, aber es wurde ihm sehr schwer, diese langsamen Massen in Ordnung und Thätigkeit zu erhalten. Viele der alten Herren glaubten, die Welt würde untergehen, weil er gleich im Geschwindschritt anfing, und ich bin überzeugt, — hätte der Herzog dieses gesehen, er würde Jena nicht erlebt haben.

Als man sich sehr ungeschickt zu ganz leichten, nur nicht gewohnten Evolutionen anstellte, rief der Prinz die Stabsofficiere zusammen, und redete sie mit den Worten an: — „Aber meine Herren, was exercirt denn der Herzog den ganzen Tag, wenn sie nichts lernen!“ —

Künftig ein mehreres über den Herzog.

Man glaube nicht, daß obige Bemerkungen etwa aus Haß gegen den Herzog, oder aus irgend einer Absicht, oder von einem seiner Feinde niedergeschrieben worden sind. Im Gegentheil habe ich den Herzog als Privatmann geliebt. Ich habe oft mit diesem Herren zu thun gehabt, und, indem ich mich in seine Schwachheiten zu schicken wußte, Beweise seiner Zuneigung und Artigkeit erhalten. Was ich von ihm sage, ist durchaus wahr, so übertrieben es auch scheint! — Wollte Gott, ich könnte die Schuld mindern, die dieses graue Haupt

auf sich hat; aber leider, seh ich in ihm nur immer mehr und mehr die Hauptquelle des großen Unglücks für Preußen.

Ein interessanter Beitrag zur Charakterschilderung des Prinzen Louis von Preußen.

Dieser Prinz sah ein, wie mangelhaft bei der preußischen Armee dafür gesorgt war, die einstmaligen Vertheidiger des Staates in militairischen Kenntnissen zu unterrichten. Wenn auch im Allgemeinen einige vorzüglich gute Anstalten für militairische Eleven in Berlin und Potsdam bestanden, so konnten doch nur wenige daran Theil nehmen, und nicht selten wurde ein ganz roher Junker vom Lande bei einem Regimente angestellt und stieg zu hohen Chargen, ohne zu wissen wie ein Schanzgraben aufgeworfen wird, und ohne Begriffe von den geringsten, im Felde täglich vorfallenden Kleinigkeiten zu haben, wenn er sich der Kriegskunst nicht aus eigenem Antrieb, wozu ihm aber oft die Mittel fehlten, befleißigte. —

Prinz Louis hatte in seinem Palais mehrere Zimmer zu einer Schule der Junker und jungen Officiere, welche daran Theil nehmen wollten, eingerichtet. — Nicht bloß der Feldprediger, wie gewöhnlich, sondern Lehrer

aller Art mußten hier Unterricht geben. — Sein Regiment war das einzige in der Armee, bei welchem die Junkers blos nach ihren Fähigkeiten, ohne alle Beobachtung der Anciennete', zum Officier befördert wurden. Er hielt Examen und bestimmte das Avancement. Mancher Junker aus dieser Schule konnte einem Feldmarschall der Armee etwas aufzurathen geben. Einer von ihnen hatte schon seit sechs Jahren auf sein Avancement gehartt. Dessen alter Adel so wenig, als die häufigen Bitten seiner bedeutenden Verwandten, vermochten den Prinzen zu bewegen. Er wollte nichts lernen, und er blieb was er war. Viele Andere, worunter ein Bürgerlicher, indem er besondere Fähigkeiten fand, wurden ihm vorgezogen. —

Eines Morgens trat der Unterricht ertheilende Ingenieur-Officier in des Prinzen Zimmer, und bat um einen Tag Urlaub. Der Prinz gewährte seine Bitte, und befahl, die Junker sollten nicht zu Hause gehn, sondern im Lehrzimmer bleiben. — Sein Pferd stand schon vor der Thüre, welches ihn zu seiner Lieblingsbelustigung, zur Jagd, tragen sollte. — Er ging aber hinauf, den Junkern Unterricht zu ertheilen. Die jungen Herren erstaunten nicht wenig über diesen Lehrer. Der Prinz übersah ihre Arbeiten und den an einer Tafel gezeichneten Plan, und fand sich augenblicklich da zu Hause, wo der Unterricht des Ingenieurs stehen geblieben war. Er zeigte tiefe Kenntnisse in der Mathe-

matik, und was merkwürdiger war, auch eine außerordentliche Gabe, dem Schüler etwas begreiflich zu machen, da es doch gewiß die erste Stunde in seinem Leben war, wo er in einer Regimentsschule als Lehrer auftrat. — Er fuhr mit diesem Unterricht über zwei Stunden fort; — dieses zeigt doch wohl nicht von Unbeständigkeit, welcher man des Prinzen Charakter beschuldigen will. — Ueberhaupt urtheilen so viele Menschen über diesen Herrn nach seinen jüngern Jahren, wo seine Lebhaftigkeit und sein thätiger Geist ihn nimmer ruhen ließen. Aber in seinen gesetzten Jahren bewies er viel Ausdauer, sobald diese nur zu einem nützlichen Zweck führte. Er erlernte mit vielem anhaltenden Fleiß fast alle Sprachen. —

Seinen edeln Charakter, seine unbeschreibliche Gutherzigkeit, belegt folgender Zug seines vortreflichen Herzens. — Er fuhr eines Tages im Schlitten nach dem von Magdeburg mehrere Meilen entfernten Gute Pöthen, und da die Fahrt schnell von Hause wegging, hatte sein Kammerdiener nicht soviel Zeit, einen Ueberrock anzuziehen. Dieser Mensch saß hinten auf der Pritsche und fror, da es außerordentlich kalt war, so stark, daß ihm die Zähne klapperten. Kaum bemerkt dieß der Prinz, so kehrt er sich um und fragt: was ihm fehle. Als er erfährt, daß er die Schuld sey, zieht er seinen Pelz aus und zwingt den Bedienten, diesen anzuziehen, indem er sagt: „Siehst du, ich habe ja noch einen Ueberrock an, und du sitzest im bloßen Leibrock da!“ — Der Kammerherr v. G. wollte

seinen Augen nicht trauen, als er den Prinzen in dieser Kälte im leichten Ueberrocke, und seinen Diener im prächtigen Zobelpelz mit dem schwarzen Adlerorden, auf seinem Gute ankommen sah!

Tod des Prinzen Louis bei Saalfeld — und des Fahnjunkers bei Halle.

Dem Freund des Edleren und Schönen
Weih ich Gesang von Mavors edlen Söhnen! —
Den Führer zeig ich ihm, der das Gefecht regierte,
Und den Geringeren, der eine Fahne führte! —
Gewiß noch viele waren zwischen ihnen,
Die wohl Gesang, die wohl Bewunderung verdienen! —

Des Prinzen Heldentod.

Traurig saß Louis, und sinnend, erwog des Feldherrn Versäumniß:
„Warlich, Friedrich du Einziger, schon ständest du lange am Rheine
„Siegreich, und groß, und dein Heer in trefflich geordneten Reihen:

„Nimmer vergönntest du ihm, dem Feinde, die kostbare Muse."

Da erschien ihm der goldene Tag, der so bange ersehnte,
Und die herrliche Stunde erschien dem muthvollen Helden,
Wo ihm vergönnt war dem Feind ins offene Auge zu sehen.
— Da bestieg er das Roß, den edlen britannischen Renner,
Der in muthiger Kraft wie der Adler der Lüfte dahin flog:
Königlich blickte der Schöne herab von dem schnaubenden Rosse,
Wie ein Centaur an die Glieder des herrlichen Thieres gegossen,
Und der Anblick erfüllte mit Muth die Herzen der Krieger.
Und er eilt in den Kampf, es donnert vom Hufschlag die Brücke,
Fort in die Ebene dringt er, es weichen die gallischen Scharen,
Immer verfolgen die Seinen, und fern über blutigem Schlachtfeld
Auf dem' erfochtnen Gebiet weht hoch der flatternde Adler.
Siegreich denket der Held nicht seines verwundeten Armes:
Vorwärts! ruft er, und dringt stets vor auf tödtlichem Pfade.
Da entstürzen der Feinde viel tausend und abermal tausend

Dem verrätherischen Berg, und blutiger wird das Gemetzel:
Und Borussia's Söhne von fünffach stärkeren Feinden
Rings umgeben, sie kämpfen wie einst Spartanische Scharen.
Und sie fallen um ihn: und Louis umringen wohl zehne,
Größer fühlt sich der Held, da viele auf ihn sich stürzen.
Enger und enger wird das wild verworrne Gedränge,
Schaurige Nacht verbreiten die Donner redenden Erze:
Und der Staub, den der zitternde Huf des schäumenden Rosses
Aufwirft, dämpft das spritzende Blut, der Sterbenden Angstschweiß.
Lächelnd blickt Louis herab, und schaut auf das laute Getümmel,
Auf die Wunden, die ihn an vielen Stellen gezeichnet,
Herrliche Orden scheinen sie ihm, dem muthigen Helden.
Ach, da sieht er zugleich mit hoher unnennbarer Wehmuth,
Wie die Seinen, nur wenig dem Tode Entronnene, fliehen,
Und er gedenkt den Schwachen ein leuchtendes Beispiel zu geben:
Ritzt mit dem eisernen Sporn die Seite des müderen Rosses,
Und mit gewaltigem Streich haut er den Gegner zu Boden.
Neunfache Wunden schon führen des Prinzen Herzblut zur Erde:
Saalfelds Gefilde seyd stolz, ihr tranket königlich Herzblut.

Gleich einer ehernen Mauer umgeben die Feinde den Hohen,
Und von Ehrfurcht beseelt entbieten sie alle ihm Gnade.
Schrecklicher tönte ihm nimmer ein Wort, denn das der Ergebung:
Theuer beschloß er dem Feind das theuere Leben zu lassen.
Und sie lähmen die Rechte dem Helden: doch gibt er sich nimmer:
Und ein feindliches Schwert durchstößt ihm dem fürstlichen Busen.
Coburgs Fürstin durchflocht mit Lorbeern die blutigen Locken,
Und zu Saalfeld schlummert der Prinz mit lächelnder Miene,
Glücklicher denn wir alle! Er sah nicht unsre Vernichtung.

Schöner Tod des Fahnjunkers bei Halle.

Im Sturme des Schicksals entdeckt sich der Sinn,
Der göttliche, — nicht im Gemeinen.
Wild stürzen verheerende Fluthen dahin
Zerknicken die Halme, die kleinen,
Doch trotzet die Eiche, erhaben und groß! —
Und stünde allein sie von Allen
Und wühlt die Gewalt mit den Wurzeln sie los,
Ungebeugt muß die herrliche fallen.

Wild ſtürmte bei Halle die furchtbare Schlacht,
Vom Donner erbebten die Höhen,
Am Himmel, verhüllet in ſchaurige Nacht,
Laſſen zückende Blitze ſich ſehn. —
Es rauſchte vom Blute geröthet die Saale,
Da ſenkte das Schickſal der Gallier Schale.

Es tobte hinweg durch die engende Schlucht
Das Heer der geſchlagenen Krieger,
Und unaufhaltſam die reißende Flucht
Verfolgte der wüthige Sieger,
Und wen das Getümmel nicht fortgetrieben,
Erlag der Reiſigen grimmigen Hieben. —
Von Jammergetöſe die Luft erſchallt. —
Kein Tapfrer, der rettend erſchiene,
Vermöchte zu hemmen des Feindes Gewalt,
Zu hemmen den Sturz der Lavine.

Und als der Feind alles niederſchlägt, —
Der Jüngling vom edlen Geſchlechte,
Der würdig der Brennen Fahne trägt,
Er ſtehet, ein Fels im Gefechte. —
Und als er die Seinen entfliehen ſieht,
Da weinet er laut, — und entfliehet nicht mit! —
Es wird ihm die Bruſt ſo beklommen,
Von hohem Muthe beſeelet er ſpricht: —
„Hat der Feind mir den Troſt auch genommen,
„Er nimmt mir die heilige Fahne doch nicht! —

Und als er den hohen Gedanken gefaßt,
Da blitzet sein Auge verkläret,
Ihm glühet die Wange, die vorher erblaßt,
Er scheint sich der Gottheit genähert. —
Schnell eilt er auf zackigten Pfaden
Zu der Saale schroffsten Gestaden. —
Nicht schreckt ihn das Rauschen der Fluthen,
Wo Sterbende klagend verbluten.
„Wohl habt ihr da unten ein glückliches Loos"
So ruft er, — (hoch hält er am Stabe
Den wehenden Adler) „er war einst so groß,
„Ich trage ihn würdig zu Grabe!" —
Wie der Bräutigam herzet die liebende Braut,
So umwehet die blühenden Glieder
Des Jünglings die Fahne, die ihm ward vertraut! —
Mit ihr wirft er kühn sich hernieder. —
Er endet so gern in den Wellen,
Kann er sterbend zu ihr sich gesellen.

Mehrere der preußiſchen Armee zur Ehre gereichende Thatſachen.

Tod des preußiſchen Lieutenants v. Klöden.

In der Schlacht bei Auerſtädt wurden dem Lieut. v. Klöden, vom Infanterie-Regiment v. Kleiſt, durch eine Kanonenkugel beide Beine weggenommen.

Mehrere Soldaten eilten ihm Hülfe zu leiſten. Er bedeutete ſie mit mit der größten Faſſung, ſie ſollten in Reihe und Glied bleiben und dem König fechten helfen, indem ihm nicht mehr zu helfen ſey. — Als die Retirade anfing, winkte er einem Burſchen von irgend einem andern Regimente, und gab ihm ſterbend ſeine Uhr und ſein Geld, mit den Worten: „Nimm dieſes, damit es die Feinde nicht bekommen.“

Ein Officier vom Regiment Prinz Heinrich von Preußen.

Das Regiment Prinz Heinrich von Preußen ſtand vier Stunden im heftigſten Kartätſchenfeuer bei Auerſtädt. Mehrere Male warf es den Angriff von drei franzöſiſchen Kavallerie-Regimentern, durch Bataillons-Salven, welche ſie mit vieler Ruhe gaben, zurück. Dieſes Regiment, welches 1700 Mann ſtark war, ſchmolz bis auf 800

Mann. Bei der allgemeinen Retirade ging es endlich mit zurück. Ein Lieutenant, deſſen Name mir entfallen iſt, ſtürzte ſich noch zuletzt allein, mit den Worten, in den Feind: „Den Tag, wo ich Preußen fliehen ſehe, will ich nicht überleben.“ — Man hat nie wieder etwas von dieſem Officier gehört.

Der Hauptmann von Bißmark.

Dieſer Officier ward, gleich beim erſten Avanciren gegen den Feind, durch eine Flintenkugel gefährlich in den Unterleib verwundet. — Er fiel um! — Seine Kompagnie, die ihn ſehr liebte, ſtutzte, und wollte im erſten Augenblick nicht vorwärts. Als dieſes der Hauptmann bemerkte, ſprang er auf, hielt das Schnupftuch vor ſeine Wunde, und ſagte zu den Leuten: „Kinder, ich befinde mich nicht recht wohl. — Ich will einen Augenblick zu einem Feldſcheer eilen und werde bald wieder bei Euch ſeyn.“ Die Kompagnie glaubte dieß, und drang weiter vor. — Sein Bedienter, der ihn zurückführte, ſah bald, daß dieſes Aufſtehen die größte Anſtrengung ſeiner letzten Kräfte erfordert hatte, — denn nach zwanzig Schritten fiel er wieder ohnmächtig hin.

Entſchloſſenheit eines jungen Officiers.

Der Fähnrich von Putkammer, im Regiment ſeiner Majeſtät des Königs von Preußen, ein kleiner ſchwach gebauter junger Mann, von höchſtens ſiebzehn

Jahren, bemerkte einen ganzen Train Kanonenknechte, welche ihr Geſchütz im Stich gelaſſen hatten, mit ihren Feuerwerkern und Unterofficieren ganz gemächlich auf geſunden ſtarken Pferden einherreiten. Es fiel ihnen nicht ein, die am Wege ſtehenden Kanonen zu retten. —

Der kleine junge Mann ſprengte mit gezogenem Degen auf ſie zu, hauend und ſtechend. — Er befahl ihnen augenblicklich, die Pferde vor die da ſtehenden Kanonen zu legen. — Die Dreiſtigkeit des Officiers hatte ſie erſchreckt, und ängſtlich erfüllten ſie ſeinen Willen. Da widerſetzte ſich ein alter Unterofficier, und wollte ſich durch Schimpfreden und Brutalität den Pflichten der Subordination entziehen. Der Officier und er geriethen näher gegen einander, ſchon hatte letzterer den Säbel gegen ihn gezogen, als der Unterofficier Berger vom Leib-Kuiraſſier-Regiment herbeieilte, und dem Pflichtvergeſſenen den Kopf ſpaltete.

Dem Fähnrich und dieſem braven Unterofficier gelang es nun, vier Kanonen und eben ſoviel Pulverwagen wieder in Gang zu bringen, welche glücklich nach Magdeburg gekommen ſind.

Eine ähnliche Widerſetzlichkeit beging ein Reiter vom Regiment der Königin, welcher in der Beſoffenheit viel Unfug anſtiftete, und ſich dem Hauptmann von K. im Regiment v. Kleiſt thätig widerſetzte. Ein junger Officier der L. v. L., rettete den Hauptmann mit Gefahr ſeines Lebens, indem er dem Reiter den Arm lähmte. —

Aussage der Bewohner von Isserstädt.

Mehrere Bewohner von Isserstädt und der umliegenden Gegend versichern, und wollen es eidlich betheuern, daß sie, als sie sich auf dem Schlachtfelde der zwischen den Hohenlohischen und Rüchelschen Corps mit dem Feinde vorfallenden Gefechte befanden, sie auch nicht einen einzigen Officier der preußischen Armee gesehen haben, welcher sich feig gezeigt hätte. Im Gegentheil haben sich diese Officiere immer zu zehn Schritten vor der Fronte gehalten, und sind viele von ihnen wohl 30 Schritte voraus gegen den Feind gedrungen, um die Leute nur heranzubringen. Sie sagen, es sey rührend gewesen zu sehen, mit welcher Beredsamkeit, mit Bitten und Drohungen, oft ein Officier den fliehenden Haufen wieder zum Stehen gebracht, und mit ihm den Tod gefunden habe.

Die Zahl der hier gebliebenen Officiere beweist ihre Aussage. Mehrere Regimenter, worunter sie nur das v. Winnig und Alt v. Larisch zu nennen wußten, — hatten jedes über fünf und zwanzig auf dem Platze, theils getödtete, theils verwundete Officiere.

Der General Rüchel.

Rüchel, ein Mann voll beispiellosen Patriotismus und unermüdeter Thätigkeit, welcher gern einen hundertfachen Tod für seinen König gestorben wäre, wurde beim ersten Andringen mit seinem Corps von allen Seiten, und mit vorzüglicher Gewalt am linken Flügel angegriffen

Vielleicht wäre die Affaire bei Kapellendorf glücklicher abgelaufen, wenn ihn nicht eine Kugel, welche ihm unter dem Herzen in die Brust drang, unthätig gemacht hätte.

Jemand, dem es entweder im Kopfe oder im Herzen fehlte, hat den Namen dieses Generals, dessen Ehrliebe und strenge Rechtlichkeit bekannt ist, beleidigt, indem er in einem öffentlichen Blatte bekannt macht: er sei gefangen worden, er, der später bei des Königs Armee agirte. — Weiter unten befindet sich noch etwas in dem nämlichen Aufsatze über den General, welches aber der Bemerkung jedes braven Mannes unwürdig ist.

Es ist wahr, und Niemand kann es widersprechen, daß der General Rüchel niemals von den Franzosen gefangen worden ist. Ein Kommando Blücher-Husaren nahm ihn in Empfang und sauvirte ihn nach Magdeburg, von wo er nach Stettin und weiter ging. — Da man diesen geliebten General hatte vom Pferde stürzen sehen, so wurde der Ingenieur Hauptmann v. Rohde zu dem französischen kommandirenden General geschickt, um wegen seiner Rettung zu unterhandeln.

Nach der Schlacht bei Eylau, während beide gegen einander stehende Armeen sich gleichsam nach einem so harten Schlage auszuruhen schienen, war Rüchel in Königsberg und der umliegenden Gegend unbeschreiblich thätig. — Er schien in Bartenstein dem Hauptquartier des Königs und in Königsberg zugleich zu seyn. — Hier wendete sich alles an ihn, alles wurde durch ihn dirigirt, und

dort saß er in andern Arbeiten vertieft, so daß er oft in acht Tagen nicht zu Bette kam. Sechs Adjutanten halfen ihm in seinen Geschäften, und waren nicht im Stande das zu beenden, was man ihm auferlegte.

Nur hier noch einen Zug, welcher seinem Charakter Ehre macht. — Da er die Organisation der neuen Regimenter und Corps unter sich hatte, so stand seine Thüre nie stille von dienstsuchenden Subjekten.

Eben als er den Kopf voller Gedanken hatte, trat ein alter Soldat ein, welcher sich ranzionirt hatte, und wieder angestellt seyn wollte. Rüchel fuhr ihn etwas unsanft an! —

Da erzählte der Veteran, daß er mehrere hundert Meilen durch Gallizien her gekommen sey, und gern sein Leben für seinen guten König lassen wollte, und es traten dem Graubart Thränen in die Augen *). — Als Rüchel dieses bemerkte, brach ihm das Herz, und er drückte den braven Krieger umarmend an seinen Busen. Er machte ihn sogleich zum Unterofficier, und später zum Officier bei dem Freicorps von der Marwitz.

*) Man sehe die Anmerkung der 120. Seite im 5. Theil der Feuerbrände. Dieser war kein infamer Spitzbube, und Tausende von Selbstranzionirten waren dieses nicht. Ich habe nie gehört, daß einer davon gelaufen wäre, um seine Uniform zu verkaufen.

Perſönliche Tapferkeit des Königs von Preußen.

Der König von Preußen flog am Morgen der Schlacht wie ein Pfeil ſeinen Truppen vorbei, und ſetzte ſich an die Spitze der Armee. Er betrat zuerſt das Schlachtfeld und ritt kühn den franzöſiſchen Reihen entgegen. Als die Schlacht einen übeln Ausgang für ihn nahm, ſetzte er ſich mehrere Male vor einige Kavallerie-Regimenter, und führte ſie gegen den Feind. Ein Pferd ward unter ihm durch mehrere Kartätſchenkugeln niedergeriſſen. — Mit einer beiſpielloſen Gelaſſenheit würdigte er dieſen Zufall nicht einmal eines Wortes, und beſtieg unerſchrocken ein anderes Pferd. —

Eine Kugel ging ihm durch den rechten Aermel ſeines Rockes, und ſtreifte den Arm. — Nichts war aber im Stande ſeine Geiſtesgegenwart zu erſchüttern. In der unglücklichen Schlacht des 14. Octobers wollte er nicht vom Schlachtfelde weichen. — Er ritt im Angeſicht der feindlichen Wachtfeuer auf und ab; — er wollte ſeine Truppen ſammeln und ſogleich wieder angreifen. Theils widerriethen ihm dieß ältere Generale, theils war es auch unausführbar. —

Nur die dringendſten Bitten und Vorſtellungen eines Generals, der ihn beſchwor und flehend zu Füßen fiel, vermochten ihn ſich zu retten.

Sein erſtes Wort, als er den General Blücher

am andern Morgen sah, war: — „Lassen Sie uns mit aller Kavallerie, die wir noch haben, angreifen!“

Blücher war sehr geneigt hierzu, glaubte auch eine bedeutende Anzahl Eskadrons zusammen bringen zu können; — da brach ein General-Adjutant in die Worte aus: — „Ist denn noch nicht Blut genug geflossen!“ — Da wurden so viele Gegenvorstellungen gemacht, kurz die Sache unterblieb. — Der König war zu bescheiden, um aus sich selbst nach eigenen Ideen zu handeln. — Blücher bereute später so oft, daß er dieses schöne Unternehmen, das vielleicht viel gerettet, und ihm den Namen eines zweiten Ziethen gegeben hätte, nicht habe ausführen können.

Der Lieutenant von S. rettet seinen Kameraden das Leben.

Ein preußischer Officier, der Lieut. von S., welcher in diesem letzten französischen Kriege Anfangs nur ein unbedeutendes Freicorps zusammenbrachte, lag unweit einer kleinen, von den Franzosen eingenommenen Festung. — In dieser Festung wurden drei preußische Officiere, welche bei einer der frühern unglücklichen Festungs-Kapitulationen gefangen genommen waren, arretirt.

Sie wollten nach der Gegend von Königsberg, weil die Noth sie zwang, sich daselbst von ihren Verwandten mit Geld unterstützen zu lassen. — Die Franzosen, welche

dieß als einen Bruch ihrer Kapitulation ansahen, machten ihnen den Proceß, und wollten sie am andern Tage arquebusiren lassen.

S. erfuhr dieß durch Spione: unter den Gefangenen befand sich einer seiner besten Freunde, ein vorzüglich braver Officier. — Er läßt sogleich von vier verschiedenen Händen Reverse schreiben, und erdachte Namen französischer Officiere von entfernten Armee-Corps darunter setzen.

Diese Handschriften schickt er durch einen Trompeter an den französischen Festungs-Kommandanten, und läßt ihn benachrichtigen: sobald man Hand an die preußischen Officiere legte, so würde er die vier französischen Officiere erschießen lassen. Der Kommandant, welcher unmöglich alle Individuen des französischen Officier-Corps kennen konnte, maß dieser Sache Glauben bei, und S. rettete seinen Kameraden das Leben.

Glücklicher Coup, welchen zwei Officiere und einige funfzig Mann durch Entschlossenheit in der Schlacht bei Auerstädt ausführten.

Das Regiment von Kleist bekam in der Schlacht von Auerstädt mehrere Gewehr-Salven, ohne sehen zu können, wo diese herkamen. — Der General von Wedel, der dieses Regiment führte, bekam gleich Anfangs zwei Kugeln in die Brust. — Seinem Sohne und Adj.-

tanten gingen mehrere Kugeln durch den Hut und die Kleidung. Dem Major v. d. Marwitz, der später an seiner Wunde starb, ward das Bein zerschmettert. Der Fahnenjunker wurde niedergerissen. Die Hauptleute v. Dobeneck, v. Kutzkowski, viele andere Officiere und Leute lagen in ihrem Blute. Dem Hauptmann v. Kykpusch vom General-Stabe, welcher sich dem Regimente um eine Ordre zu bringen näherte, ward das Pferd erschossen.

Das Regiment fing an zu weichen. Der linke Flügel-Officier und der Lieut. v. S., welche bemerkten, daß dieses mörderische Feuer von einem Versteck Tirailleurs herrührte, die sich längs einem Graben gelagert hatten, beschlossen diese zu vertreiben. — Sie nahmen das linke Flügel-Peloton und mehrere einzelne zerstreute Soldaten zusammen, und drangen auf das Versteck ein. Die Feinde wurden mit gefälltem Bajonett geworfen.

Ein Kommando Kavallerie, das sich in der Nähe befand, haute mit vieler Wirkung auf die Fliehenden ein. Die zwei Officiere mit ihren 50 Mann machten 40 Gefangne.

Die Anzahl Gefangene, welche die Division von Wartensleben in der Schlacht gemacht hatte, belief sich auf 130 Mann, unter denen sich ein Oberst und 4 Officiere befanden. Beiläufig sei hier bemerkt, daß diese Division, welche hauptsächlich aus der Magdeburgischen Inspektion bestand, ohnweit Auerstädt des Feindes

Angriff, der sie noch im Aufmarsche überraschte, muthvoll zurückwarf, und diesen durch ein Dorf, welches er ansteckte, siegreich verfolgte. Der Feind retirirte sehr rasch, und machte jenseit des Dorfes Quarre's. Man wollte eben diese Quarre's von einem Berge, dessen Lage sich vortreflich dazu eignete, beschießen; allein mit Schrekken gewahrte man, daß die durch Mangel an Futter ermatteten Pferde das Geschütz nicht mehr fortbringen konnten, und ohnmächtig umfielen. Die einige Angriffe versuchende Kavallerie vermochte auch nichts zu bewirken. Die Franzosen hatten ansehnliche Verstärkungen bekommen. Eben begann ein hitziger zweiter Kampf, als von allen Seiten Adjutanten mit der Schreckensnachricht angesprengt kamen, daß die Armee an allen Orten geschlagen sey, und der Division befohlen, sich eiligst zurückzuziehen.

Den Gefangenen gab die große Unordnung auf der Retirade Gelegenheit, zu entkommen. Nach Magdeburg kamen nur der Oberst, drei Officiere und ungefähr hundert Mann.

Der General v. Kleist ließ sie sämmtlich, kurz vor Uebergabe der Festung, ohne Auswechselung in das französische Belagerungs-Corps zurückkehren.

Der gefangene Preuße.

Es ist bekannt, daß es in der französischen Armee gebräuchlich ist, daß die Officiere ihren Gefangenen das Geld abnehmen, welches man in andern Armeen nicht thut. —

Ein preußischer Officier hatte mit 16 Mann die Arriere-Garde von einigen Regimentern, die sich nach der Schlacht bei Jena durch die Grafschaft Hohenstein zurückzogen. Da er die Franzosen nicht so nahe glaubte, überließ er sich, in einem kleinen Dorfe ohnweit Walkenried, der seit fünf Tagen entbehrten Ruhe. — Er ward in der Nacht von einem großen Kommando überfallen, und wer Geld hatte, erhielt Pardon. Der französische Officier machte sich sogleich an den preußischen, und forderte seine Baarschaft. Als letzterer aber weder Geld noch Uhr besaß, drohte er, den schon Entwaffneten zusammen zu hauen. — In diesem Augenblick tritt ein preußischer gemeiner Soldat hervor, welcher schon mehrere Beute gemacht und einen Theil seines Geldes gut verborgen hatte. — Er zieht einen gefüllten Beutel, und gibt diesen mit folgenden Worten dem französischen Officier: — „Da nehmen Sie dieß, es ist die Baarschaft meines Lieutenants, welche er mir aufzubewahren gegeben hat."

Merkwürdige eingetroffene Ahnung.

Der Lieutenant und Adjutant von Werder im Grenadier-Bataillon v. Hannstein behauptete, schon als er mehrere Wochen vor der Schlacht bei Auerstädt durch Acken an der Elbe marschirte: es habe ihm geahnet, er würde in der ersten Schlacht bleiben. Er war auf einem Balle und es wurde hierüber viel gespaßt. Wer diesen Officier nicht genau kannte, hielt seine Aeußerung vielleicht für eine Feigheit, und seine Kameraden, die ihn als einen braven Mann kannten, vermutheten, er scherze.

Kurz vor dem ersten Angrif sagte er zum Lieut. v. D., einem seiner besten Freunde in besagtem Bataillon: — „Eben hat es mir wieder geahnet, und du wirst sehen, daß ich mich nicht irre." — Als das Bataillon aufmarschirt war, ritt er keck und ohne die geringste Furcht zu zeigen, vor den Leuten voraus dem Feind entgegen, um dadurch den Muth der Grenadiere zu stärken.

Kaum hörte man einige Kanonenschüsse, als Werder auch schon von einer Kartätschenlage zerrissen, todt zu Boden stürzte. —

Der General Quitzow.

Der General Quitzow hatte bei Auerstädt mit seinem braven Regimente viel Wirkung gethan, und er selbst wie ein Löwe gefochten. Er wurde mit Wunden bedeckt nach Magdeburg gebracht. Man nahm ihm da-

selbst das untere Bein ab, welche Operation er mit der möglichsten Fassung aushielt! —

Es entdeckte sich aber, daß der Brand schon in die Lende getreten sei, und man das Oberbein auch abnehmen müsse. — Als man mit dieser zweiten schrecklichen Operation anfing, brach sein Kammerdiener, welcher den General halten sollte, in lauten Jammer und Thränen aus. — Der General sah sich um und sprach zu ihm: — „Du Esel! — willst mich wohl wehmüthig machen," und hielt sich darauf, bei den fürchterlichsten Schmerzen, selbst an dem Tisch, worauf er lag, fest. — Allein er verschied während der Operation, und erreichte den so oft und gewiß so wahr geäußerten Wunsch: — diese traurigen Tage für Preußen nicht zu überleben. Dieses greisen Kriegers Seelenruhe und Fassung bei seinen unbeschreiblichen Schmerzen und Leiden, mußte jeden, der ihn auf seinem Krankenlager besuchte, mit tiefer Wehmuth erfüllen, und Niemand vermochte ohne Thränen von ihm zu scheiden.

Der Rittmeister von Boyen.

Der allgemein geliebte Rittmeister v. Boyen, vom Regiment Reitzenstein, der sich in der französischen Campagne am Rheine schon vortheilhaft auszeichnete, und mehrere Blessuren erhielt, fiel auf dem Schlachtfelde bei Auerstädt. — Er fragte röchelnd die um ihn sich befindenden Leuten: — „Wie geht es? — Siegen wir?"

und als seine Bursche ihm den letzten Trost nicht rauben wollten, und ihm zuriefen: „ja Herr Rittmeister, wir siegen," faltete Boyen die Hände gen Himmel, und verschied mit verklärtem Blick. —

Ein zweiter Aeneas.

Einen sehr rührenden Anblick gewährte mir es, als ich ungefähr 10. Meilen vom Schlachtfelde einen jungen nicht stark gebauten Soldaten bemerkte, der einen alten schwer blessirten Kameraden trug. — Ersterer war vom Regiment Herzog von Braunschweig, ein Westphälinger von Geburt, und der verwundete, ein Unger, hatte in der Garnison mit ihm in einem Hause gelegen. (Beider Namen schrieb ich auf, allein sie sind mir nebst einem Schatze wichtiger Bemerkungen verloren gegangen.)

Der junge Mann hatte seinen Freund, welcher schon nicht mehr zu sprechen vermochte, bald selbst getragen, bald auf Karren oder Wagen fortgeholfen. Seine Wunden hatte er mit in Wasser aufgeweichtem Brot verbunden. — Als ich mit diesem edlen Manne theilen wollte, was ich hatte, schlug er meine Gabe aus, indem er mir mehrere Beutel mit Geld zeigte, die er von den Franzosen Beute gemacht hätte. —

Braver vortreflicher Krieger, wärest du unter den Siegern gewesen, so würden Dichter und Zeitungsschreiber jetzt im vollen Schwunge der Begeisterung dein Lob ausposaunen, so mußte aber diese, mit so vielen tausend

andern schönen Thaten, von dem Strome der schrecklichsten Ereignisse dahingerissen werden! — Doch die höhere Macht, die vom Lichte des Orions bis zu der Perlenmuschel im Abgrunde des Meeres reicht, befahl, daß diese nicht in Vergessenheit untergehe, und des edeln Deutschen soll sich der Deutsche erfreun!

Der Prinz Carl von Carolath Schöneich.

Dieser Prinz, Lieutenant im Regiment Wartensleben, befand sich als Adjutant dieses Generals in der Schlacht bei Auerstädt. Er war sehr thätig, und suchte zu helfen wo er konnte, als ihm eine Gewehrkugel in die Brust drang. Er hielt sich noch einige Zeit zu Pferde, aber mußte sich bald, zu seinem größten Leidwesen, vom Schlachtfelde bringen lassen, um das aus der Wunde strömende Blut zu stillen. — Er wurde nach Erfurt gebracht, und weil seine Brust vorher schon schwächlich gewesen war, so fürchtete man für sein Leben. Als er die Lage von Erfurt und die Annäherung der Franzosen erfuhr, sprang er von seinem Lager auf, und ließ sich, ohne auf die Bitten und Warnung seines Arztes zu hören, vor das Thor hinaus führen. So schwer es ihm auch wurde zu sprechen, so redete er doch alle vorbei in die Stadt Eilenden freundlich an, und sprach ihnen Muth ein. Jeden Officier feuerte er an, sich auf den Petersberg zu werfen, und diesen gut zu vertheidigen. — Er wurde durch diese An-

ſtrengung ſo entkräftet, daß man ihn nach einigen Stunden beſinnungslos in die Stadt bringen mußte.

Die Bilaſchen Huſaren.

Bei einem Gefechte des Hohenlohſchen Corps ohnweit Kapellendorf, wo der 10,000 Mann ſtarke Feind 3 Regimenter Infanterie und einige Schwadronen Kavallerie zurückwarf, retirirten die Geſchlagenen mit vieler Ordnung.

Mehrere Bataillons, worunter ſich die Füſeliere von Boguslawski befanden, waren an der Queue, als eine große Macht Kavallerie, vereint mit Tirailleurs, auf ſie eindrang. Um ihren Kameraden den Rückzug möglich zu machen, hielten ſie und formirten ein Quarré. Zwei Eskadrons Bila Huſaren, welche ſchon weiter zurückgeritten waren, ſahen den Muth ihrer Kameraden, kehrten um und vereinigten ſich mit ihnen zur Vertheidigung der Maſſe. Die feindliche Kavallerie hauete ein, das Quarré gerieth in Unordnung, allein es wollte ſich nicht ergeben, und wurde faſt gänzlich niedergehauen. — Ein Major rief: Vivat Ziethen! ſetzte ſich nebſt drei Officiers vor die Spitze der Huſaren, und drang in den Feind. — Dieſe vier wurden niedergemetzelt, aber ſie bahnten über ihre Leichname den Weg durch vier feindliche Reihen. Die zwei Eskadrons verloren einige funfzig Mann, aber ſie hauten ſich durch und entgingen hier der Gefangenſchaft.

Daß die preußische Kavallerie wohl zu fechten verſteht, wenn ſie Terrain hat, und nicht in Kartätſchenfeuer geſtellt wird, davon unter vielen andern Beiſpielen, welche die gefangenen franzöſiſchen Officiere ſelbſt nicht läugnen konnten, hier nur dieſes.

Ohnweit Kapellendorf griff ein komplettes Regiment Chaſſeurs zu Pferde die am linken Flügel eines Infanterie-Corps ſtehenden zwei Eskadrons preußiſcher Dragoner und 150 Mann ſächſiſcher Kavallerie vom Regiment Albrecht an. Allein die Alliirten machten eine kühne Schwenkung, faßten die Franzoſen in die Flanke, umzingelten ſie und rieben das ganze Regiment auf. Nur wenigen glückte es, die Flucht zu ergreifen.

Die meiſten dieſer Beobachtungen ſchränken ſich nur auf einen kleinen Theil der preußiſchen Armee ein, weil der Erzähler, um ganz der Wahrheit getreu zu ſeyn, nichts mittheilt, als was er ſelbſt ſah, oder durch die glaubwürdigſten Beweiſe beſtätigt fand.

Im nächſten Hefte dieſer Schrift wird man mehreres dieſer Art von andern Armee-Corps, aus ſichern Quellen gezogen, aufführen können.

Der Oberst Scharnhorst.

Dieser Mann, einer der vorzüglichsten im preußischen Militair, ist neben Massenbach in der Organisations-Kommission. Vielleicht interessirt es den Leser, einige Lebensumstände von ihm zu erfahren.

Scharnhorst ward in der anmuthigsten Gegend des Hannöverschen geboren: sein Geburtsort heißt Bortenau, und liegt am Ufer der Leine. Früh ward er schon in die Kadettenschule versetzt, die der unsterbliche Graf von der Lippe-Bückeburg errichtete. Sie war auf dem Wilhelmsstein, einer kleinen, von dem Grafen auf dem Grunde des Wassers angelegten Festung im Steinhuder Meere. Die Zöglinge brachten es unglaublich weit in der Mathematik, der Fortifikation und andern Wissenschaften, denen sie sich in dieser Einsamkeit ganz widmen konnten: und Scharnhorst war in allen Fächern der Erste. Noch jetzt sprechen die Bewohner von Steinhude mit der ungeheucheltsten Bewunderung und Achtung von ihm.

Er trat darauf in die hannöversche Artillerie, die so manchen vortreflichen Anführer gebildet hat (ich will nur den dänischen General Huth nennen): sie hat aber ihm noch weit mehr zu verdanken, als sie ihm gewährte.

Er machte die Feldzüge in Flandern unter dem Herzog von York mit, und der Ausfall von Menin verkündet laut seine Ehre.

Als Oberstlieutenant trat er in königlich preußische Dienste, und war hier, so viel er vermochte, bedacht, dem Unwesen der ungeheuern Schwerfälligkeit der Bagage abzuhelfen. Aber leider drang er nicht durch. Das Unglück von Jena sagte er vorher. Aber nicht genug, es vorhergesehn zu haben, er wollte es vermindern: im Kartätschenfeuer verlor er sein Pferd, und bei Oesterode ward er verwundet. Mit dem Blücherschen Corps begab er sich durch das Meklenburgische nach Lübeck: seine Dispositionen vereitelten bei Gadebusch die Angriffe des Feindes. Die Feinde stürmten Lübeck: der Fehler, den der H. von B. O. beging, gab die Stadt in ihre Hände, Scharnhorst ward im Sturm gefangen genommen. Doch bald nachher ward er gegen den Aide de Camp von Bernadotte, den Oberst Gerard ausgewechselt, der bei Gadebusch gefangen gemacht war, und eilte nach Ostpreußen zu seinem Könige. An der Schlacht bei Eylau nahm er thätigen Antheil, und jetzt hofft die neuentstehende Armee auf seine Einrichtungen.

Bruchstück aus der Geschichte von Macedonien.

Flaminius hatte Philipp III. bei Cynoscephalä geschlagen: das Heer, das unter Alexander das erste der Welt war, hatte der unbekannten Taktik eines kriegerischen Volks weichen müssen; die Aetolier, deren Schreckwort sonst Macedonien war, eroberten triumphirend eine Veste nach der andern, als Philipp mit den Römern Friede schloß. Sein Land wurde allmälig von den Feinden geräumt, seine treuen Bundesgenossen, die der Achäische Bund begriff, wurden der Protektion der Römer unterworfen, behielten aber den Namen und die Rechte souverainer Staaten.

Mit trübem Blick, aber ungebeugt trat Philipp in die Veste Dium ein, und berief seine Getreuen, um zu untersuchen, was nach den harten Schlägen des Schicksals für ihn zu thun sey. Sein Rath war in zwei Parteien getheilt: die einen riethen ihm, sich in die Arme der Römer zu werfen, seinen Phalanx und seine Reiter zu entlassen, und als Bundesgenosse Truppen zu ihren Heeren zu stellen. Nur ihnen lächelt das Glück, sagten sie: deine Scharen werden in Asien Macedoniens Ruhm wiederherstellen, und vielleicht gewähren die Beherrscher der Welt dir den Oberbefehl über den Achäischen Bund. Dein

Reich ist das beträchtlichste unter den griechischen Staaten: der Name des Achäischen Bundes könnte in den eines Hellenischen verwandelt werden, und dann begrüßen wir dich als den Beherrscher von Hellas.

Schweigt, entgegnete Antigonus, den langjährige Treue dem König vor Allen empfohl: nur zu lange haben wir Eurem Geschwätz zugehört. Der Sprößling edler Könige, der Beherrscher von Macedonien, der Enkel Alexander des Einzigen: er sollte Römischer Präfekt werden? O Schmach über die, die das denken konnten.

O König, fuhr er fort, meine Liebe zu dir macht mich ergrimmen, wenn ich einen entehrenden Vorschlag höre, den man dir thut. Dir winkt jetzt ein herrliches Loos, das, der Vater deines Vaterlands zu seyn. Die Schlachten haben die Bande zersprengt, womit die verjährten Verhältnisse dich umstrickten. Die Politik, die dir vorspiegelte, daß deine Macht dich berechtige, über fremde Völker zu entscheiden, ist verstummt, dein Phalanx ist von den Ueberläufern, von den mühsam im Auslande Geworbenen gereinigt: deine Edeln rufen dich nicht mehr in die Feldschlacht hinaus. Wirb keine Scharen wieder, die dir nur im Frieden treu sind: ein kleines Heer von treuen Macedoniern, der schwerfälligen Bewegungen entwöhnt, der unnützen Lasten entledigt, schirme die Gränze deiner Staaten. Schnelligkeit! sey ihr Gebot: Schnelligkeit, womit dein Ahnherr die Scharen

des Oſtens und des Südens beſiegte. Kein Phalanx ſtarre mehr unbeweglich in feſt gegoſſenen Gliedern: keine Wagenburg hemme mehr die Märſche deiner Truppen; ſchnell wie der Blitz und eben ſo furchtbar drohe aus der verhüllenden Wolke dein Häuflein hervor, und treffe. Jeder Feldzug ſey ein Angriff: er wird ein Sieg ſeyn; aber ein Sieg, der deine Staaten ſchirmt, keiner, der fremde Nationen dir unterjocht. Wie ein wohlthätiges Gewitter reinige er die Luft von den Feinden; man wird ihm die brennende Hütte verzeihen.

Der Bürger ſey nicht mehr ein Bürger, er ſey Macedonier. Das Intereſſe des kleinen Vereins, der Stadt, gehe in dem großen des Staates unter. Monopole, Privilegien, dieſe Schwämme des morſchen Baumes, müſſen nicht den grünenden verunſtalten. Die Abgaben, die das Volk verarmen, erlaß ihm: denke du ſeyſt reich, wenn dein Volk es iſt; deine Güter und Steuern auf Sachen des Luxus werden deine Ausgaben beſtreiten.

Vor allem aber hebe die Gleichgültigkeit gegen das Heiligſte und Höchſte, gegen die Götter und die Tugend, die traurige Gleichgültigkeit, die die Herzen deiner Unterthanen gegen das Schöne und Wahre abzuſtumpfen droht. Wer ſich für das Geſchöpf eines Zufalls, und Edelmuth für Schwäche hält, wird willig den Feind in ſeine Veſten aufnehmen, wenn dieſer ihm das elende Leben friſten will. Der Glaube an höhere Weſen ſtärkte die Spartaner, als ſie ſich den andringenden Perſern in Thermopylens Gefilden ent-

gegen ſtellten: aus den Wolken ſchauten Kaſtor und Polidenkes auf ſie hernieder, und der ſchnelle Bote der Götter führte die Gefallenen lächelnd in Eliſiums Thäler. Laß deine Krieger den Päan anſtimmen, wenn ſie in die Schlacht gehn, und die herüberhallenden Töne einer andern Welt werden ſie das Leben verachten lehren.

Doch das furchtbarſte aller Ungeheuer, den tauſend Geſtalten annehmenden Proteus, den nimmer ſatten Minotauros, den Eigennutz, wie ſollen wir ihn entfernen? Ihn, der im Stande des Kriegers nur den Sold, im Richterſtuhle nur die Sporteln, im Prieſtergewande nur den goldenen Saum ſieht: der den Staat unter tauſend Betheuerungen hintergeht, die Guten verleumdet, und von den Böſen ſich opfern läßt. — Nur von oben herab läßt ſich dieſes Uebel heilen: der Staat muß das Beiſpiel der Großmuth, der Wohlthätigkeit, der belohnenden Erkenntlichkeit geben: er muß den Armen dem Reichen gleichſetzen, nie fremde Praſſer ihres Vermögens halber mit Ehrenzeichen ins Land ziehen, nie den Aermern von der Perſon des Regenten entfernen. Nur Verdienſt ſey geehrt, und nur Talente muß man aufſuchen: nicht das Gold der Einwohner, ihr Sinn erhebt den Staat. Ohne Hannibal wäre Karthago gefallen, trotz ſeines Geldes, und der Senat hätte ſich mit Afrikas Schätzen bereichert.

Hindre nicht den Handel durch Zölle und Abgaben; glaube aber nicht, daß dein Land dabei gewinnt, wenn

es ſich alles ſelbſt verfertigt. Haſt du je eine Stadt geſehen, wo jeder Bürger ſich ſelbſt ſeinen Mantel, ſeine Sandalen, ſeine Waffen, ſein Ackergeräthe verfertigte? Der Staat gleicht einer großen Fabrik, der eine macht das Stück, der andere jenes, und das Ganze iſt der Nothbedarf des bürgerlichen Lebens. Aber der eine Staat kann nicht dieſes, der andere nicht jenes ſo ſchnell, ſo gut, ſo wohlfeil verfertigen, wie der andre: gut, ſie tauſchen mit einander, wie die Privatleute. Wenn alſo dein Staat nur geſuchte und nützliche Produkte genug ausführen kann, um damit die ausländiſchen zu bezahlen, ſo iſt dieſes eben daſſelbe, als wenn er unter der Zeit die ausländiſchen Erzeugniſſe nachahmte, welches oft dazu nicht gelingt. Einfuhrverbote befördern den Schleichhandel, und dadurch ein disharmonirendes Intereſſe der Unterthanen und des Staates.

Du haſt nie einen glänzenden Hofſtaat gehalten, und das Volk ſegnet dich dafür. Entlaſſe nun auch den kriegeriſchen Hofſtaat, die Theſſaliſchen Fürſten, die deine Beſoldungen zogen, und im Felde deine Truppen aufopferten. Dein Intereſſe iſt ihnen fremd, und Römiſche Anerbietungen rauben ihnen das Vertrauen der Truppen, wenn ſie auch nicht ſie zu beſtechen vermögen. Die jungen Helden, die mit kleinen freiwilligen Scharen dem Feinde ſo großen Abbruch thaten, verſetze in einen Wirkungskreis, der ihre herrlichen Kräfte entwickelt. Nicht mehr nach den Jahren der Dienſtzeit beſtimme ſich das

Kommando; die Thaten und die Fähigkeiten müſſen den Anführer machen. Die Prinzen deines Hauſes laß deine Geſchäfte theilen, weihe ſie früh in die Kriegskunſt ein, und lehre ſie, die Unterthanen beglücken; ſo wird dein Name noch in fernen Zeiten geſegnet werden.

Alſo ſprach Antigonus, und der König entgegnete: Dank für deinen Rath, edler Antigonus. Der Ausgang ſteht in den Händen der Götter, aber mag auch ein Ungewitter meine Saaten zerſtören, ich will ſie ausſäen.

Ueber das Kriegsglück der Nationen.

Dem aufmerkſamen Beobachter der Geſchichte kann es nicht entgehn, daß eine Nation, die unbedeutend und wenig geachtet war, oft plötzlich ſich zu einem Gipfel der Macht und des Anſehns emporſchwingt, der in Erſtaunen verſetzt, und daß ſie meiſtens ſchon nach Verlauf einiger Generationen in ihre vorige Apathie zurückſinkt.

Zuerſt nach Erfindung des Schießpulvers zeigten die Spanier ſich als Meiſter in der Kriegskunſt. Dieſe Nation, der Gothiſches Blut in den Adern rollte, durch lange Kriege mit den Mauren zur Höhe des Heldengeiſtes heraufgeſtimmt, und durch Eroberung einer neuen Welt in den Stand geſetzt, langjährige Kriege zu führen, bedurfte nur eines ruhmſüchtigen, talentvollen und feuri-

gen Mannes, um die erſte Europas zu werden. Er fand ſich: Karl der Fünfte, aus dem Stamme Rudolphs von Habsburg, Beherrſcher der Niederlande und beider Sicilien, Kaiſer des Römiſchen Reichs, mußte als König von Spanien der Gebieter der Chriſtenheit werden. Die Spanier, die Wallonen, die Welſchen, die unter ihm fochten, durch die Siege bei Pavia und Mühlberg, durch die Feldzüge gegen Soleiman, durch die Eroberung von Goletta und Tunis, eben ſo zu Kriegern gebildet, wie jetzt Napoleons Scharen, waren das Schrecken der mannhafteſten Völker geworden. Kein Strom war ihnen zu breit, keine Jahreszeit zu rauh, keine Stadt zu feſt; ſie hatten Franzoſen, Türken und Deutſche mit gleichem Erfolge bekämpft, und Rom war ihnen eine leichte Beute geworden. Doch Karl alterte, und ward von Moriz überliſtet; ſein Plan, Alleinherrſcher Germaniens zu werden, ſcheiterte im Augenblick der Erfüllung, und er konnte ſeinem Sohne Philipp nichts von ſeinem Einfluſſe in Deutſchland übertragen.

Philipps düſtre Politik, ſeine perſönliche Feigheit bei St. Quentin, der mönchiſche Obſcurantismus, und vor allem die langſamen Berechnungen ſeiner Expeditionen, brachten Spanien um ſeinen Einfluß, und Philipps Kriege, die ihm 72 Millionen Dukaten koſteten, konnten denſelben ſo wenig wieder herſtellen, wie die Feldzüge am Rhein und in der Champagne den des Preußiſchen Kabinets. Die Spaniſche Infanterie, ein furchtba-

res Bataillon Quarré mit Feuerſchlünden in der Mitte, fand ihr Auerſtädt bei Fontaine Françoiſe, und ließ es ſich nicht wieder einfallen, Heinrich IV. anzugreifen. Im dreißigjährigen Kriege ſpielten die Spanier dieſelbe Rolle, wie Rußland in der Zeit Pauls I., es kamen Geſandte von ihnen, aber auch oft Hülfstruppen.

Doch die Hauptrolle im Anfange des dreißigjährigen Krieges ſpielte, durch beiſpielloſes Waffenglück begünſtigt, das Haus Oeſterreich. Der Winterkönig ward in einer Schlacht beſiegt, Chriſtian von Braunſchweig in einen irrenden Ritter verwandelt, und König Chriſtian IV. mit blutigem Haupte nach Hauſe geſchickt. Meklenburg, Brandenburg, Calenberg, Göttingen, Magdeburg, Halberſtadt und ganz Süddeutſchland waren dem Zepter Ferdinands unterworfen, Tilly und Wallenſtein das Schreckwort aller lutheriſchen Fürſten. Die Scharen des Kaiſers vermehrten ſich mit jedem Jahre.

Da brach der nordiſche Löwe kühn und ſtolz, ein Retter Germaniens herein, ſeine tapfern Völker, von edlem Eifer für Gott und Tugend beſeelt, übten die taktiſchen Vorſchriften ihres großen Königs mit kindlicher Ergebenheit. Eine feſte Burg iſt unſer Gott! war ihr Wahlſpruch. Tilly und Wallenſtein wurden nach einander geſchlagen, und als der Sieg über den letztern Guſtav das Leben koſtete, ſetzten Bernhard v. Weimar, Horn und Banner den Kampf für die gerechte

Sache fort. Schweden bekam im Friedensſchluſſe fruchtbare Provinzen, deren kriegeriſcher Adel eine Pflanzſchule ſeiner Feldherren wurde.

Der erſte Heldenflug des boruſſiſchen Adlers war gegen die Eroberungsſucht Schwedens gerichtet; aber im neuen Glanze erhob ſich Schweden unter einem jungen Könige, der einen gerechten Vertheidigungskrieg nur mit Eroberung der feindlichen Hauptſtädte beſchließen wollte. Mit reißender Schnelle hatte er ſchon in Seeland, Warſchau und Dresden einen Beſuch abgelegt, den Polen einen neuen König gegeben, in Sachſen ſeine Kaſſen gefüllt, und eilte nun mit 27,000 Mann der auserleſenſten Truppen nach Rußland, um Moskau einzunehmen. Aber ein unglücklicher Plan lockte ihn in die Ukraine, er verlor eine Schlacht, und durch eine Wunde muthlos gemacht, floh er über den Dnieſter; 16,000 Mann ſeiner beſten Truppen ergaben ſich unter Löwenhaupt an die Ruſſen, und wurden nach Sibirien geſchickt.

Unterdeſſen hatte ſich eine neue kriegeriſche Macht erhoben, die Brittiſche. König Wilhelm III., aus dem Heldenſtamme der Fürſten von Oranien, hatte durch ſeine Feldzüge in Braband die ſchlummernden Kräfte der brittiſchen Nation geweckt, und John Churchill, Herzog von Marlborough, ſie vortreflich benutzt. Wo Englands Krieger erſchienen, war der Sieg ihre: bei Höchſtädt nahmen ſie die Kerntruppen des franzöſiſchen Reichs gefangen, Barcellona erſtürmten

ſie, und führten den Erzherzog im Triumph nach Madrid. Unter dem Hauſe Hannover zeigte ſich mehr die Tapferkeit der deutſchen Truppen des Königs: ſie entſchieden die Schlachten bei Dettingen, Minden, Crefeld, ſie retteten Gibraltar unter Elliot, und Menin bezeichnet glorreich ihren letzten Feldzug.

Doch alle Thaten in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts verſchwinden vor dem Glanze des Einzigen, Unerreichten, Friedrichs des Großen. Mit einem Staate von fünf Millionen Menſchen widerſtand er den Anſtrengungen von ganz Europa, das den Flug des Adlers hindern wollte: die Ruſſen, die Oeſterreicher, die Franzoſen ſchlug er, faſt unmittelbar hinter einander, und ſtets mit kleineren Heeren. Seine Nation hob nicht ihn: er hob ſeine Nation; er erfand ſeine Taktik, und ſeine Niederlagen ehren ihn faſt mehr, wie ſeine Siege: war er bei Kollin nicht ſo groß, wie bei Leuthen?

Die wilde Tapferkeit der Ruſſen bei Ismail und Rimnik zeigten vorher, wie furchtbar dieſe Truppen werden könnten, und die Feldzüge in Polen und Italien beſtätigten es. Aber Alles führte nur Suworow aus: Kamenskoi, Buxhöveden und früher Kutuſow, zeigten in unſern Tagen, daß ein ſchlechter General auch mit den beſten Truppen nichts ausrichtet. Hätten Bagrathion und Bennigſen nicht die Ehre

der Ruſſen gerettet, man würde glauben, daß es nicht mehr dieſelben wären.

Frankreich hatte ſich ſchon in den erſten Zeiten Ludwigs XIV. als eine große Militairmacht gezeigt: in ſeinen Nachfolger lag der Keim des Verderbens. Moriz von Sachſen gewann mehrere Schlachten; doch Soubiſe machte das Heer zum Gespött. Die Liebe zur Freiheit entflammte allmälig das tief geſunkene Volk: den Marſeiller Hymnus, der Pyrenäenmarſch trieben die jungen Helden ins Feuer, die deutſchen Taktiker wurden beſtürzt, und ſahen bald ſich überlegenen Köpfen entgegen geſtellt. Entſcheidend wurde das Uebergewicht erſt, als Moreau und Bonaparte auftraten. Schwächere Feldherren ſchlug der Erzherzog und Suworow; aber nie dieſe beiden. Nach Napoleons Thronbeſteigung wurden die Maſſen der franzöſiſchen Armeen in Ein Heer vereinigt, das ſtets ſchlagfertig ſtand. Dieſes Heer, das man die eine und untheilbare Armee nennen könnte, zertrümmerte auf einen Schlag die Mackſchen Defenſionslinien, die es von allen Seiten beſtürmte. Jena und Friedland waren Wiederholungen des alten Spiels, und, wenn die Feldherren nicht dieſelben Maximen befolgen, womit man ſie bekämpft, ſo wird jeder franzöſiſche Krieg ein ſicherer Triumph des Kaiſers ſeyn.

Schreiben eines Officiers an seinen Freund.

Vom 1. Januar 1807.

So weht denn keine preußische Fahne mehr diesseit der Oder! Schrecklich bin ich in meinen Erwartungen getäuscht. Vor drei Monaten standen noch kühn die schlagfertigen Heere, und jetzt ist Gefangenschaft das Loos eines großen Theils.

Wollte man mit den Russen vereint agiren, so mußte man an der Oder eine sichere Position, an Cüstrin oder an die schlesischen Festungen angelehnt, nehmen: das Unglück der Oesterreicher hätte doch vor Maßregeln warnen sollen, die den Mackschen glichen. Hierhin wäre auch die beste Retirade nach der Schlacht bei Auerstädt gewesen: aber der Weg war wohl von den Franzosen abgeschnitten.

Da man aber einmal die linke Flanke verloren hatte, so war der Plan, mit den Russen sich wieder zu vereinigen, verderblich, und Blüchers Rückzug zeigte deutlich, in welcher Gegend das Heil wäre zu suchen gewesen. Nach der Niederelbe zu hätte man eilen müssen, oder, wenn es möglich war sich früher zu setzen, alle Corps in dem Punkt zwischen Hameln und Nienburg auf der einen, und Magdeburg auf der andern Seite vereinigen. Hier wären zusammengestoßen:

Das Hohenlohische Corps, kap. bei Prenzlow.
Das Bilaische Corps } kap. bei Anklam.
Das le Coqsche Corps }
Das Pelett-Winnigsche Corps bei Lüneburg.
Das Eugensche oder Blüchersche kap. bei Lübeck.

Dann wäre Magdeburg nicht übergegangen, Hameln und Nienburg nicht; die Hessen wären nicht von einer Hand voll Truppen entwaffnet, und an Nahrungsmitteln hätten es die Magazine der Festungen nicht fehlen lassen.

Hätte man nach einer Gegenwehr von einigen Monaten jetzt die Winterquartiere beziehen können, so gewährte das hannöversche Land kernhafte Rekruten, gute Pferde und tüchtige Schützen zur Errichtung eines Freicorps. Man hätte die Forstbedienten aufbieten müssen, unter denen viele den Krieg kennen, weil sie in Flandern gedient haben. Jeder errungene Vortheil hätte die Einwohner mit den Preußen ausgesöhnt, und wieder in die Zeiten des siebenjährigen Krieges versetzt.

Als die Franzosen 1803 in das Hannöversche einrückten, erbot sich der Hauptmann C. auf seine eigenen Kosten ein Freicorps von gelernten Jägern ins Feld zu stellen. Solcher Männer hätten sich jetzt mehrere gefunden.

Statt dessen marschirte Bila nach Anklam, um sich an der Peene zu ergeben, Hameln ergab sich an die

Holländer, und Nienburg an den General Savary, der allein, ohne alle Truppen die Stadt aufforderte: und der geflüchtete Herr von Ingersleben erließ von der Gränze des Landes die Bekanntmachung: es verstehe sich von selbst, daß alle Landesbehörden noch unter ihm ständen.

≠ So verschleuderte man einen Distrikt, dessen militairischen Vortheile sieben Jahre eines hartnäckigen Krieges gezeigt haben, den man mit der schönsten fränkischen Provinz erkauft, dem man die Freundschaft eines mächtigen Souverains aufgeopfert hatte. So ließ man die Gelegenheit verstreichen, sich wegen einer Occupation, die allgemeinen Tadel erregte, durch ihre Nothwendigkeit vor der Welt zu rechtfertigen, und den Unwillen eines redlichen Volks in Anhänglichkeit zu verwandeln. Nur durch die endlosen Rückzüge verlor das tapfere und brave Heer seine Kraft, seine Disciplin und seinen Muth: ein andres hätte sie warlich schon in Nordhausen verloren.

Doch was helfen die Träume über das, was geschehen konnte? Die Gegenwart hat ja noch der Räthsel so manche, die nur ein Oedipus lösen kann.

An Blücher.

Herrlicher Greis, der du an der Oſtſee fernen Geſtaden
Den erbleichenden Glanz Boruſſias wieder belebteſt,
Der du am rollenden Pregel, wie an der ſchiffreichen Trave,
Stets dem Könige treu, den Feinden Ehrfurcht geboteſt,
Warum wurdeſt du nicht in beſſeren Zeiten geboren?
Hätteſt du dann wie Seydlitz die Siege Friedrichs geſchlagen,
Dort bei Hippokrene der Gallier feige Kolonnen
In lautſchreiende Flucht mit deinen Schwadronen getrieben,
Hier bei Leuthen die Ungarn, die Slaven geſprengt: O du würdeſt
Unter Germanias Siegern der Erſten Einer einhergehn.
Aber auch jetzt, da die Mächte des Schickſals weichen dich hießen,
Da du das Wort der Ergebung mit naſſen Wimpern befahleſt,
Krönt dich die Palme des Ruhms, du Held ſo würdig des Sieges.
Schon bei Jena, wo manchem der viel erfahrenen Führer

Seine Krone entsank, da standest du, mächtiger, hehrer,
Unter der weichenden Schar, und drangst in die Reihen der Feinde.
Alle wie Rüchel und du! und unser wäre der Sieg dort,
Wäre das blutige Feld der grausen Entscheidung gewesen!
Schon versammelten sich auf Rügens lieblichem Eiland
Tapfere Schweden, um wieder Germanias Retter zu werden;
Und Cherusker, die Enkel des Heers von Minden und Crefeld,
Schwammen zur Hülfe herbei auf Albions eilenden Seglern,
Da, da sandte dein König zu ihnen dich und deine Treuen
Brannten vor edler Begier, die Scharten des Schwertes zu wetzen:
Deutschland blickte auf euch: ihr hättet herrlich begonnen.
Aber der Kaiser der Reussen schloß schnell den Tempel des Janus,
Und Bellona entfloh mit flatterndem Kleide der Erde.

Therſites.

Eine Erzählung.

Dem König von — gewidmet.

Therſites ſtieg auf einen Stein,
Und blickte nieder zu der Erde:
„Ich bin wahrhaftig nicht ſo klein: —
„Laßt ſehn, ob ich nicht größer werde:
„Auf jener Höhe werd ichs ſeyn.

Er ließ vom Ehrgeiz ſich verleiten,
Den allerhöchſten Felſenberg
Der ganzen Gegend zu beſchreiten,
Und ſchien von Weitem
Der kleinſte Zwerg.

Eine Dame endete ihren Brief, den ſie über des Prinzen Louis Tod an eine Freundin ſchrieb, mit den Worten:

Wenn auch zu kühn, zu raſch er auf den Feind ſich ſtürzte,
Sein Oheim war der große Friederich,
Wenn er das theure Leben auch zu zeitig kürzte,
Er ſtarb doch ſchön und mannigſich.

Briefe eines Bürgers aus Magdeburg über die Belagerung und Uebergabe dieser Festung im Jahr 1806.

Erster Brief.

Seit dem dritten Tage nach der Schlacht bei Auerstädt haben wir hier keinen frohen Tag gehabt. Keine Stadt in der preußischen Monarchie kann mehr Augenzeuge der Folgen dieser verlornen Schlacht gewesen seyn, als Magdeburg.

Am sechszehnten verbreitete sich ein falsches Gerücht, die Preußen hätten gesiegt, und die französische Armee gänzlich in die Flucht geschlagen. — Einige hatten sogar Briefe über die nähern Umstände durch Kouriere erhalten. Die Straßen hallten vom lautem Jubel wieder. Alt und Jung, Freund und Feind, Groß und Niedrig, umarmten sich in der ersten Begeisterung dieser Botschaft. Das gleiche Gefühl der Herzen schien alle Menschen auszugleichen, und Schillers Ode, wo es heißt: — „Bettler werden Fürsten-Brüder, wo der Freude Zauber weilt," erlebte einen schönen Triumph.

Herr Schropp, ein großer Patriot, welcher eine Weinstube hält, die von mehreren hundert Gästen besucht wird, gab an diesem Tage seinen Besuchern freie Zeche.

Viele andre Bürger zeigten sich in ihrer patriotischen Denkungsart.

Da fuhr wie ein Blitz unter eine sorglose Heerde, die gewisse Nachricht, daß alles verloren sey, die ganze Armee nach Magdeburg eile, und die Franzosen bald vor dieser Festung seyn würden. Je süßer die kurze Täuschung gewesen war, um desto härter und erschütternder war der Schlag. —

Kaum daß man hierüber einige Worte wechseln konnte, so stürzte der König, alle Ersten der Generalität, und unzählige Boten, Kouriere und Flüchtlinge in die Stadt hinein. Der König, um dessen Wagen sich Tausende drängten, eilte zum General Gouverneur von Kleist. Sein Blick war ernst, jedoch freundlich, und es füllten sich seine Augen mit Thränen, als er die Theilnahme seiner guten Unterthanen bemerkte. Man verschlang gleichsam seine bald Hoffnung bald Verzweiflung erweckenden Blicke.

Militair aller Art erfüllte die Stadt. Der Magistrat war nicht mehr im Stande, die Tausende von Truppen, welche theils Regimenterweise, theils in kleinen Trupps von Officieren geführt, theils einzeln ohne alle Ordnung eindrangen, gleichmäßig einzuquartieren. So geneigt der Bürger war, die Leute, die so viel gelitten hatten, und die wie hungrige Wölfe über ein jedes Stück Brot, das man ihnen reichte, herfielen, zu versorgen, so

war er es bei dem zu großen Andrang doch nicht vermögend.

Alle Kommunikation wurde auf den Straßen, durch den zu einem Thor herein und zum andern herausreichenden Zug, gehemmt. Auf dem breiten Wege der durch die Stadt führenden Hauptstraße, hatten sich aller Art Wagen und Kanonen so verfahren, daß Niemand vor- noch rückwärts konnte. — Man brauchte mehrere Stunden Zeit, um einige Häuser weit fort zu gehen. — Hunderte von Packknechten oder Bedienten mit vielen Handpferden, vermehrten das Gedränge. Ganze Straßen waren bedeckt mit liegenden halb verhungerten Pferden, auf andern liefen sie ohne Herrn und Führer wild umher. Nicht selten mußten Menschen, um nicht an den Mauern erdrückt zu werden, ihre Zuflucht von außen in die Fenster nehmen.

In steter Sorge und in der traurigsten Ungewißheit, was aus diesem Tumult werden sollte, erfuhr man, daß der König abgereist sey. Er hatte Truppen hinter sich folgen lassen, und der Fürst von Hohenlohe marschirte auch mit vielen Corps ab. So bekam endlich diese allgemeine Stockung wieder Luft.

Man machte sich nun darauf gefaßt, daß die Franzosen bald vor der Stadt erscheinen würden, und traf alle Vorkehrungen zu einer förmlichen Vertheidigung der Festung. — Obgleich ich keine gegründete militairische Kenntnisse besitze, so entging mir es doch nicht, wie sehr

es in Magdeburg an Allem fehlte, was man zu einer Belagerung hätte früher einrichten müssen. Die größte Unordnung war leider auch hier in allen Zweigen der Vertheidigungsanstalten so sehr merklich! — Einer lief gegen den Andern, ohne zu wissen wo er hingehörte. — Der Ingenieur des Platzes, der Hauptmann v. K., ein Mann von vieler Thätigkeit aber wenigen Kenntnissen, sollte alles einrichten. Er wußte sich aber in diesem Geschäft gar nicht zu finden, und vergaß eine Sache über die andere. — Es war ihm dieses aber auch sehr zu verzeihn, da stets hunderte zugleich Rath und Hülfe von ihm verlangten. Gewiß hätten drei der erfahrensten Ingenieure ihre Arbeit daran gehabt, alles in gehörige Ordnung zu bringen.

Die sonst so lobenswürdige Sparsamkeit des Königs hatte wohl darin gefehlt, daß er — die ansehnlichen Kosten scheute, die weitläuftigen Werke dieser Festung im Stande zu erhalten.

Seit einem Vierteljahre hatte man aber mit ungeheuerm Kostenaufwand die ganze Festung durch starke eichene Palisaden an einigen Seiten sogar doppelt versehn. Tausende von Bauern, von welchen jeder täglich 8 Groschen erhielt, waren in dieser Zeit beschäftigt, an der Verbesserung der Werke zu arbeiten. — Alle Zimmerleute und Maurer der ganzen Gegend waren in Beschlag genommen, und mußten ebenfalls an der Festung arbeiten.

Beiläufig sage ich Dir hier nur, daß ein Ingenieur-Officier schon vor einigen Jahren oft mit mir über die fehlerhafte und zu extendirte Anlage dieser Festung gesprochen hatte. — Unter andern sagte er mir, er wisse aus dem Tempelhoff, daß man zur Vertheidigung dieser Festung wenigstens dreißig tausend Mann haben müsse.

Das Eindringen der Truppen dauerte immer noch fort, und man fing jetzt damit an, diejenigen einzutheilen, die zur Besatzung in Magdeburg bleiben, und die weiter marschiren sollten. — Jetzt marschirten auch einige Bataillons ein, welche vorher hier in Garnison lagen. — Ich war Zeuge davon, wie Frauen und Kinder ihren Bekannten entgegenstürzten, und fragten: — „wo ist mein Mann, mein Vater?" — und wie sie dann erstarrt stehen blieben, als man ihnen antwortete: — er ist geblieben! er ist erschossen! — O lieber Freund, dieses machte einen tiefen Eindruck auf mich, und ich rief aus: — „wenn die Monarchen alle die Jammerscenen voraus bedächten; wenn alle diese Unglücklichen sich ihnen vor Augen stellten; wenn ihre Ohren die Klagen der Sterbenden, und die noch mehr erschütternden der Witwen und Verwaisten hörten, wie schwer würde es ihnen werden, einen Krieg zu eröffnen.

Zweiter Brief.

Am 19. Oktober, eben als sechs Bataillons, welche bis dahin unter den Kanonen der Festung bivouaquirten,

in die Festung hinein gezogen wurden, zeigten sich Chasseurs zu Pferde und Tirailleurs, und machten ein lebhaftes Feuer gegen die Stadt. — Man schloß die Thore. Einige feindliche Plänkler ritten keck bis an die Palisaden und hieben mit dem Säbel hinein, vorzüglich geschah dieses zwischen dem Sudenburger- und Ulrichsthore. — Indem man im Geringsten keine Nachrichten von der französischen Armee und ihren eingeschlagenen Märschen hatte, wurde allgemein befürchtet, daß sich eine große Macht stürmend auf die Festung werfen würde. — Eiligst wurde daher die ganze Besatzung ohne alle Eintheilung, Bataillonsweise in den verdeckten Weg und auf die Wälle gestellt. — Von der Wasserseite, wo sich noch keine Feinde sehen ließen, blieb das Brückthor auf.

Die Bürger, welche vor der Stadt schießen hörten, eilten aus den Häusern auf die Straßen, und wer Bekannte im Militair hatte, wurde auf die Wälle gelassen. Ein Freund von mir, der Major v. B., erlaubte mir, ihm Gesellschaft zu leisten, und ich erzähle, was ich da gesehen habe.

Der Major befand sich zwischen dem Sudenburger und Ulrichsthor mit mehreren Compagnien. Ein ansehnlicher Trupp Franzosen nahete. B. hätte sie gern mit Kartätschen empfangen; allein er bemerkte mit Schrecken, daß theils gar keine, theils nur unbrauchbare Munition auf den Wällen war, und die Artilleristen zur Bedienung des Geschützes fehlten. Man schickte nach allem Nöthi-

gen hundert Boten, ließ dem Aufseher des Laboratoriums drohende Worte sagen, rapportirte an den Gouverneur und Kommandanten, allein die Unordnung war so groß, daß weder Antworten noch Boten zurückkamen.

Plötzlich öffnete sich das Stadtthor und einige Eskadrons des Regiments Reitzenstein, welches das einzige Kavallerie-Regiment in dieser Festung war, sprengten heraus, und vertrieben die einzeln die Stadt beunruhigenden Feinde.

In der Nähe eines kleinen Kanonenschusses zogen nun Pikets und Wachen außerhalb des Glacis auf, und stellten ihre Vorposten noch weiter vor.

Von verschiedenen Bastions war mit schwerem Geschütz auf die Plänkler geschossen worden, und du glaubst nicht, welche Gährung dieser ungewohnte Ton unter Magdeburgs Bewohnern hervorbrachte. Man hatte öfters wohl schon gekrönte Häupter mit donnernden Wällen empfangen und begleitet, aber noch Niemand hatte es erlebt, diese todttragenden Schlünde gegen Feinde gerichtet zu sehen, und ein veralteter Frieden hatte die Möglichkeit einer Belagerung bezweifeln machen.

Es wurde Abend, und es fiel weiter nichts merkwürdiges vor.

Als ich nach Hause ging, begegnete mir der L. v. H., welcher mir erzählte, daß man auf verschiedenen Werken in den Kanonen Steine gefunden, und sie dadurch zum Feuern unbrauchbar befunden habe. — Da man in

Friedenszeiten Kinder und mehrere Leute auf die Wälle ließ, so hat sich vielleicht jemand einmal den Spaß gemacht, dieses Geschütz zu verstopfen. Aber mich wundert es nur, daß man diese Kanonen nicht früher nachgesehen und gereinigt hat.

⁂ Die Freude der Magdeburger Bewohner, so wie des Militairs, war allgemein sehr groß darüber, daß der General Kleist Vertheidiger dieser Festung sey. Man kannte ihn von jeher als einen strengen Ehrenmann, und wenn der Bürger ja etwas befürchtete, so war es, die Stadt vielleicht in einen Schutthaufen verwandelt zu sehen, aber an eine Uebergabe der Festung wagte Niemand zu denken —

In der Beziehung der Wachen und Eintheilung der Bataillons hatte immer noch keine ordentliche Einrichtung gemacht werden können. Mehrere Regimenter waren drei Tage beständig auf den Wällen, und an vielen Orten wurden die postirten Officiere gar nicht abgelöset. Nicht selten liefen Kompagnien den Abend um 8 Uhr noch umher, denen man den Namen ihrer Bastion, ihres Ravelins, oder wie die hundert Kunstnamen alle heißen, gesagt hatte, und konnten den Ort nicht finden, wo sie schon des Morgens um 9 Uhr hätten ablösen müssen. Die Innen- und Außenwerke Magdeburgs waren in dieser Zeit mit beinahe 600 großen und kleinen Wachen besetzt, die alle verschiedene Namen trugen. Die Besatzung bestand aus 32 Bataillons, von denen aber kein einziges

komplett war, und von denen man wohl im Durchschnitt angeben kann, daß sie nur die halbe Anzahl Leute auf dem Platz hatten. Die meisten von diesen Bataillons waren in der Stadt fremd, und mehrere Regimenter bestanden aus Polen, und andere aus Leuten, die nicht den mindesten Begriff vom Festungsdienst hatten. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige Worte über das Blücherſche Corps auf Rügen und in Schwedisch-Pommern, und Vermuthungen über die Dispoſition, die Blücher vielleicht auszuführen gedachte.

Ich vermuthe nicht, daß der General Blücher, wenn zu seinem Corps Engländer gestoßen wären, deren Landung man täglich erwartete, nach Stettin hin agirt haben würde.

Da die Franzosen nicht, wie er hoffte, mit allgemeiner Macht der Russen und Preußen angegriffen und zurückgedrängt wurden, so war die Operations-Linie, den Franzosen eine Diversion in dem Rücken zu machen, zu weitläuftig, und unausführbar, sie im Rücken anzugreifen. — Es war wohl ein bloßes Gerücht, daß allgemein gesagt wurde, man habe dieses letztere dem General Blücher, als er zur Armee abging, anbefohlen. Der

Plan, Stettin, welches nur ſchwach beſetzt war, zu nehmen, wo man doch eine ſtarke Beſatzung hätte laſſen müſſen, und Danzig zu entſetzen, ſcheiterte mit der Uebergabe dieſer bedeutenden Feſtung gänzlich.

Hätte Blücher vier Wochen früher mit ſeiner organiſirten Armee bei Stralſund geſtanden, ſo hätte Kalkreuth vielleicht die Früchte ſeines vortreflichen Verhaltens geerntet. — Wenn 10,000 Mann Engländer landeten, ſo konnte Blücher mit 20,000 Mann agiren. Die preußiſchen Truppen, welche er bei ſich hatte, beſtanden beinah aus lauter gedienten Leuten, die dadurch, daß ſie ſich Viele hundert Meilen weit her ranzionirt hatten, bewieſen, daß ſie gern für ihren König fechten wollten. — Dieſe Truppen wurden von Officieren geführt, die ſich überall durchgeſchlagen hatten, und nirgends mit kapituliren wollten. Das Freicorps von Schill, mit ſeinem Anführer, der von ſeinen Wunden geheilt, wieder fechten konnte, befand ſich hier. Ein neu errichtetes Uhlanen-Corps, welches vortreflich bewaffnet und beritten war, gab zu den brillanteſten Hoffnungen Anlaß. Mehrere Infanterie-Regimenter, welche bei Eylau den Namen ihrer Brüder retteten, glühten vor Begierde, hier ein Gleiches zu thun. Vom Regiment Blücher waren wieder viele Eskadrons zuſammen, und es war ein Herz erhebender Anblick, als der General ſein Regiment dem König von Schweden zum erſten Mal wieder vorführte.

Jedem muß es angenehm seyn, hier eine Thatsache angeführt zu sehen, welche zeigt, was für vortrefliche Männer zu diesem Regiment gestoßen waren.

Der Lieut. v. L. vom Regiment seiner Majestät des Königs, weigerte sich, in Schweidnitz mit zu kapituliren. Er, ein 19jähriger Jüngling, beredete noch einen andern Officier, sich mit ihm auf irgend eine Art zu retten. Sein Plan wurde verrathen, und man wollte ihn arretiren, als er sich in dem Hause eines Fischers versteckte. In der Nacht schlich er sich auf die Wälle, sprang in das breite Gewässer bei Schweidnitz, und schwamm glücklich durch. Die Schildwachen, die das Getöse im Wasser hörten, schossen mehrere Male nach ihm.

Er kam durch viele Umwege zum König, und wurde nun, nachdem er schon bei einem Freicorps agirt und verwundet war, bei Blücher Husaren angestellt.

Viele reiche Gutsbesitzer, aus allen Theilen des preußischen Staates, die früher gedient hatten, viele Volontairs aller Stände, bekamen Officierstellen bei diesem Corps und waren entschlossen, das Leben für ihr Vaterland zu lassen.

Blücher, der gewiß nichts sagte, was sein Herz nicht auch so meinte, äußerte oft, daß er mit diesem Corps gern gegen den Feind gehen wollte. —

Vier französische Tirailleurs, die bei Braunsberg zu den Preußen übergelaufen waren, gaben dazu Anlaß, eine Kompagnie Tirailleurs zu errichten, welche mit nach

Stralsund geschifft wurde, und die Franzosen, welche den Uebrigen viele Vortheile entdeckt, versicherten, daß sie so gut wie ihre Landsleute exercierten. Es kamen mehrere Male einige hundert Holländer von Schwedisch-Pommern aus, zu den Preußen. Diese Trupps bestanden aber mehrentheils aus preußischen Gefangenen, die man gezwungen hatte, holländische Dienste zu nehmen. So wuchs das Blücherſche Corps.

= Dem Patriotismus der Königsberger und überhaupt der Alt-Preußen, macht es viel Ehre, daß stets neue Schiffe mit Volontairs ankamen, welche Dienste nahmen; — oft Leute von vielem Vermögen und vom ersten Range.

- Da Blücher sah, wie gern die gefangenen Preußen wieder in ihres Königs Dienste traten, und durch Spione erfuhr, daß die meisten Landeskinder, welche zu Hause geschickt waren, auf irgend eine Erlösung harrten, machte er vielleicht den Plan, statt links, rechts weg zu marschiren, Hamburg zu überrumpeln und zu besetzen, um eine Retirade zu haben, dann an der Elbe hinunter zu gehen, und à tout prix Magdeburg, welches nur mit wenig Darmstädtern besetzt war, mit stürmender Hand zu nehmen. Die französische Armee bei Stralsund konnte dieß nicht verhindern, weil ihr sonst die Schweden in den Rücken gefallen wären. Seine Armee wäre in Kurzen gewiß um das Doppelte gewachsen. In Magdeburg fand er ungeheure Depots von Gewehren und übriger Armatur.

Von Sachsen aus, wo sich kein Militair befand, konnte ihm keine Diversion gemacht werden, und alle übrigen nahen Städte und Festen waren schwach, oder gar nicht vom Feinde besetzt. Wollte oder konnte er Magdeburg aber, was jedoch unglaublich scheint, nicht halten, so führte er das Geschütz auf das rechte Elbufer, zerstörte die Brücken, und machte, indem er Schanzen aufwarf, jeden Versuch der französischen Augmentations-Truppen, hier überzukommen, unmöglich. Nun konnte er (ein entschlossener Mann) eine förmliche Vertheidigung der Elbe unternehmen. Beiläufig sey gesagt, daß er in Magdeburg nur einige Werke zu zerstören brauchte, um sich in der Citadelle, die mitten im Strome liegt, ganz festzusetzen. Nur ein kleines Operations-Corps brauchte er dann hier zurückzulassen.

Vorausgesetzt, daß sein Corps (mit Gewalt und im Guten) bis zu 60,000 Mann *) gewachsen wäre, was glaubwürdiger ist, als es vielleicht vielen scheint, so hätte er sich über Wittenberg nach Dresden ausgebreitet. In Dresden war nur die Garde du Corps zu bekämpfen. An den böhmischen Gränzen war starke Besatzung, um jede Verletzung des neutralen Gebiets abzuhalten. So hätte man die französische Armee von allem Succurs abgeschnitten. — Freilich ein gefährliches Unternehmen!

*) Die Engländer, die jetzt plötzlich zu einem empörend ungerechten Angriff auf Dänemark 30,000 Mann haben, hätten dieses Corps noch ansehnlicher verstärkt.

Aber mit Vernunft und Entschlossenheit rasch ausgeführt, konnte es gelingen. — War es schwerer, als daß Hannibal im Rücken der römischen Heere die Hauptstadt des kriegerischen Freistaats angriff? als daß Gustav Adolph von den Ufern der Elbe mit einem kühnen Marsche an den Strand des Lechs vordrang, und dort den gefürchteten Tilly auf das Haupt schlug? als daß Pichegrü sich zwischen die Armeen der Alliirten stellte, und dadurch Holland eroberte?

=Die Schlacht bei Eylau hatte die französische Armee sehr geschwächt. Der Kaiser zog alles an sich, was er konnte; das Mortiersche Corps und 10,000 Mann Baiern. — Er konnte keine Armee im Rücken des General Blüchers detaschiren.

=Die Elbe ist nicht so schwer zu vertheidigen, wie sie scheint. Es ist um so bewundernswürdiger, daß die Preußen alle Positionen an derselben vernachlässigt haben. — (Die Reste des Würtembergischen Preußischen Corps verbrannten bei Dessau die Brücke, wehrten aber am entgegen gesetzten Elbufer, welches sich durch seine Höhen dazu darbietet, nicht mit dem bei sich habenden schweren Geschütz die Erreichtung einer neuen Brücke, welche sehr künstlich auf den aus dem Wasser ragenden Pfählen gebaut wurde.—)

Hannibal an ſeine Gefährten.

Ein Gedicht politiſchen Inhalts, geſchrieben im Juli 1807.

Die ihr mit mir den Römerhorden fluchtet,
Im fernen Lande hier die Zuflucht ſuchtet,
Euch, Edle! zog der großen Seele Hang,
Der Freiheit Trieb, im reinen Sinn geboren,
Des Weiſen Hoffnung an des Todes Thoren,
Der ew'gen Heimath hoher Götterdrang.

Des Goldes Glanz lockt niedere Gemüther,
Der freie Mann bedarf nicht leerer Güter,
Und überall winkt ihm ein Vaterland.
Verfechtend kühn der Unſchuld heilge Rechte,
Wenn ſie der Feind zu kränken ſich erfrechte,
Sieht lächelnd er und heiter ſich verbannt.

Noch ſteht dem Edlen eine Zuflucht offen,
Es ſinke dort vom blanken Stahl getroffen
Der Kühne, der ſich ihren Mauern naht:
Dort ſoll der Freiheit hohes Banner wehen,
Dort ſoll Karthago wieder auferſtehen,
Und dort die Schar, der Rom gezittert hat!

Ein Wort über die neue preußiſche Armee.

Nein, nein! das Edle iſt nicht ganz erſtickt
In Euch! Es ſchlummert nur, es wird erwachen.
Ihr müßt Gewalt anüben an euch ſelbſt,
Die angeſtammte Tugend zu ertödten:
Doch, wohl Euch! ſie iſt mächtiger als ihr,
Und Trotz euch ſelber ſeyd ihr brav und edel.
(Schiller.)

Nach aller Wahrſcheinlichkeit wird das preußiſche Heer folgende Einrichtungen bekommen:

1.) Es ſoll nur aus treuen Landesunterthanen beſtehen. Dieſes zeigt ſchon die Entlaſſung aller Polen, ſowohl der Officiere als der Gemeinen. Der kräftige Stamm der Märker, der Pommern, der Schleſier, die Söhne derer, die unter Friedrich dem Einzigen fochten, werden das Eigenthum ſeines edeln Enkels beſchirmen. Sie ſind auf den Schlachtfeldern geboren, die Friedrichs Namen verherrlichen, ſie ſind aufgewachſen unter den Erzählungen grauer Helden, und in der Liebe ihres Königs erzogen. Sie werden ſtehen, wo Söldner flohen.

2. Den Bürgerlichen werden die Officierſtellen offen ſtehen. Das Militair wird nicht mehr als eine Verſorgung des Adels angeſehen werden.

Die Errichtung einer Nobelgarde für den König ſcheint nicht für die jetzigen Zeiten zu paſſen, weil zu hinlänglichen Beſoldungen der Staat kein Geld übrig hat: ſonſt möchte man ſie in Vorſchlag bringen, um ſowohl dem Throne als dem Adel wechſelſeitig mehr Glanz zu verſchaffen.

Schreiben des preußiſchen Musquetiers R. aus der franzöſiſchen Gefangenſchaft an den Lieut. v. W., den er in der Garniſon bedient hatte [1]).

Mein lieber Herr Lieutenant!

Ich danke Ihnen nochmals viele Male für den Louis-d'or, welchen Sie mir beim Abſchiede ſchenkten, — ich habe das Geld recht ſehr nöthig gebraucht, denn wir haben ſehr viel auf dem Wege ausgeſtanden. Sie haben mir geſagt, ich ſollte an Sie ſchreiben, wenn es mir wohl ginge, ich ſchreibe aber an Sie, weil es mir gar nicht wohl geht, um mir einmal eine Freude zu machen, und es ſoll mich ſehr freuen, wenn Sie geſund

[1]) Dieſer Brief iſt wörtlich abgedruckt.

und wohl ſind, mein lieber Herr Lieutenant. — Ich habe nun dreizehn Jahre im Regiment L. gedient, und mußte doch mit fort. — Aber ich ſehe nun erſt jetzt recht ein, wie ſchlecht denkend die Ausländer gegen die Preußen denken und ſprechen, wenn ſie dürfen und nichts mehr von dem König bezahlt kriegen. In allen Städten und Dörfern da wollen die Leute immer alles von uns wiſſen, da lügen denn unſre Kerls ganz erſtaunlich ſehr fürchterlich, und wer am meiſten lügt und dummes Zeug ſpricht, der kriegt am meiſten zu eſſen und geſchenkt. — Wenn die Leute fragen, warum ſie geſchlagen wären und ſo gelaufen wären, da ſchoben die Burſchen alles auf die Officiere und meinten, die könnten es wohl tragen, weil ſie nicht hier wären — Sie wiſſen wohl den Schmidt, der in der Garniſon immer ſo'n Schmeichler und Heuchler war, ich habe oft geſagt, der Kerl taugt nichts, der log nun ganz gefährlich, und nannte ſogar Officiers, die davon gelaufen wären, Sie wiſſen er nannte den L. v. A., der ſo brav mit den Schützen vorgegangen iſt und den der Chaſſeur über den Kopf gehauen hat, der dumme Schmidt meinte weil er ihn nicht geſehen hatte, er ſei nicht da geweſen.

Ich habe nun ſchon einen Bogen voll. O Herr Lieutenant nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich Ihnen ſo viel ſchreibe, ich thue es bloß aus gutem Willen. Letzt haben mich der K. und H. geprügelt! Ich will

Ihnen sagen, wie das kam. In M. waren viele Leute um uns und die Kerls wußten gar nicht, was sie alles für Neuigkeiten erfinden sollten, um nur die Leute recht gegen die Officiers zu chikaniren. Ein Mann saß auf einem Eckſteine, er sah aus wie ein Mordbrenner und schrieb alles auf was sie erzählten. Hernach sagte er einem Andern: „hiernach mußte man alles beurtheilen.“ — Ich konnte es nicht länger anhören und sagte, es wäre alles nicht wahr. Da fielen die Andern über mich.

Außer daß ich betrübt bin geht es mir nicht schlecht, ich verdiene mir alle Tage mit meiner Arbeit so viel daß ich recht gut leben kann. Adje Herr Lieutenant. — Vergessen Sie nicht Ihren alten R., der recht glücklich in Ihrer Bedienung gewesen ist.

R.

Der General Kalkreuth.

(Eingesendet.)

Dir, der nach altem deutschen Ruhme
Dem Feinde deutsche Thore schloß,
Dir streut ein Deutscher eine Blume,
Die ihm aus reinem Herzen sproß! —

Entfernt von Dir in weiter Zone,
Gedacht ich Deiner Tage lang,
Ich sah Dich mit der Lorbeerkrone
Wenn um Dir die Granate sprang. —

Ich sah in finstern Mitternächten
Wie sich der Feind zum Sturme schlich. —
Ich sah den Greis den Löwen fechten
Und er blieb unerschütterlich.

Des Königs Hoffnung, seine Stützen,
Rings um ihn her ergaben sich;
Er aber bleibt, ihn zu beschützen,
Ein Starker, unerschütterlich.

Die Luft durchrauscht ein tobend Feuer,
Der frohe Herd wird rings ein Grab, —
Doch unter stürzendem Gemäuer
Zieht nichts den Mann vom Rechte ab.

Er sieht, sein Harren ist vergebens,
Weil kein Entsatz ihm lohnend naht.
Er aber achtet nicht des Lebens,
Weil er noch Wehr und Waffe hat.

Als einst er unter blut'gem Tode
Die Streiter kühn zur Wehre rief, —
Da kam von seinem Weib' ein Bote,
Der edlen Frau, mit einem Brief.

Sie schrieb: — „mit innigem Verlangen,
„Daß ich Dich wieder sehen kann,
„Harr ich der Zeit, Dich zu umfangen,
„Den lieben und den braven Mann! —

„Doch unvergänglich Gut ist Ehre,
„Die Liebe beut nur kurzes Glück! —
„Kehr bald mein Gatte, aber kehre,
„Ohn' Lorbeer, lieber nie zurück!"

Der seltnen Mannheit schöne Kunde
Drang bis zur Seine Ufer hin,
Und ich erfuhr aus Feindes Munde
Das Lob von Kalkreuths festem Sinn.

Gespräch im Reiche der Todten

zwischen

Friedrich dem Großen, Prinz Louis v. Preußen, dem Herzog v. Braunschweig, Sir Ralph Abercrombie und Christian Freiherrn v. Wolf.

Herzog. Ist das Elisium?

Abercrombie. Was sehe ich? Eure Durchlaucht?

Herzog. Ach, mein lieber Abercrombie: die Zeiten haben sich geändert: ich bin von den Franzosen geschlagen.

Abercrombie. Und haben in der Schlacht das Leben eingebüßt? Das freut mich, daß ich einen Kameraden in Ihnen finde. Wer schöner wie wir starb doch Prinz Ludwig.

Herzog. Ach leider fiel ich nicht! Ich besichtigte mit einem Fernrohr die feindlichen Positionen, als ein Tirailleur mir die Augen ausschoß.

Wolf. Der hat gewiß ein Teleskop in der Hand gehabt.

Herzog. Ach, nein, er sah mit bloßen Augen besser, als ich mit dem Fernrohr.

Abercrombie. Wo war denn die Schlacht?

Herzog. Bei Jena, mein Bester.

Wolf. Wer kommt von Jena ungeschlagen? Ei, ei! das hätten Eure Durchlaucht bedenken sollen.

Herzog. Siehe da, mein lieber Wolf! ich erkannte Ihn erst nicht: für Kopernicus habe ich Ihn gehalten, weil er von einem Teleskop sprach. Er hat große Conqueten im Reiche der Wahrheit gemacht? sage Er mir.

Wolf. Nur einen Feldzug nach Holland, Eure Durchlaucht.

Herzog. Ah schmeichle Er mir nicht: ich kann

das nicht leiden: wo ist denn (sachte zu Abercrombie) Friedrich der Große?

Abercrombie. Er geht dort hinten mit dem Prinzen Louis. Er schimpft gewaltig auf Sie.

Wolf. Das hat seinen zureichenden Grund.

Abercrombie. Aber wie ging es bei der Schlacht zu? woher entstand das Unglück der Armee Eurer Durchlaucht!

Herzog. Sehen Sie, ich machte die Supposition, der Feind bliebe bei Würzburg, und wollte nach einer Zeit ihn dort angreifen. Aber er nahm die Defileen in meiner linken Flanke ein.

Abercrombie. Das bemerkten doch Eure Durchlaucht?

Herzog. Ich hatte ja die Supposition gemacht.

Abercrombie. Ja so.

Herzog. Nun weiter. Das Magazin, das ich 5 Meilen vor meiner Fronte hatte anlegen lassen — —

Abercrombie. Hinter, wollen Eure Durchlaucht sagen.

Herzog. Vor, vor! ich wollte schon nachkommen. Nun sehen Sie, dieses Magazin war weggenommen, und meine Leute hatten kein Brot. Ich beschloß also, den Feind anzugreifen.

Wolf. Das hat seinen zureichenden Grund.

Herzog. Ich wählte einen von den Planen, die

ich bei Körbelitz und Pitzbuhl *) so oft executirt habe. Wo ich stand war Pitzbuhl, und wo der Feind stand, war Körbelitz, und daher mußte er wohl weichen.

Wolf. Das hat seinen — —

Abercrombie. Aber Eure Durchlaucht veränderten doch den Plan nach Maßgabe des Terrains?

Herzog. Mein Gott, kannte ich denn das? Nun, sehen Sie, ich lasse in gleichen Distanzen anrücken, habe meinen Plan in der Tasche, da schießt mir der verfluchte Tirailleur die Augen aus.

Abercrombie. Eure Durchlaucht gaben doch den Plan sogleich ihrem Nachfolger?

Herzog. Die wußten ja nicht, was Körbelitz und was Pitzbuhl war.

Abercrombie. Ja, so mußte die Schlacht wohl verloren gehen. Da aber Ihr Magazin verloren war, wovon hatten die Truppen vor der Affaire gelebt?

Herzog. Lieber Gott, von der Luft. Hatte ich doch kaum einen Hünerwagen mitgebracht!

Wolf. In der empirischen Seelenlehre habe ich gezeigt, daß ein gutes Frühstück ein Sporn zur Tapferkeit ist.

Herzog. Darum ging es auch in der Champagne so verteufelt schlecht.

*) Zwei Orte, zwischen denen die Magdeburger große Revue gehalten wurde.

Abercrombie. Glauben Sie denn, daß wir in Aegypten Roastbeef gegessen haben?

Herzog. A propos! Ein Schlückchen Lethe; ich bin noch ganz nüchtern.

Abercrombie. Den haben die Emigranten längst ausgetrunken. Hier ist Nektar, Nr. 1.

Herzog. Aber mon cher! dann werde ich ja wohl ein Gott?

Abercrombie. Auf meine Gefahr, trinken Sie nur.

Herzog (trinkt). Ich habe mich doch sehr dumm benommen (trinkt). Ich glaube wirklich (trinkt und spricht sehr rasch) ich habe nie eine Idee von der Kriegskunst gehabt: ich habe verstanden ein Regiment zu commandiren, aber keine Armee von 100,000 Mann: gegen Blücher, gegen Rüchel bin ich ein Schächer, und Sie haben wohl oft im Stillen über mich gelacht.

Wolf. Der Nektar ist sehr kräftig.

Herzog. Ich habe ein Heer vernichtet, das zu den ersten von Europa gehörte: ich hätte vor sechs Jahren schon meinen Abschied nehmen, und meine Wolfenbüttler exerciren sollen. Mein Regiment von Enochskindern hat dem König nicht mehr geholfen wie ein andres, und für das Geld, was die Riesen kosteten, hätte man Schützen werben sollen. Wenn Friedrich der Große mein Unwesen gesehen hätte, so würde er —

Abercrombie. Da kommt er selbst.

(Friedrich der Große und Prinz Louis treten ein.)

Friedrich (zum Herzog). Guten Tag Braunschweig! (spricht mit dem Prinzen weiter) Du hast ein schönes Loos getroffen, lieber Neffe, das ich an ähnlichen Tagen, wie bei Kunersdorf, mir oft wünschte. Du wirst der Held seyn, zu dem die Deutschen in Gefahren des Vaterlandes aufblicken, um muthig für ihre Laren sterben zu lernen. In allen Militairschulen wird man Deinen Namen lesen, und in wilden Schlachten wird er das Feldgeschrei der Preußen seyn.

Louis. Ich that nichts, bester Oheim. Was ist der Schmerz einiger Augenblicke gegen die Seligkeiten, die mich hier erwarten?

Friedrich. Und doch thatest Du viel: denn jener war für die Ehre, und selten wird ihr in unsern verdorbenen Zeiten geopfert.

Wolf. Junger Held, vertraue der Geschichte,
Daß sie Deine schönen Thaten richte.
Nach dem Tode spaltet sich der Lohn.
Endlich winken über blut'ge Pfade
Dir Elisiums blühende Gestade,
Und dem Feigen wird der Hades drohn.

Herzog (sachte). Ist er auch Dichter?

Wolf. Für dießmal nicht, Eure Durchlaucht.

Herzog (zu Abercrombie, indem er im Hintergrunde mehrere geblieb'ene preußische Generals und andre Officiere erblickt). Aber mein Gott, kenne ich doch die Herren kaum wieder,

ſie ſehn ganz verſtellt aus. Sie ſind gar nicht dienſtmäßig angezogen! — Pudert man ſich denn hier im Elyſium nicht? und ſehen Sie einmal, dort läuft gar einer ohne Zopf.

Abercrombie. Bedenken Eure Durchlaucht, daß die Franzoſen bei Jena nicht mit Zöpfen eingehauen, und nicht mit Puder geſchoſſen haben.

Herzog (ſieht umher). Was da überall für Leute herum gehn. — Ich habe ein ſehr gut Gedächtniß, ich kenne ſie alle.

Abercrombie. Eure Durchlaucht kennt nun auch ein jeder. —

Herzog. Das glaube ich. — Ich habe ja auch etwas drucken laſſen; wiſſen Sie wohl, die Inſtruktionen über den kleinen Dienſt. — —

Abercrombie. Und die Proklamation in Frankreich gegen Paris.

(Fortſetzung folgt.)

Etwas über Kopenhagen.

Jedem Leſer muß es intereſſant ſeyn, etwas über die lezten, durch einen beiſpielloſen unrechtlichen Ueberfall der Engländer, auf das friedliche glückliche Dänemark herbeigeführten Trauerſcenen zu hören.

Ich theile daher einige aus dem Altonaer Mercurius genommene Nachrichten hier mit. — Der erſte Brief iſt von einer Dame geſchrieben.

Kopenhagen, den 9. September 1807.

. . . Welche ſchrecklichen Tage wir erlebt haben, kann ich Ihnen nicht durch Worte ausdrücken, kann keiner ſich recht denken, der es nicht mit erlebt hat. In den neuern Zeiten iſt auch wohl kein Beiſpiel, daß eine Stadt nach einem viertägigen Bombardement ſo gelitten hätte, wie das arme Kopenhagen; weil man bei der Ueberlegenheit des Feindes, trotz aller Anſtrengung der Garniſon und des braven Jägercorps, nicht hatte verhindern können, daß der Feind ſeine Verſchanzungen bis dicht vor die Stadt aufwarf, ſeine Bomben alſo die ganze Stadt beſtreichen konnten, und ihm, ohne viel Verluſt von ſeiner Seite, einen gewiſſen Sieg verſprachen. So viel mein Gedächtniß mir noch treu iſt, will ich Ihnen er-

zählen, was seit drei Wochen, die wir belagert wurden, vorfiel. — Thatsachen zu erzählen wird der Feind, der unsere Insel umlagert hält, ja wohl erlauben — die verkünden ja auch die Englischen Zeitungen. Es ist ja sein Sieg und Gewinn. — Die Opfer, die fielen — die Unglücklichen, die gemacht wurden — davon schweigen seine Blätter. Von den Unterhandlungen mit Jackson, des Kronprinzen kurzer Anwesenheit hier, der den Befehl hinterließ, die Stadt bis aufs äußerste zu vertheidigen, werden Sie unterrichtet seyn. Man that, was man thun konnte — und wirklich recht viel für die kurze Zeit, während welcher die ungeheuere Englische Flotte, die, wie eine Stadt im Meere, furchtbar schön aussah, sich als ruhiger Zuschauer verhielt. Es war unmöglich die ganze Küste stark genug zu besetzen, um eine Landung zu verhindern. Von der Seeseite verhielten sich ihre Linienschiffe ganz ruhig, dort sind vortreffliche Vertheidigungsanstalten, und ohne ansehnlichen Verlust wäre ihnen der Sieg dort nicht geworden. Von allen Seiten rückten sie nun der Stadt näher, befestigten sich allenthalben, nicht ohne den kräftigsten Widerstand von Seiten der Garnison und des Regiments Leibjäger, eines Corps junger geübter Leute aus den besten Familien der Stadt. Täglich fielen Gefechte vor; es wurden fünf Ausfälle gemacht, man verjagte sie auch einige Mal; doch was half das? da sie immer verstärkt wieder vordrangen.

Unsre Bombardierschaluppen haben sich äußerst brav gehalten. Die Engländer sprengten eins derselben in die Luft; den andern Tag sprang eins der ihren dafür, auch nahm man einige kleine Fahrzeuge. Das waren fürchterliche Explosionen; wir sollten sie aber noch fürchterlicher kennen lernen. Den Seegefechten sah ich vom Boden des Hauses zu. Es war ein traurig schöner Anblick. Die helle Sonne über dem blauen Meere; das Tauchen der Bomben ins Wasser — die brennende Englische Brigg; im Hintergrunde der Wald von Schiffen. Wir wohnen der See und dem Kastell ganz nah, hatten also täglich und nächtlich auch den Kanonendonner so nah, daß alle Fenster klirrten, und an Schlaf nicht gedacht werden konnte. Die Bomben, welche sie von der See aus warfen, erreichten uns nicht; wir blieben also ruhig im Hause; ich hatte aber meine besten Sachen gepackt neben mir stehn, im Fall es bei uns zu brennen anfinge. In der Mitte der Stadt bei L... glaubten wir uns ganz sicher; dort wollten wir im Fall der Noth einziehn. . . . Die Engländer sandten fleißig Parlementairs, sich die Flotte auszubitten, die immer dieselbe Antwort erhielten. Jedes Haus versorgte sich für viele Monate mit Lebensmitteln. Ein einziges Thor blieb unbesetzt, wo der Zugang nur vom Meer möglich war und sie leicht abgeschnitten werden konnten. Amack war also noch frei; von dort aus wird Kopenhagen mit grüner Waare und Milch versehn, die schon äußerst rar zu werden anfing. Fleisch

war mehr zu haben. Die Preise stiegen täglich; alles flüchtete vom Lande in die Stadt; durch die Landhäuser pfiffen die Kugeln von beiden Parteien.

Am 2. September Nachmittags, wie ich ganz ruhig bei der Wiege meines Knaben sitze, fielen wieder starke Schüsse. Die Kanonade ward so anhaltend, daß ich nach dem Fenster eile; da jammern im Hofe die Leute, sie hätten gehört, die Engländer griffen die Stadt von allen Seiten an. S.... war gegenüber im großen Hospital, ich ganz allein mit Amme und Kind; ich laufe hinaus S.... holen zu lassen; da platzt mit fürchterlichem Knall die erste Bombe über dem andern Flügel unsers Hauses, und fällt mit lautem Gerassel in den Hof dicht neben mir. Wer nie das Pfeifen einer Bombe gehört hat, kann sich von dem furchtbaren Laute keinen Begriff machen. Ich stürze zu meinem Kinde in das Zimmer, wo ich die Bombe eingeschlagen glaubte. Dort ist alles ruhig; nun laufe ich in der Verzweiflung auf die Straße, S.... selbst zu holen; da kam er. In das Hospital war auch eine gefallen: eine alte Frau war davon erschlagen. — Es fing an dunkel zu werden; die leuchtenden Bomben flogen allenthalben. Ich wickelte meinen Knaben in einen Mantel, nahm ihn auf den Arm, meinen S.... an der Seite, die Amme mit Angstgeschrei neben uns; so wanderten ihre Kinder aus dem Hause, das sie nie wieder zu sehen glaub-

ten, von ihrem Eigenthum weg, das ſie für verloren hielten. Der Tod war vor, neben und hinter uns. Nicht weit vom Schloßplatze kommt eine Bombe herunter Die Schildwache ruft uns zu, uns nieder zu werfen, wir würden ſonſt erſchlagen. Ich umklammerte meinen Knaben und erwartete ſo den kommenden Tod. S.... reißt uns auf die andere Seite der Straße; die Bombe fällt 10 Schritte vor uns in die Nebengaſſe von Billes Palais, das uns vor den umher fliegenden Stükken ſchützte.

Unſre Abſicht war, den nächſten Weg nach Br... zu gehen, die einen feſten gewölbten Keller hatten und die obere Etage hoch mit Matten verſehen ließen; nur hielt aber S.... dieſe Straße für zu gefährlich; wir kehrten um und begannen den langen Weg nach Chriſtianshavn, dem einzigen Theile der Stadt, der nicht ſo leicht von den Bomben erreicht werden konnte, und den man verkürzen kann, wenn man ſich von Neuhavn über Waſſer ſetzen läßt. S.... lief voraus, einen Fährmann zu finden; wir ſchwankten ihm nach, die Augen beſtändig erhoben nach den leuchtenden Kugeln. Um uns liefen Weiber mit Bündeln, ſchreiende Kinder hin und her und ſuchten Sicherheit. Mein Knabe war ſtill und ſah mit großen Augen den rollenden Unheilbringern am Himmel zu, die in der Entfernung wie Sternſchnuppen anzuſehen ſind. Die Ueberfahrt auf dem

kleinen Boote war mir schrecklich, da war keine Rettung, keine Möglichkeit auszuweichen, doch fiel keine Bombe uns nahe, obgleich Bomben und Feuerraketen, die einen Feuerschweif wie ein Komet bilden, den Himmel durchkreuzten. Die hochrothe Glut der in Brand geschossenen Häuser erhellte die Masten; es war über alle Beschreibung fürchterlich.

Endlich landeten wir und eilten zu V...s, wo ich halb ohnmächtig ankam. Freundlich nahmen sie uns auf; nach und nach kamen mehrere Flüchtlinge, die Bomben sausten fürchterlich, kein Theil der Stadt war mehr sicher. Wir blieben die Nacht in einem Zustande zusammen, der schwer zu beschreiben ist. Mein Kind schlief sanft an meiner Seite. So verginzen 12 Stunden unaufhörlichen Bombardements! Tags darauf sandte man wieder einen Parlementair; — wieder dieselbe Antwort. Bis zum Abend blieb es ruhig. Da fing es wieder an zu knallen und zu zischen. Wir legten uns einige Stunden aufs Bett. Feuer kam die Nacht nicht aus. Der Tag machte dem Bombardement kein Ende. Einzelne Bomben fielen; die Thürme wollte man herunter haben, und die Bomben trafen gut. S... mußte nach Hause, wie es anfing nachzulassen. Sie können sich meine Unruhe denken. Mich mit haben wollte er auf keine Weise. Ich blieb unter fremden Menschen, hatte bei jeder fallenden Bombe die Angst, daß sie ihn träfe; so war es 7 Uhr Abends, bis er zurückkam. Meine

Besorgniß war nicht umsonst gewesen; vor seinem Fenster fiel eine große Bombe nieder; er bückt sich schnell; ein gewiß 16 Pfund großes Stück fliegt durch das Fenster mitten in das Zimmer, doch ohne zu zünden, und fällt nicht weit von ihm nieder; Gott hat mir ihn erhalten — ich sah ihn gesund wieder.

Auf dem Zimmerplatz hatten die Bomben gezündet. Der Wind war stark, in wenigen Stunden stand der ganze Platz in Flammen; bald darauf die schöne Frauenkirche und ein Drittheil der Stadt. Die Glut war so stark, daß es hell wie um Mittag war. Das Bombardement nahm immer zu, immer näher flogen uns die Bomben, einige zersprangen sogar auf den nahen Kirchen und Häusern umher. Wir waren also auch hier nicht mehr sicher. Aber wohin in der Noth? Das Haus füllte sich mit Flüchtenden. Immer bombardirten die Engländer nach dem Brande hin. Die Sprützen waren bald außer Stand gesetzt, mehr zu dienen. — Man mußte brennen lassen und sich der Verzweiflung übergeben. Unsere Stube war im dritten Stock; wäre eine Bombe gekommen, wir wären verloren gewesen. Ich legte mich, weil S. . . . es verlangte, aufs Bett, und bedeckte, auf alles gefaßt, mein Gesicht mit den Händen, um die fürchterliche Glut nicht zu sehn. Jeder Knall, dachten wir, machte unserm elenden Leben ein Ende. Es kam keine Bombe in das Haus. Acht

und vierzig Stunden ward auf dieſe Weiſe unausgeſetzt bombardirt. Die Engländer hatten ſich nun auch der Batterie am Zimmerplatze bemächtigt, und drohten, wenn nicht kapitulirt würde, auch Chriſtianshaven zu verwüſten wie Kopenhagen. Es war das Laboratorium dort. Unzählige Magazine mit brennbaren Waaren — wir liefen Gefahr, in die Luft geſprengt zu werden und mußten unſere letzte Zuflucht auf Amack ſuchen, das ſicher war, ſo lange dort keine Landung verſucht wurde. Wir verließen also Sonnabend Nachmittags V...s und bezogen 10 Mann hoch ein kleines Bauerhüttchen, wogegen unſere Holſteiniſchen Paläſte ſind, ſahen die unſchuldige Stadt brennen, vielleicht unſer bisgen Eigenthum auch. Abends ſpät hörte das Schießen auf. Die Generalität war verſammelt, und 24ſtündiger Waffenſtillſtand. Ruhe fanden wir aber auch nicht in dieſer Hütte. Einzelne Schüſſe von der See und vom Lande ſchreckten uns oft und die Furcht des Ausgangs. Wir ſchickten zur Stadt; unſer Haus war erhalten. Hier brachten wir zwei Tage zu, weil man Tumult der Matroſen fürchtete, die ihre Flotte nicht abgeben wollten. Es ward wieder alles ruhig, und nun ſind wir wieder in unſerm Stübchen, ſind uns wieder erhalten! — Aber zahlloſe arme Familien irren ohne Obdach umher, mehrere hundert Individuen ſind erſchlagen; es iſt ein troſtloſer Zuſtand! Was wir erübrigen können, werden wir hergeben, unſern armen Mitbürgern beizu-

ſehn. Die Engländer haben das Caſtell, die Linienſchiffe und den Holm beſetzt. — Ihr Betragen iſt gut. In einigen Wochen führen ſie die ſchönen Schiffe fort, die unſtreitig mit den Engliſchen, und nur mit dieſen zu vergleichen ſind.

Auszug eines Briefes aus dem Holſteiniſchen, vom 12. September.

Mein Herz iſt zu voll, ich mag nicht weiter erzählen. Nach ſo vielen Beſchreibungen der Schreckensſcenen in Kopenhagen würde es überflüſſig ſeyn, über den Lauf der Begebenheiten und die Folgen jener blutigen Tage vom 2. und 3. September bis zum Waffenſtillſtande ein Mehreres zu ſagen. — Sie liegt nun da, dieſe That, vor den Augen der Zeitgenoſſen, und erwartet nicht erſt das Urtheil der richtenden Nachwelt. Denn nie hat ſich ein Unternehmen, aus politiſchem Calcül erzeugt, und mit allen Waffen der Argliſt und Gewalt in die Wirklichkeit gebracht, ſo entſcheidend ſelbſt das Urtheil geſprochen, noch nie iſt das Intereſſe — nicht jenes allgemeine des großen Europäiſchen Völkerbundes, das hätte wohl für unſre Erhaltung geſprochen; ſondern der Vortheil des Augenblicks und die Convenienz einer nur die nächſten Folgen der Begebenheiten

überschauenden Kaufmannswelt, — so unumwunden als oberster Grundsatz des völkerrechtlichen Verfahrens aufgestellt, als in diesem Angriffe, der nicht allein jeder Idee von Völkerrecht und Menschlichkeit Hohn spricht, sondern selbst jede diplomatische Form, jedes Princip des Anstandes unter gesitteten Völkern unter die Füße tritt.

Ich bin Augenzeuge von dem Eindrucke gewesen, den die Ankunft der Englischen Flotte im Sunde gemacht hat. Unsre Nation hat England nie gehaßt; seine Sitten haben in mancher Hinsicht Nachahmung gefunden; der brittische Kunstfleiß und das Talent seiner Einwohner, so wie der Werth seiner Erzeugnisse, ist bei uns selbst über die Gebühr geschätzt worden. Was von Leidenschaften aus neuerdings blutenden Wunden zurückgeblieben war, hat England selbst muthwillig veranlaßt, und hätte es mit leichter Mühe vertilgen können. Arglos, ohne Empfindlichkeit, ohne Besorgniß, sahe gewiß der größte Theil, ohne Ahndung dessen, was vorgefallen ist, diese stolzen Segel den Sund hinein — wallen, unter denen Tod und Verderben für die Zuschauer in tausendfachen Gestalten verborgen war. Sie gaben und erhielten im Vorbeigehen die freundschaftliche Bewillkommung, dieses alt-heilige Symbol des Einverständnisses und der treuen Verbindung. Jedes Bedürfniß wird ihnen gereicht, und die Ursache ihres Daseyns ist mehr der Gegenstand der Neugierde als der Furcht. Erst

nachdem sie unsre von hinlänglicher Vertheidigung entblößte Insel gänzlich umstrickt, und den Zugang von allen Seiten unmöglich gemacht, enthüllte sich das, selbst den Anführern der Greuelthat bis dahin unbekannte, Geheimniß ihrer Sendung. Und auf welche Weise? Nicht mit dem höchsten Bedauern und dem schonungsvollsten Anstande, welche den Vorwand einer sogenannten politischen Nothwendigkeit dieser Maßregel hätten begleiten müssen, oder mit dem feierlichen Ernste, mit welchem ein Römischer Priester den Krieg im Schoße trug, im leichtesten Tone des Weltmanns kündigt ein leichter halbtändelnder Diplomat die Forderungen seiner Regierung an; es ist ihm unbegreiflich, daß sie nicht augenblicklich bewilligt werden, und noch unglaublicher, daß es wirklich zur Entscheidung der Waffen kommt. Und — wer wird es läugnen wollen? — er hatte Recht aus seinem Gesichtspunkte, er kannte die Stärke der gegen uns gerichteten Macht, und die Art und Kraft des gegen uns geschärften Mordgeräthes. Denn nie hat Britannien nur die Hälfte der Stärke an physischer Kraft und mechanischer Erfindung zum Schutze seiner Alliirten aufgeboten, die es langsam, mitten in einem ungestörten Frieden, gegen ein ihm verwandtes, lange verbundenes Volk vorbereitet, und im Besitze aller Vortheile, die Hinterlist und Ueberfall nur immer gewähren können, mit für den Augenblick günstigem Erfolge verwendet hat. Gegen einen rechtlichen Krieg, dem eine Aufklärung über streitige

Fragen vorangeht, hätte man sich waffnen, und bei einem gewöhnlichen Angriffe selbst Mittel gegen die Uebermacht finden können. Aber gegen Ueberfall und Waffen der Zerstörung, von denen noch keine Kriegsgeschichte weiß, war die Möglichkeit des Widerstandes noch nicht gefunden; wenigstens nicht in einer Stadt, die mehr als die kriegerische Ehre, in einer Hauptstadt, die Tausende von Frauen und Kindern, die die literarischen Schätze der Nation, und den Sitz der Kultur und das Centrum der moralischen und politischen Kräfte eines ganzen Volkes zu bewahren und zu vertheidigen hatte.

Sie haben es wohl gewußt, was in diesen Wällen befaßt war; daher ihre Zuversicht in das Gelingen ihrer Plane; daher ihr empörendes, jeder Idee des Widerstandes hohnsprechendes Selbstvertrauen. Sie kannten das Herz des Menschen, das beim Anblick der Gattin und der jammernden Kinder blutet; sie kannten das menschliche Gefühl und die Vorsorge einer edel denkenden Regierung, der das Wohl ihrer Völker und jede Bildungsanstalt zur Veredlung ihrer Nation am Herzen liegt. Nur die Ehre kannten sie nicht; sie begriffen es nicht, daß durch einen schimpflichen Vertrag nicht hingegeben werden kann, was, wenn durch Gewalt verloren, im Laufe der Zeit wieder errungen wird, sie bedachten nicht, daß man es fühlte, daß eine Nation, die ihre Würde verloren hat, Allem entsagen muß, und hinterher Alles

einbüßt, für deſſen Erhaltung ſie dieſes ihr theuerſtes Kleinod geopfert hat. Sie hatten auf unſre Weichheit nicht weniger als auf die arithmetiſche Richtigkeit ihrer Calcüle gerechnet; ohne Schwertſtreich wollten ſie uns bezwingen, und mit Golde die Schmach wieder gut machen, die ihr Uebermuth uns zugedacht hatte. Dieß Urtheil betrog ſie, und im Grimm über die Täuſchung begann der ungleiche Kampf mit deſto unerbittlicherer Wuth. Nicht mit gemeinen Waffen, nicht mit Bomben und Feuerſchlünden allein, brachten ſie Tod und Verderben über eine ſchwach vertheidigte Stadt. Dieſen wäre man nicht gewichen; aber glühende Kugeln aus mehr als 70 Mörſern in drei grauſenvollen Tagen und Nächten geworfen; aber neue Brandgeräthe von verdoppelter Wirkung mit der zweckdienlichſten Geſchicklichkeit auf die gefahrvollſten Stellen geſchleudert; aber die Unmöglichkeit, auch dem dringendſten Unfall überall zu wehren, in einer großen volkreichen Stadt; aber der Anblick der jammernden Mütter mit den Kindern ihrer Liebe im Arm und am Buſen; aber das ſchreckliche Bild zerſchlagener Bräute und edler Jünglinge, die dem Vaterlande das ſchönſte Opfer des Todes im blühendſten Alter gebracht — das, und was die Sprache kaum zu ſchildern vermag, das Elend ſo vieler unter Bombenregen und den einſtürzenden Trümmern ihrer friedlichen Wohnungen herumwankender Wehrloſen, hat den Helden das Herz gebrochen.

Es iſt geſchehen, und die Stolzen haben für den Augenblick ihren Zweck erreicht. Unſere Sache wird es ſeyn, daß ſie ihn nicht ganz erreichen; es iſt Vieles, aber es iſt nicht Alles verloren, und am Brande unſrer Hauptſtadt könnte die Glut ſich entzünden, die dereinſt ihre hölzernen Wälle zu verzehren beſtimmt iſt. Ganz Europa ſieht unſre ſchreckliche Kataſtrophe mit Bedauern, aber nur durch Ausharren und Selbſtvertrauen werden wir uns die Achtung der Völker erhalten.

Politiſche Anekdoten.

Der König von Schweden.

Bei der Belagerung von Stralſund, im Auguſt 1807, ritt der König von Schweden um die Außenwerke der Feſtung recognosciren. Ein Franzoſe ſchoß auf mehrere hundert Schritt nach ihm, und die Kugel ſtreifte ſeine Seitenhaare. Der König blieb halten, und als er ſah, daß der Rauch bei einem Vorpoſten aufſtieg, und ſo die große Entfernung des Schießenden entdeckte, ließ er einen Trompeter aus der Feſtung holen und gab dieſem 20 Dukaten, um ſie dem Franzoſen zur Belohnung für einen ſo guten Schuß zu überbringen.

Napoleon in Friedrichs Zimmer.

Napoleon ließ ſich alle merkwürdige Plätze um und in Berlin, Potsdam und Sansſouci zeigen. Er war immer mit bedecktem Haupte gegangen. — Als er in das Zimmer Friedrichs des Großen kam, wo ſein Degen und ſeine Krücke gezeigt werden, zog er ehrerbietig den Hut, und behielt ihn ſo lange unter dem Arme, bis er wieder aus dem Zimmer trat.

Alexander I. und Friedrich Wilhelm III.

Bei der letzten Zuſammenkunft dieſer beiden Herren in Memel, entdeckte der König von Preußen dem ruſſiſchen Kaiſer, daß ihm vom Kaiſer Napoleon immer noch ſehr annehmliche Friedensvorſchläge angeboten würden. Alexander antwortete darauf: „Seyn Sie unbeſorgt! — ſo lange ich bin, ſollen Sie keine Hütte verlieren. Fallen können wir, aber nur vereint!“ —

Des Königs von Preußen Aeußerung über die Kapitulation des General Blücher.

Als der König durch ein Schreiben dieſes Ereigniß erfuhr, kehrte er ſich betrübt zu einem Adjutanten und ſprach: „Da iſt wieder eine ſtarke Feſtung gefallen!“

Die politiſchen Kannengießer.

Zwei Bauern ſprachen in einer Bierſchenke viel über dieſen und jenen Zweig der Politik. — In ſtummer Be-

wunderung hörte die Tafelrunde dieſen gelehrten Erauß an. — Endlich ſchlug einer mit geballter Fauſt auf den Tiſch und betheuerte, daß er im geringſten nichts davon wiſſe, warum Napoleon nach Polen gegangen wäre. Der Hauptſprecher verwies dieſem ſeine Unwiſſenheit, verſicherte, er habe lange gewußt, daß der Kaiſer dahin gehn würde, und ſchloß mit den Worten: — „He het ja — na Polen.

Der einfältige Jude.

Ein geflüchteter Jude, der ſich einige Stücke Batiſt um den Leib gewunden, und Juwelen und Spitzen im Halstuch verſteckt hatte, begegnete mehrern Franzoſen. Sie fragen ihn, ob er nichts zu ſchachern hätte, und als ſie Geld zeigten, holte er ſeinen Batiſt hervor. Die Franzoſen nahmen ihm dieſen ohne Bezahlung weg, und wollten eben weiter gehn, als der Jude in ſeiner Verzweiflung ausrief: — „Na, das iſt doch ſchändlich, ihr wollt mir gewiß dieß Bischen auch noch nehmen.“ Hierbei zeigte er auf ſein Halstuch. — Hierdurch aufmerkſam gemacht fanden ſie das Uebrige, und nahmen es ihm auch! —

Löscheimer.

Herausgegeben

von

H. v. L — n.

Ein

Journal in zwanglosen Heften.

Zweites Heft.

1807.

„Allmächtig iſt die Liebe,

„Zu dir, o Vaterland!“ —

Inhalt.

Seiner Majestät dem Könige von Preußen (Sonett) Seite 1
Die Königin von Preußen 3
Das frühe Grab 7
Vaterlandsgesang 8
Stärke der preußischen Armee im Jahre 1775 . . . 9
Fragment 20
Ein Wort über Dänemark 21
Betrachtung über die Kriegszucht bei den verschiedenen Völkern 24
Gespräch die Kriegskunst betreffend zwischen zwei preußischen Officieren, dem Major von B. und dem Lieutenant von L. 64
Beobachtungen über Polen und die Thronfolge dieses Landes seit dem sechszehnten Jahrhundert . . . 76
Gespräch zwischen Herrn C. und dem Schulzen M. . . 88
Die ihre Nation nicht verläugnende Deutsche . . 95
Berichtigung über den General von Kleist . . . 97
Der Lieutenant von Hahnwig vom königlich preußischen Husarenregiment von Ploz 98
Geistesgegenwart eines preußischen Dragoners . . . 102
Tod des General-Lieutenants Grafen von Schmettau . 103
Der Kosak Simuiewitsch. 104

Etwas vom Regiment von Tschammer . . . Seite 106
Drei preußische Husaren 109
An den Lieutenant von Thadden, der zu Lübeck im Burgthore von einer Granate getödtet wurde . . . 110
Tapferkeit zweier dänischen Seeofficiere gegen weit überlegene englische Gewalt 113
Politische Anekdoten.
Ein neues Spiel 117
Der Schreibfehler 118
Treue eines Hundes 118
Vorwurf über zu viel Gedichte 120
Louis Ferdinand. Eine Phantasie. 121

Wer irgend etwas, das der Tendenz dieses Journals angemessen ist, in meine Blätter einzurücken wünscht, der kann dasselbe an die Akademische Buchhandlung in Kiel, oder auch an Herrn Buchhändler J. B. Schiegg in Leipzig, unter der Bemerkung: zur weiteren Beförderung an den Herausgeber der Löscheimer, gefälligst einsenden.

d. Hg.

Sr. Majestät
dem Könige von Preußen.

Sonett.

Edler Mann, verschmähe nicht die Töne,
Die voll Ehrfurcht Dir ein Deutscher weiht,
Dem Apollo gern die Leier leiht,
Und den süß begeistert die Camöne.

Ihn durchflammt der Tugend Himmelsschöne,
Deines Herzens reine Herrlichkeit.
O für Dich zu sterben sind bereit
Wittekinds und Herrmanns echte Söhne.

Wie ein Fels im Drange wilder Fluth
Standest Du in drohenden Gewittern,
Sahst die grauen Helden rings erzittern,

Die Gefahr erhöhte Deinen Muth.
So die Eich', auf der der Adler ruht,
Kann der Sturm nicht beugen, nur zersplittern.

* * *

Das Roth des Morgens hatte ſchon den Rand
Des blauen Horizontes rings geſchmückt,
Da ſtand:ſt Du am fernen Pregelſtrande
Vom harten Lager Deines Zeltes auf,
Des großen Friedrichs königlicher Sproß.
Vom Sieger meldete man eine Botſchaft,
Und ein Vertrauter ſeiner Plane trat
Mit ſeiner Handſchrift in Dein Königszelt.
Sie bot Dir alle Staaten, die verlornen,
Die nahen, fernen, alle wieder an,
Wofern Du ſeiner Gegner Bund verließeſt,
Und einzeln mit ihm Deinen Frieden ſchlöſſeſt.
Nein, das ſey ferne! gabſt Du ihm zur Antwort,
Daß ich den Freund verließe, der den Bund
So treu in Noth und Unfall mir gehalten.
So ſprachſt Du, Edler, und entließeſt ihn.

O dieſen hohen tugendhaften Sinn,
Den an Catonen einſt die Welt bewundert,
Verehren jetzt die Beſſeren an Dir.
Und flöheſt Du in weit entlegne Wüſten,
Zum kalten Pol, zum fernen Gangesſtrom,
Dich würde unſre Liebe ſtets begleiten,
Dir blieben alle Herzen unterthan.

Die Königin von Preußen.

Es iſt vielleicht zu kühn von mir, als ein Vertheidiger dieſer erhabenen Fürſtin auftreten zu wollen. Ich will auch keine Lobrede auf dieſe Mutter des Volkes, die alle weibliche Tugenden, alle weibliche Vollkommenheiten mehr als Geburt zur erſten Frau des Landes erheben, halten. Selbſt die höchſte Beredſamkeit würde das nur mit matten Worten ſagen, was die Herzen ihrer Unterthanen (denn unterthan iſt ihr ein jeder) ſo glühend für ſie fühlen. Durch die blendenden Strahlen des Diadems, wie durch ihrer Augen Anmuth und Milde, iſt ſie gleich geliebt und vergöttert.

Man verdenkt es ihr und tadelt ſie (doch nur ſehr Wenige freveln ſo), daß ſie den König in die Schlacht von Auerſtädt begleitet, und dieſen blutigen Scenen beigewohnt habe. — Die Nichtigkeit und Ungereimtheit dieſes Vorwurfs macht mich ſo dreiſt, hier ihre Vertheidigung zu übernehmen. Nur für den Blinden iſt ſie geſchrieben, dem der Glanz ihrer lichtweißen Toga, die ihre Göttergeſtalt umfließt, unverletzbar den Harpyen des Neides, nicht leuchtet!

Es iſt von jedem Hauſe, von jedem Orte, von jedem Reiche eine Chronique scandaleuse zu ſchreiben; es iſt

um so leichter, wenn der Diener die erlauschten Geheimnisse seines Herrn verräth. — Vermochte er, der eine solche vom preußischen Hofe schrieb, der die in Gift getauchte Feder auch bei der geringsten Zweideutigkeit ehrverletzend führte; vermochte er aber wohl, war seine schwarze Ansicht wohl im Stande, diese Königin nur mit einem Worte zu beschuldigen. — Welch ein Triumph für ihn würde es gewesen, welche voluminöse Bände würden noch erschienen seyn, wenn dieser Hof sich nicht vor so vielen andern Höfen dadurch glänzend auszeichnete, daß von ihm keine Toilettentändeleien zu entdecken sind.

Die Königin von Preußen hat nie zum Krieg oder Frieden gerathen, überhaupt nie in die Regierungsgeschäfte Einfluß gehabt. Sie war dem König nur treue Gattin, die nie nach des Zepters lastendem Golde griff, wenn sie auch oft das Urtheil über den Fehlenden milderte. O ich glaube immer zu irren, wenn ich mich erinnere, daß man sie, die mild wie eine Taube ist, irgendwo blutdürstig nannte.

Ob der russische Kaiser sie bat, den König zum Kriege zu bewegen, weiß ich nicht; allein es steht dieses zu vermuthen, da der Kaiser bei seiner Anwesenheit in Berlin alles versuchte, um Preußen wider Frankreich aufzubringen. Mag dieses geschehen seyn oder nicht, so kannte sie doch ihre geringe Einsicht von den Staatsverhältnissen zu gut, um sich ein entscheidendes Urtheil hierüber zu erlauben.

Sie sah mit Vergnügen die Regimenter ausmarschiren, und setzte ihr ganzes Vertrauen in diese schöne Armee, als sich der Hof zum Kriege entschloß. Es war ihr zu verzeihn, daß sie mit Freude die Krieger hingehn sah, die Ehre der Krone zu vertheidigen, daß sie der Feldherren Schwäche nicht durchblickte, und Friedrich des Größten Zeiten zurückahndete.

Wie eine gute Gattin das Schicksal ihres Gemahls, eine Mutter das ihrer Kinder theilt, so folgte sie der Armee auf den Märschen. Sie wußte, wie sehr man sie liebte, und zeigte sich den Truppen bei jeder Gelegenheit, die sie, wie ihren glückbringenden Genius, überall mit lautem Jubelgeschrei empfingen. Oft überraschte sie ein Corps plötzlich beim bivouac, und erschien ohne alle Begleitung mit dem König in einem Wagen.

Es ist dem Krieger so wohlthätig, es ist so aufmunternd für ihn, wenn seine Beherrscher vom gemächlichen Polster des Thrones herabsteigen, der schmeichelnden Ruhe und Bequemlichkeit entsagen, und gleich ihm die Sorgen und den Druck des Krieges tragen.

Die Königin hatte sich nie gern von ihrem Gemahl trennen können, sie vermochte nie lange ohne ihn zu seyn, darum begleitete sie ihn auch hier, in dem für beider Wohl so entscheidenden Augenblick.

Mehrere Tage vor dem Gefechte bei Saalfeld merkte man in ihrem Aeußern einen stillen feierlichen Ernst, es schien, als ob sie nichts Gutes ahnde. — Es war

dieſe Veränderung um ſo auffallender für Jeden, da man ſonſt immer gewohnt war, ihren Blick nur freundlich lächeln zu ſehn.

Da ſie aber die Nachrichten von den erſten unglücklichen Gefechten, von dem Tode des Prinzen Louis, den ſie immer ſehr geſchätzt hatte, erhielt, als der König und alle Prinzen des Hauſes untröſtlich waren, da zeigte ſie ſich ſtark genug, ihren Schmerz zu unterdrücken, und jeder bewunderte es, daß ſie bei ſo vieler weiblicher Milde auch dieſe männliche Feſtigkeit beſaß. — Sie war es, die wie Agnes Sorell des Königs Muth ſtärkte, und in der Schlacht bei Auerſtädt rief ſie einigen Regimentern, denen ſie vorbei fuhr, zu: „Kinder fechtet wie Preußen!“ —

Wie ſchon geſagt, es geziemt dem Manne nicht, den Werth einer Handlung nach ihren Folgen zu berechnen. — Ich bin überzeugt, daß, wenn die Preußen bei Auerſtädt und Jena geſiegt hätten, eben derjenige, der der Königin jetzt Unrecht gibt, ihr nach der gewonnenen Schlacht, von ihren Kriegern umringt, die begeiſternde Kraft einer Jungfrau von Orleans beigelegt haben würde.

Das frühe Grab.

Im November 1806 geſchrieben.

–∪∪–∪–∪∪–∪–
∪–∪–∪–∪∪–∪–
∪–∪–∪–∪–∪–∪
–∪∪–∪∪–∪–∪.

Herrliche Blume, welche der Tod geknickt,
Du blühſt geſchmückt mit ſchöneren Farben auf,
Wie nach des Frühlings Ungewitter
Friſcher die grünenden Auen prangen.

Stillere Wehmuth bleibt den Getrennten nach:
Der frohen Stunden ſüße Erinnerung,
Der leiſe Wunſch, wie du zu ſterben,
Hebet den ahndenden Buſen höher.

Jugendlich ſchön entwinkt uns der Genius:
Noch unverdorben, noch in der vollen Kraft,
Und unentweiht von niedern Sorgen
Schwebt er ins beſſ're Gefild hinüber.

X=ipe!

Vaterlandsgesang.

Nach der Melodie des Rheinweinliedes.

Reicht mir den Kranz, das Haupt damit zu krönen:
Komm goldnes Saitenspiel:
Voll hoher Rührung sollst du jetzt ertönen,
Voll heiligem Gefühl.

O schönes Land, wo mir die milde Sonne
Zum ersten Male schien,
Im fernsten Lande denk ich noch mit Wonne
An deiner Auen Grün.

Ich sehe noch am rauschenden Gewässer
Den hohen Eichenwald,
Und über ihm erhebt sich kühner, bläsſer,
Des blauen Bergs Gestalt.

O schönes Land der Biederkeit und Treue,
Voll echtem deutschem Muth,
Ein deutsches Herz ist es, das ich dir weihe,
Gern weiht' ich dir mein Blut.

Und sänke ich durchbohrt vom kalten Eisen,
Vom bittern Todespfeil,
Dann würd' ich dich mit starrem Munde preisen:
Dem König Sieg und Heil.

Stärke der preußiſchen Armee im Jahre 1775, nach einem genau detaillirten Verzeichniß.

Durch den ſiebenjährigen Krieg waren die Heere Friedrichs des Einzigen, ſowohl in Hinſicht der Truppenzahl ſehr vermindert, als auch in Rückſicht ihrer Beſchaffenheit ſchlechter geworden. Zwar waren die Krieger an Schlachten und Gefechte gewöhnt, von der innigſten Zuneigung zu ihrem König beſeelt, und vom Vertrauen zum preußiſchen Kriegsglück belebt: aber wenigſtens ein Drittheil des Heers beſtand aus Ausreißern, heimathloſen Burſchen, verunglückten Gelehrten, aus Söldnern, die kein Patriotismus an Preußen band.

Friedrich vermehrte alſo nicht (wie man gewöhnlich ſagt) die Kopfzahl anſehnlich, ſondern ſuchte brave Krieger zu werben und zu bilden, und dadurch behielt ſein Heer von 178,000 Mann die Furchtbarkeit, die es bei einer größern Anzahl vielleicht eingebüßt hätte.

Die hier mitgetheilte Liſte hat Schlözer von einem höchſt glaubwürdigen Staatsbedienten erhalten, und im erſten Hefte ſeines Briefwechſels mit den Abweichungen vom Jahre 1774 gegeben.

Verzeichniß der königlich preußischen Armee nach den Inspektionen.

Nach der Revüe von 1775 detaillirt.

I. Artillerie unter Inspektion des Generals von Dieskau.

			Mann
10	Feldcompagnien von Dieskau	(Berlin)	1443
10	— — von Lüderitz	(Berlin)	1400
10	— — von Winterfeld	(Berlin)	1400
5	— — von Holtzendorf	(Berlin)	1400
5	Garnisoncompagnien von Holzmann	(Schlesien)	700
4	zerstreute Garnisoncompagnien		560
1	Compagnie reitende Artillerie	(Berlin)	100
		Artillerie	7003

II. Infanterie.

A. Märkische.

1. Inspektion des Generals von Ramin.

Gren.	Musk.	Comp.		Mann
2	10	Prinz Fr. v. Braunschweig	(Berlin)	2205
2	10	von Ramin	(Berlin)	2205
2	10	von Braun	(Berlin)	2205
2	10	von Renzel	(Berlin)	2205
2	10	von Steinkeller	(Berlin)	2205
2	10	von Koschenbar	(Berlin)	2205
2	10	Füselierregiment von Bülow	(Berlin)	2205
			Latus	15435

Comp.			Mann
		Transport	15435
4	Cadettencorps	(Berlin)	560
3	Invalidencompagnieen	(Berlin)	420
1	Pontoniercompagnie	(Berlin)	105
			16520

2. Inſpection des Obriſten von Buttlar.

Bten.	Muſk.	Comp.		Mann
1	5	Leibgarde	(Potsdam)	870
2	10	Garderegiment	(Potsdam)	1725
2	10	Prinz von Preußen	(Potsdam)	1725
6		Grenad. Bat. v. Leſtwitz	(Potsdam)	939
6		Grenad. Bat. v. Rohr	(Treuenbrietzen)	939
2	10	Füſeliere von Kleiſt	(Brandenburg)	1725
	5	Unrangirte Garde	(Potsdam)	700
				8623

3. Inſpection des Generals von Steinkeller.

Gren.	Muſk.	Comp.		Mann
2	10	Prinz Ferdinand	(Ruppin)	2205
2	10	von Wunſch	(Prenzlau)	2205
2	10	von Düringshofen	(Frankfurt)	2205
2	10	Prinz Heinrich Füſeliere	(Spandau)	2205
2	10	v. Möllendorf Füſeliere	(Königsberg)	2205
	20	Garniſoncompagnien von Kowalsky	(Neuſtadt)	2890
	2	Compagnieen Jäger	(Mittenwalde)	360
				14275
			Nr. 1.	16520
			Nr. 2.	8623
			märkiſche Infanterie	39418

B. Magdeburgiſche Infanterie unter Inſpection des Generals von Saldern.

Gren.	Musk.	Comp.		Mann
2	10	Erbprinz von Braunſchweig	(Halberſtadt)	2205
2	10	von Saldern	(Magdeburg)	2205
2	10	von Stutterheim	(Magdeburg)	2205
3	15	von Bernburg	(Halle)	3301
2	10	von Stéjentin	(Stendal)	2205
2	10	Naſſau-Uſingen Füſeliere	(Burg)	2205
4		von Romberg	(Magdeburg)	784
4		von Meuſel	(Magdeburg)	780
	5	Garniſoncompagnien von Puttkammer		722
				16617

C. Pommerſche Infanterie unter Inſpection des Generals von Möllendorf.

Gren.	Musk.	Comp.		Mann
2	10	Prinz von Bevern	(Stettin)	1725
2	10	von Plötz	(Stargard)	1725
2	10	von Sobeck	(Anclam)	1725
2	10	von Haak	(Stettin)	1725
2	10	von Billerbeck	(Cöslin)	1725
	5	Garniſoncompagnien von Bittingshofen	(Colberg)	722
				9347

D. Preußiſche Infanterie.

1. Inſpection des Generals von Stutterheim.

Gren.	Musk.	Comp.		Mann
2	10	von Stutterheim	(Königsberg)	1725
2	10	von Tettenborn	(Heilsberg)	1725
2	10	von Anhalt	(Heiligenbeil)	1725
2	10	von Borck	(Königsberg)	1725
2	10	Füſeliere von Luck	(Braunsberg)	1725
6		von der Hardt	(Königsberg)	939
		Garniſonstruppen:		
	20	von Hallmann	(Memel)	2890
	20	von Ingersleben	(Angerburg)	2890
	20	von Tümpling	(Pillau)	2890
				18234

2. Inſpection des Obriſten von Rohr.

Gren.	Musk.	Comp.		Mann
2	10	von Pelskowski	(Elbing)	1725
		Füſeliere.		
2	10	von Krockow	(Marienburg)	1725
2	10	von Lengefeld	(Holland)	1725
2	10	von Rohr	(Graudenz)	1725
2	10	Prinz von Heſſen-Philippsthal	(Mewe)	1725
			dazu	18234
				26859

E. Weſtphäliſche Infanterie unter Inſpection des Generals von Düringshofen.

Gren.	Muſk.	Comp.		Mann
2	10	von Wolfersdorf	(Hamm)	2205
2	10	von Petersdorf	(Bielefeld)	2205
		Füſeliere.		
	10	Heſſen-Caſſel	(Weſel)	1815
	10	von Loſſow	(Minden)	1815
	10	von Briezke	(Weſel)	1815
	10	von Eichmann	(Weſel)	1815
	5	Garniſ. Comp. v. Salomon	(Geldern)	722
	5	— — v. Courbiere	(Emden)	722
				13114

F. Schleſiſche Infanterie unter Inſpection des Generals von Tauenzien.

Gren.	Muſk.	Comp.		Mann
2	10	von Tauenzien	(Breslau)	1725
2	10	von Stechow	(Breslau)	1725
2	10	von Zaremba	(Brieg)	1725
2	10	von Rothkirch	(Neiße)	1725
		Füſeliere.		
2	10	von Gablentz	(Schweidnitz)	1725
2	10	von Thadden	(Glatz)	1725
2	10	Markgraf Heinrich	(Frankenſtadt)	1725
2	10	von Falkenhain	(Breslau)	1725
2	10	von Schwerin	(Liegnitz)	1725
2	10	von Köller	(Glogau)	1725
			Latus	17250

Gren.	Musk.	Comp.			Mann
			Transport		17250
1	5		von Rossiere	(Silberberg)	870
	10		von Schwarz	(Neiße)	1415
			Grenadiere.		
4			von Hachenberg	(Breslau)	629
4			von Gillern	(Brieg)	629
	2		Mineur-Compagnien	(Glatz)	280
			Garnisonregimenter:		
	20	Comp.	von Bremer	(Glatz)	2890
	20	—	von Arnstädt	(Crossen)	2890
	20	—	von der Mülbe	(Neiße)	2890
	20	—	von Sasse	(Cosel)	2890
					32633

Infanterie.

märkische	39418
magdeburgische	16617
pommersche	9347
preußische	26859
westphälische	13114
schlesische	32533
preußische Infanterie	137988 Mann.

III. Cavallerie.

A. Märkische: unter Inspection des Generals von Krusemark.

Schwadronen			Pferde
3	Garde du Corps	(Berlin)	514
5	Gend'armes	(Berlin)	786
5	von Wirsbitzky Kürassiere	(Kietitz)	789
10	von Ziethen Husaren	(Berlin)	1260
1	Jäger zu Pferde	(Köpenik)	156
			3505

B. Magdeburgiſche: unter Inſpection des Generals von Kruſemark.

Schwadronen			Pferde
5	Leibregiment	(Schönebeck)	789
5	Carabiniers	(Rathenow)	789
5	von Manſtein Küraſſiere	(Salzwedel)	789
5	von Seelhorſt	(Aſchersleben)	789
			3156

C. Pommerſche: unter Inſpection des Generals von Löllhöfel.

Schwadronen			Pferde
5	von Löllhöfel Küraſſiere	(Belgard)	789
5	von Alvensleben Dragoner	(Friedeberg)	797
5	von Wulffen — —	(Landsberg)	797
5	von Lottum — —	(Schwedt)	797
10	Markgraf v. Anſp. — —	(Paſewalk)	1577
5	von Reizenſtein — —	(Treptow)	797
10	von Belling Huſaren	(Stolpe)	1260
			6814

D. Preußiſche Cavallerie: unter Inſpection des Generals von Bülow.

Schwadr. Dragoner			Pferde
5	von Plathen	(Inſterburg)	797
5	von Finkenſtein	(Mohrungen)	797
10	von Meyer	(Königsberg)	1577
5	von Pomeisky	(Rieſenburg)	797
5	von Apenburg	(Tilſit)	797
		Latus	4765

Schwadr.	Husaren		Pferde
		Transport	4765
10	von Malachowsky	(Filene)	1260
10	von Loſſow	(Golldop)	1260
10	von Owſtein	(Soldau)	1260
10	Schwadronen Bosniaken	(Stalupene)	1260
			9805

E. Schleſiſche Cavallerie.

1. Inſpection des Generals von Dalwig.

Schwadr.	Küraſſiere		Pferde
5	von Dalwig	(Ratibor)	789
5	von Arnim	(Neuſtadt)	789
5	von Podewils	(Oppeln)	789
	Husaren		
10	von Werner	(Beuthen)	1260
			3627

2. Inſpection des Generals von Röder.

Schwadr.	Küraſſiere		Pferde
5	von Röder	(Breslau)	789
5	von Pannewitz	(Ohlau)	789
	Dragoner		
5	von Krockow	(Lübben)	797
5	von Metzlaff	(Sagan)	797
	Husaren		
10	von Czetteritz	(Weblau)	1260
10	von Somogge	(Creuzberg)	1260
10	von Budjurſky	(Militſch)	1260
			6952
		Nr. 1.	3627
			10579

Ganze Cavallerie.

märkiſche	3505
magdeburgiſche	3156
pommerſche	6814
preußiſche	9805
ſchleſiſche	10579
preußiſche Cavallerie	33829

Folglich beſtand das ganze königlich preußiſche Heer aus:

7003 Mann Artillerie
137988 — Infanterie
33829 — Cavallerie

im Ganzen aus 178820 Mann:

aus:

33 Bataillons Grenadieren
66 — — Musketieren
43 — — Füſelieren
9 — — Artillerie
36 — — Garniſontruppen

alſo aus 187 Bataillons, nebſt 17 einzelnen Compagnien, und aus:

63 Schwadronen Küraſſiers
70 — — Dragoner
90 — — Huſaren
10 — — Bosniaken
1 — — Jäger,

alſo aus 234 Schwadronen.

Seit der Acquisition der polnischen Provinzen waren 6 Regimenter zu Fuß und 2 zu Pferde, nämlich:

Füsiliere:	Luck	1725
	Krockow . . .	1725
	Lengefeld . . .	1725
	Rohr	1725
	Hessen Philippsthal	1725
	Kossiere . . .	870
		9495 Mann
Husaren: von Owstein		1260
10 Schwadr. Bosniaken		1260
		2520
		2520 Mann
		12015 —

errichtet, und die alten Infanterieregimenter in Westphalen und Magdeburg um 6000 Mann vermehrt: daher die Armee im Jahre 1770 ungefähr aus 160000 Mann bestanden haben mag.

Dies war das Heer, mit dem Friedrich der Große Europa in Respekt erhielt!

Im nächsten Heft eine genaue Berechnung der Stärke der Preußischen Armee im Jahr 1806. — Da diese Armee vorerst wohl nicht wieder so zahlreich werden wird, so konnen diese Zusammenstellungen für viele Leser von großem Interesse seyn.

Fragment.

An einen jungen Deutſchen.

Tief in des Gemüths Innerm
Birg die Thatkraft: auf ferne Zeiten
Hebt ſie den ahndungsvollen Buſen.

Siehe! des Aetna
Tobende Flammen
Deckt Siciliens lachende Flur:
Hervor bricht er plötzlich,
Es ſchwärzen ſich Himmel und Erde,
Und in der Finſterniß leuchtet die Lava.
Und über ihm erhebt ſich groß
Und furchtbar die Säule des Rauchs:
Rothe Blitze ziſchen um ſein Haupt
Und der Donner umrollt ſeine Schläfe.

Und es fliehen
Zitternd und bleich
Die Söhne der Menſchen vom Walde,
Und des Gebirges ſtolzen Fuß
Verletzt nicht mehr die blinkende Pflugſchar.

Ein Wort über Dänemark.

Dänemark hatte am zweiten April, hatte ſpäter allen Nachbarn, ja ſogar unendlich überlegenen Mächten thätlich gezeigt, wie feſt und unerſchütterlich entſchloſſen es ſey, ſeinen Staaten den beglückenden Frieden zu erhalten. Dieſes Reiches Muth, ſein Recht und ſeine Ehre zu vertheidigen, erregte Bewunderung in Europa. Wenn es einem Kabinette ſonſt möglich iſt, — ſo hat das Däniſche gewiß immer die Regel der genaueſten Rechtlichkeit und Moralität beobachtet. — Zu einer Zeit, wo auch nicht eine Erdſcholle unſers Welttheils zu finden war, die nicht minder oder mehr an den Kriegsereigniſſen Theil nahm, war nur dies Dänemark der einzige Zepter, der ſich nicht in Blut tauchte. Nur durch Anſpruchloſigkeit und dadurch eben im größten Gewichte, nur durch Entſagung aller glänzenden Lockungen, vermogte es das zu erlangen, woran die Kunſt von beinahe allen Höfen ſcheiterte.

Jener edle Geiſt, der dieſes Reich regiert, zeigte ſich dadurch größer, als er ſich würde im Kriege haben zeigen können.

Laßt uns einen Blick auf dieſen Regenten thun, er iſt dem Fremden und den Einheimiſchen gleich wohlthätig.

Wo wäre der seiner Unterthanen zu finden, der ihn nicht unaussprechlich liebte! —

Nach des Tages mühsamer Arbeit eilt Friedrich ins Freie, ihn schützen keine Wachen, die Herzen seines Volks sind seine Hunderttausende. Wie ein Vater unter seine Kinder, geht er allein voll Vertrauen umher. Ihm tönt von allen Seiten, als wollte es sein Wohl erstürmen, das schallende Hurrah! Der Bürger vermag es nicht zurück zu halten, nicht oft genug zu wiederholen. Wo Friedrichs milder Arm hinreicht, da baut und pflanzt er, da blühen die Fluren und reifen die Saaten. Der, dessen heimische Gefilde von der verderbenden Fackel des Krieges rauchen, der sieht mit Thränen im Auge diese glücklichen Staaten.

Und diesem Herrn — freche, widerrechtliche Anerbieten zu machen, unterfängt sich der von einer übermüthigen Nation Gesandte? Die Antwort hätte er sich selber geben können.

Friedrich handelte rasch, wie ein Pfeil flog er hinüber zum geliebten Eilande, das die stolze blühende Hauptstadt trägt. Ohne Ruhe bei Tag und Nacht, ordnete er die Vertheidigung gegen die Feinde. — Aber sie hatten mit unzähligen Masten schon die von Truppen entblößte Insel umringt. Sie waren unter der Maske der Freundschaft herangekommen, und man hatte gastfrei die Fremden mit Speise und Trank versorgt. Da zog aber der grinzende Satir die falsche Larve, und meinte,

man würde bei ſeinem Anblick ſchon ſeinem Willen fröhnen.

So ſtürzt hinterliſtig vom trügeriſchen Aſte die Rieſenſchlange des Südens auf den im Schatten ruhenden Löwen hinab.

Wider alles Völkerrecht, der Ehre der Menſchheit zuwider, ſchleuderten ſie nie vorher geſehene Brandmaſchinen, nicht zum Nutzen, nur zum Verderben ſinnreich erdacht, auf Kopenhagens ſchöne Mauern herab.

Dreißigtauſend Mann nahmen endlich den von Bürgern vertheidigten Aſchenhaufen ein.

Sie führen nun hinweg die dem Freunde geraubte Flotte, und die Zeit wird lehren, ob ein ſolches Bubenſtück den Britten Glück bringen kann.

Das was Dänemark verloren hat, iſt eine Kleinigkeit gegen die Achtung, deren es ſich im Angeſichte der ganzen Welt würdig machte.

Friedrich dachte: fallen kann ich, doch beugen könnt ihr meinen Willen nicht! er dachte, wie jener große Dunois von Orleans zu Karl dem Siebenten ſprach, als ein wildes Heer Engländer ſich auf Frankreichs friedliche Fluren warf: —

„Der Ackersmann verläßt den Pflug, das Weib
„Den Rocken, Kinder, Greiſe waffnen ſich,
„Der Bürger zündet ſeine Stadt, der Landmann
„Mit eignen Händen ſeine Saaten an,

„Um dir zu schaden oder wohl zu thun
„Und seines Herzens Wollen zu behaupten.
„Nichts schont er selber und erwartet sich
„Nicht Schonung, wenn die Ehre ruft, wenn er
„Für seine Götter oder Götzen kämpft.
„Drum weg mit diesem weiblichen Mitleiden,
„Das eines Königs Brust nicht ziemt. — Laß du
„Den Krieg ausrasen, wie er angefangen,
„Du hast ihn nicht leichtsinnig selbst entflammt,
„Für seinen König muß das Volk sich opfern,
„Das ist das Schicksal und Gesetz der Welt.
— — — — — — — — — —
„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
„Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre."

Betrachtungen über die Kriegszucht bei den verschiedenen Völkern.

Periode von Karl des VIII. Kriegszug, bis zum niederländischen Krieg.

Die Deutschen zeichneten sich von jeher vortheilhaft vor allen andern Völkern aus. Ihr Charakter im Kriege war gesetzte Ruhe, Tapferkeit und Edelmuth. Ihre Reiterei hatte den Rang vor den andern Nationen, obgleich Letztere auch allgemein verehrt wurde. Ihre Lan-

zenknechte und die der Schweitzer, ſtanden bei jedem Heere, wo ſie dienten, durch ihre Tapferkeit und Mannszucht in großem Anſehn. Sie waren die Truppen, welche man am beſten bezahlte. Die deutſchen Kriegsknechte lebten im ſteten Krieg. Bei einem geſchloſſenen Frieden zogen ſie nach einem andern Ort, um ſich Brot und Ehre zu erkämpfen. Wo ſie hinkamen, beobachteten ſie die Kriegszucht mit gleicher Strenge, behielten ihren eigenthümlichen Charakter, und nahmen die Sitten Anderer nicht an. Im Jahre 1536 fiel einſt zwiſchen ihnen und den Nationaltruppen bei dem franzöſiſchen Heere ein thätlicher Streit vor. Schon hatten von beiden Seiten einige das Leben eingebüßt, als der Graf von Fürſtenberg, der die Lanzenknechte anführte, erſchien; die Deutſchen ließen augenblicklich vom Streite ab, traten in ihre Reihen, und keiner wagte es, obgleich ihre Gegner ſie fort neckten, einen Schritt aus dem Gliede zu thun. Auch bei der Eroberung von Rom durch die kaiſerlichen Kriegsvölker 1527, zeichneten ſich die Deutſchen dadurch vor den Spaniern und Italienern aus, daß ſie am längſten in Reihe und Glied blieben, und beim Plündern bald befriedigt wären, während die Spanier die größten Grauſamkeiten begingen und kein Alter, keinen Stand und kein Heiligthum verſchonten.

Die Deſertion ſcheint in dieſer Zeit und beſonders unter den Deutſchen etwas ganz Ungewöhnliches geweſen zu ſeyn. Nur bei den Franzoſen findet man Geſetze ge-

gen die Ausreiser. Unter Heinrich dem Andern (1550) stand die Todesstrafe darauf. Nur wenn ein Kriegsherr durch offenbare Nachlässigkeit den Deutschen ihren Sold nicht zahlte, gingen sie in Masse zu andern Heeren über, um nicht Hunger zu sterben, wie zum Beispiel die von Montpensier zu Atella eingeschlossenen Lanzenknechte.

Die Italiener, welche zu damaliger Zeit das Ehrgefühl kaum dem Namen nach kannten, waren schlecht besoldet und auch die schlechtesten Soldaten. Ein Marschall unter Clemens dem Siebenten sagte: „Wer wollte weit reiten, da man nicht so viel Sold bekommt, daß einer seinem Pferde ein Futter geben, oder sich des Hungers erwehren könnte!“ —

Die von mehreren Monarchen herausgegebenen Gesetze für die Heere tragen das Gepräge der größten Strenge, jedoch fanden keine Bestrafungen mit dem Stocke Statt. Man findet nur einige Beispiele, daß die Befehlshaber bei Stürmen und Gefechten die Weichenden durch Fuchtel mit der Klinge wieder heranzubringen suchten. Gelinde Vergehungen wurden bei allen Völkern mit Arrest, größere aber fast alle Zeit mit dem Tode bestraft.

Eben dadurch, daß der Befehlshaber seine Untergebenen nicht durch die, sich nur für gemeine Missethäter eignende Strafe der Stockschläge in Ordnung hielt, fand die größte Liebe und Achtung gegen Vorgesetzte in diesem Zeitraume Statt.

Bei der Kavallerie fand man weniger Strafen als bei dem Fußvolke. Die Reiterei, die größtentheils aus der Ritterschaft bestand, zeichnete sich in Allen vor den Lanzenknechten aus, und war für diese ein Muster der Aufführung. Vorzüglich stachen die Ritterorden durch ihre strenge Kriegszucht hervor. Man hat wenige Beispiele, daß bei den Reitern, aus denen später die sogenannten deutschen Reiter entstanden, Excesse vorgefallen wären.

Die Franzosen griffen ihre Feinde mit wildem Geschrei und dem Ausrufe St. Denis, die Spanier mit St. Jago, die Engländer mit St. George an, nur die Schweitzer und Deutschen rückten immer dem Gegner mit stillem Ernste entgegen, und nur selten durchbrach er ihre eherne Mauer.

Obgleich man häufige Feldpaters mit sich führte, so scheint bei den Kriegsmächten damaliger Zeit doch nicht viel Religion Statt gefunden zu haben.

Die päpstlichen Legate beklagten sich laut über die Ausschweifungen der deutschen und spanischen Kriegsleute. Der Marchese Peskari antwortete ihnen: „Es ist nichts schwerer zu vereinbaren als den Kriegsdienst mit dem Kirchendienst; denn bei dem jetzigen Verderbniß der Sitten des Militairs, scheint der Kriegsgebrauch der Gerechtigkeit und Religion gerade entgegen gesetzt zu seyn.“ Nach der Eroberung Roms erlaubten sich die kaiserlichen Soldaten laute Spöttereien gegen den Papst und die

Kardinäle. Sie behingen sich mit den Infuln und Chorkleidern, und ritten auf Eseln damit durch die Stadt.

Der Zweikampf war unter den Kriegern erlaubt, nur mußte er vorher bei den Obern angezeigt werden. Die Gemeinen konnten nur Vormittags gegen einander streiten, doch durften sie bei harter Strafe nie ohne die vorherige Erlaubniß des Feldwebels, der den Platz und die Zeit bestimmte, gegen einander von Leder ziehn. Bei Privatstreitigkeiten entschied damaliger Zeit das Schwert im Duell zwischen Kriegsleuten, adelichen und unadelichen. Nicht allein die Regenten erlaubten den Duell, sondern sie bezahlten ihn auch.

Franz der Erste entschied im Jahr 1538, daß sich der Herr von Vernieres mit dem von Sarzay schlagen sollte, weil beide über eines Dritten Tapferkeit verschiedene Urtheile gefällt hatten. Der Zweikampf geschah vor seinen Augen.

Ein Gesetz bestimmte für die im Treffen Davonlaufenden augenblicklichen Tod, ein jeder, der dem Flüchtling zunächst war, mußte ihn tödten. Aehnliche Strafen waren auf Subordinationsverbrechen, gegen Räubereien, Verletzung hülfloser Personen, alter Leute, Weiber oder Kinder, festgesetzt.

Die Franzosen, die zuerst stehende Heere warben, waren auch die ersten, die ihre durch Alter oder Wunden unbrauchbar gemachten Krieger versorgten.

Diese Periode zeichnet sich dadurch besonders aus, daß man, ungeachtet der Rohheit der damaligen Sitten, doch den Soldaten nicht schlug. Aber diese Krieger waren auch keine Paradepuppen, sie wurden nur zur Vertheidigung gebraucht. Freilich hatte man hier auch vielleicht des Stockes bedurft, um diesen festen, ungewandten, geraden Leuten unnatürlich gelenkige und rasche Bewegungen beizubringen, vor denen der Freund voll Anmuth, nicht aber der Feind läuft.

Auch nie hat man gesehn, daß neuerer Zeit der Stock den Soldaten gebessert habe, er erdrückt in ihm alles Ehrgefühl, welches allein nur diesen Stand aufrecht erhalten kann. Oft machten eine Tracht Prügel den Mann, der durch zehnjährige Dienstzeit seine Ordnungsliebe bewährt hatte, zum Bösewicht. Bei einer andern Strafe würde er seinen Fehler bereuet haben, aber die körperliche Züchtigung brachte ihn auf, und sein Herz fing geheimen Haß, so daß seine ganze Dienstzeit in hinterlistigen Oppositionen gegen seine Obern dahinfloß.

Wie viele Beispiele könnte ich hiervon anführen. Ueberall habe ich bemerkt, daß die Befehle desjenigen Officiers, der selbst den verdorbensten Menschen mit Liebe und Strenge etwas befahl, der mit Arrest, aber nie mit dem Stocke strafte, immer willig ausgeführt wurden. Hingegen erreichte der, vor dessen Arm alles zitterte, nie seinen Zweck. Wenn ich nicht einen sonst verdienten Mann zu beleidigen fürchtete, so könnte ich bei folgendem Bei-

spiel seinen Namen der Welt laut nennen. M. erhielt im Jahr 1501 einen Rekruten von 18 Jahren, der alle nur mögliche Untugenden an sich hatte. M. lud ihn vor sich, fuhr ihn wüthend an, und ließ ihn später stets bei dem kleinsten Fehler aufs fürchterlichste zerhauen. Da sich der Mensch immer mehr verschlimmerte, so wurde sein Rücken nie heil. Nach Verlauf von zwei Jahren verschenkte M. diesen, wie er glaubte inkorrigiblen Menschen, voll Unwillen an den Hauptmann B.

B., ein so edler Menschenfreund als strenger Soldat, ließ ihn vor sich kommen, ermahnte ihn mit milden Worten, sagte ihm: „daß er bei guter Aufführung einen Freund an ihm haben könnte, und bei schlechter ihn nur als strengen Richter sehen würde," und beschrieb ihm die beiden Wege, die er zu gehen hätte, weitläuftig. Wie erstaunte er aber, als er in den Augen dessen, den er für ganz verworfen gehalten hatte, Thränen erblickte. Die ungewohnten sanften Worte waren ihm zu Herzen gegangen, und es ist dieser Mensch hernach bis auf jetzige Zeit ein Muster der Aufführung für alle seine Kameraden gewesen.

Zeitraum von dem großen Unabhängigkeitskrieg der Niederländer gegen die Spanier von 1568 bis zum allgemeinen Waffenstillstand 1609.

Durch die ununterbrochen fortdauernden Kriege, bildeten sich die Truppen immer mehr zu stehenden Kriegs-

heeren. Man setzte die Stärke der Armee, so wie ihrer einzelnen Theile und ihre Befehlshaber fest. Ueberhaupt fing das Kriegswesen nun nach gerade an, diejenige Form anzunehmen, die es zum Theile bis auf unsere Zeiten behalten hat.

Ich führe hier nur diejenigen Mächte an, die Krieg führten, weil nur diese das Kriegssystem charakterisiren.

Von dieser Zeit an war es erlaubt, seine Untergebenen zu schlagen. Der Major that dieses mit einem 4 Fuß langen Stab, den er immer bei sich führte, um die Entfernungen der Bataillons und der Lagerplätze damit auszumessen. Er durfte sogar die Officiere schlagen, nur mußte er unmittelbar darauf den Degen ziehen, weil sie sonst für entehrt gehalten wurden. Die andern Officiere schlugen mit dem Degen, die Feldwebel oder Sergeanten mit dem Schafte ihrer Hellebarde, und die Korporale mit ihrer Musketengabel.

Die Kavallerie wurde immer mit dem Seitengewehr gestraft. Zu dieser Zeit durften die Obern ihre Untergebenen bei Empörungen, Meutereien oder bei Feigheit, ohne Kriegsgericht selbst tödten.

Die eigentlichen Strafen aber bestanden im Reiten auf dem hölzernen Esel, im Gewehr- oder Piquentragen, in Arrest oder Krummschließen. Schwere Verbrechen wurden mit Erschießen oder durch die Piquen jagen bestraft. Da aber die Feuergewehre immer häufiger wurden, unterblieb letztere grausame Strafe.

Die Kriegsgesetze wurden immer genauer bestimmt und mit Anhängen versehen. Bei allen Mächten, nur bei den Deutschen nicht, wurde bis jetzt der Duell bei Todesstrafe untersagt.

Obgleich Heinrich der Vierte dieses Gesetz gegen den Duell erneuerte, so war die Sucht, Beleidigungen mit dem Blute abzuwaschen, in Frankreich nicht zu unterdrücken. Ein Geschichtschreiber gibt die Zahl der, von Heinrich des Vierten Thronbesteigung bis 1607 in Frankreich durch den Zweikampf Gebliebenen, zu 4000 an.

Diese Kämpfe geschahen auch noch in Trupps von Officieren und Burschen. Ein französischer Hauptmann Briauté, ward von dem niederländischen Lieutenant Gerhard mit 20 Streitgenossen gefordert. Beide Parteien erschienen mit Feuergewehren und Schwertern bewaffnet. Auf der einen Seite blieb der Hauptmann mit 14 seiner Gefährten, und auf der andern, Gerhard, sein Bruder und noch drei Mann.

Unter den gelinderen Strafen der Franzosen war eine besondere, die man Morion nannte. Der Schuldige mußte sich einen Pathen wählen, der ihn dann entwaffnete und ihm eine Hellebarde in die Hand gab, auf die sein Hut gesetzt wurde. Der Pathe nahm nun eine Muskete, zeichnete auf die Kolbe derselben ein Kreuz, küßte dieß, und ließ sie den Delinquenten auch küssen. Darauf stieß er ihn mit der Kolbe mehrere Male vor den Hintern, wo-

bei er rief: „honneur à Dieu, service au roi, salut aux armes, passe Morion, Morion passera!“ — Diese Strafe war mehr eine Art von Spott, und dem ernstern Charakter der Deutschen und Spanier nicht angemessen.

Desertionen und andere Unordungen wurden immer häufiger, und Heinrich der Vierte starb zu rasch, um dieses ändern zu können.

Man benahm den Soldaten durch eine zu große Strenge den Muth.

Die Hauptleute tyrannisirten ihre Untergebenen. Wer auf dem Marsche, um nicht zu verhungern, eine Kleinigkeit nahm, wurde nicht selten mit dem Strange bestraft.

Hierzu kam noch, daß ihnen oft der schuldige Sold vorenthalten wurde. Es fielen fürchterliche Scenen von Empörung der Krieger gegen Vorgesetzte und gegen die Bürger und Landleute vor. Herzogs Alba Truppen liefen einst in den Niederlanden, bei einem Aufruhr, wüthend auf den Straßen umher, und tödteten zu Grol siebenzig, und zu Ypern zwei und zwanzig friedliche Bürger. — Zu Antwerpen stand das rebellische Militair auf, und plünderte die Stadt, um sich für den rückständigen Sold schadlos zu halten. Es hatte in dieser blühenden Stadt eine so reiche Beute gefunden, daß sie nicht wußten, was sie mit dem Gelde anfangen sollten. Ein Soldat verspielte in einem Tage oft mehr als 10,000 Kronen. Sie

ließen sich goldene Degengefäße, ja selbst ganze massivgoldene Rüstungen machen *).

Der Graf von Lodron nahm sein Regiment bei einem Aufruhr förmlich gefangen. Alba ließ deswegen etliche vierzig dieses Regiments hinrichten.

1573, nach der Eroberung von Harlem, revoltirte die ganze spanische Armee. Das Wallonenregiment und mehrere Reiter, die diesen Aufruhr stillen sollten, weigerten sich, gegen ihre Kameraden zu schießen, und Don Frederico, des Herzogs von Alba Sohn, mußte sich gütlich mit ihr vertragen.

Die Widersetzlichkeiten wurden immer häufiger. Sie zogen die traurigsten Folgen nach sich. Bei Gemmingen 1566 trug die Empörung der Deutschen, wegen ihres rückständigen Soldes, sehr viel zur Niederlage Ludwig von Nassau bei, und war Schuld, daß die Spanier das niederländische Geschütz eroberten. Es war anjetzt nichts Seltenes, daß mehrere Tausende von einem Herrn unvermuthet abfielen und zu einem andern übergingen.

Die größten Revolten rührten aber gemeiniglich davon her, daß man den Truppen keinen Sold auszahlte; freilich mußte oft der Unschuldige dafür leiden.

*) Man erzählt, daß die Goldschmiede diese Leute häufig angeführt hätten, indem sie Kupfer verarbeiteten und das Gold versteckten. Daher mancher Spanier einen kupfernen Harnisch für einen goldenen mit nach Hause genommen habe.

Einen großen Beweis ſeiner Entſchloſſenheit gab der Prinz von Parma, ein von ſeinen Truppen geliebter und gefürchteter Herr, als ein Regiment mit dem ihm ausgezahlten Solde nicht zufrieden war, ſondern mit Ungeſtüm den ſchuldigen doppelt verlangte. Er ſprengte auf das in Schlachtordnung ſtehende Regiment zu, welches unter Drohungen und Schimpfen die Spieße gegen ihn fällte. Einige Soldaten riſſen dem Fähnrich die Fahne aus der Hand, und ſtießen ſie verkehrt in die Erde. In dieſem Augenblick ſpornt der Prinz ſein Pferd, ſchlägt mit dem Degen die vordern Spieße auf die Seite, und bringt ſo durch die erſtaunten Soldaten zur Fahne, darauf faßt er den Nächſten bei der Halskrauſe, und ſchleppt ihn vor das Regiment, um ihn hängen zu laſſen. Dieſen, den er unſchuldig fand, ließ er wieder eintreten; während der Zeit hatte er Kavallerie holen, und das Regiment umzingeln laſſen. 20 Unruhſtifter wurden ſogleich erhangen, und das Regiment wagte nicht zu murren.

Wegen der allgemeinen vielerlei Ausſchweifungen des Militairs wurde ſogar feſtgeſetzt, wie viel Speiſen ein jeder des Mittags (vom oben herunter) auf ſeinem Tiſche haben durfte.

Viele Andre, und beſonders Spinola, bei den Spaniern, that viel zur Wiederherſtellung der Kriegszucht. Er ſchränkte den großen Troß bei der Armee ſehr ein, und befahl, außer einigen zum Waſchen nöthigen Weibern, alle Frauensperſonen in die Garniſonen zurück zu

ſenden. Von den Spaniern wurden die Niederländer, wenn ſie ſie gefangen bekamen, wie Rebellen gegen ihren König behandelt; ſie hingen ſie an den nächſten Baum auf. Die Niederländer glühten vor Begierde, ſich an den Spaniern zu rächen. Beſonders zeichnete ſich die Belagerung von Harlem durch abſcheuliche Grauſamkeiten aus. Die Spanier ſteckten die Köpfe zweier geſchätzten Bürger aus Harlem, die ſie einfingen, gegen die Stadt über auf Pfähle, und ſchrieben die Namen der Männer darunter. Die belagerten Bürger ſchlugen darauf 12 gefangenen Spaniern die Köpfe ab, und warfen ſie in ein Faß gepackt, den Belagerern zu, mit einem Schreiben, daß ſie hierdurch dem Herzog von Alba nicht nur den Zehnten, ſondern auch ſogar den Zwölften bezahlen wollten. Man ſchritt ſo gegenſeitig immer weiter, und hing was man gefangen bekam, Weiber, Soldaten oder Bürger an gegen einander über errichteten Galgen auf. Man ging zu dieſer Zeit mit den Menſchen wie mit Hunden um, und ſchon die Erzählung ſolcher Unmenſchlichkeiten empört das Gefühl. Die Beſatzung von Maſtrich hing den gefangenen Spaniern Steine an den Hals, und erſäufte ſie in der Maas. Der Oberſt von Mondragone eroberte 1579 das Schloß Kerpen mit Sturm; von der 45 Mann ſtarken niederländiſchen Beſatzung ließ er 39 an Bäumen umher, und den Hauptmann Beil mit den Uebrigen, über das Schloßthor erhängen.

Unter der Statthalterschaft Johannes von Oesterreich und des Prinzen von Parma, legten sich doch diese Grausamkeiten immer mehr und mehr. Man behandelte später die Gefangenen ordentlich, und erhielt eine ansehnliche Ranzion für sie. Gewöhnlich waren diese Lösegelder sehr ansehnlich.

Man fing anjetzt auch an, brave Krieger ansehnlich zu belohnen. Man beförderte das Verdienst durch Avancement, und überhäufte es mit reichen Geschenken.

Ein Blick auf diesen Zeitraum erregt Schrecken und Entsetzen. Wohl uns, daß der Krieger in unserm Zeitalter ein edleres Gepräge angenommen hat.

Periode, enthaltend den dreißigjährigen Krieg in Deutschland und den Niederlanden von 1618 bis 1648.

Schwedens großer König diente in seinen neuen Einrichtungen aller Welt zum Muster. Er setzte die Autorität der Schildwachen fest. Die Kaiserlichen folgten hierin. Im Jahr 1622, in der Belagerung von Montpellier, trat des Marschalls Marillac Pferd eine Schildwache auf den Fuß. Diese gab dem Pferde einen Schlag mit der Musketengabel. Als hierauf der Marschall die Schildwache wieder schlug, ward er sechs Tage vom Dienste suspendirt, und der Soldat ward vor ein Kriegsrecht gestellt, weil er den Marschall nicht augenblicklich erschossen hatte. Es fanden die im vorigen Zeitraume

erwähnten Strafen auch in dieſem Statt. Von dem durch die Spieße jagen, dieſer ſchrecklichen Strafe, hat man in dieſer Zeit keine Beiſpiele. Guſtav Adolph führte aber das Gaſſenlaufen gegen den Diebſtahl ein.

Am allerſtrengſten wurde überall Mangel an Tapferkeit beſtraft.

1622 verlor der Gouverneur von Ried in den Niederlanden, Reinhard Titfurth, den Kopf, als er den Spaniern die Feſtung ohne Widerſtand übergab. Dem Hauptmann Chapelles, der das Schloß Circle bei Thionville nach tapferer Gegenwehr, auf Zureden des Bürgermeiſters, übergab, und dem ein Kriegsrath blos Caſſation zuerkannte, ließ Ludwig der Dreizehnte deſſen ungeachtet den Kopf vor die Füße legen.

Der Herzog von Savoyen kom die Feſtung Pignerol zu entſetzen. Als er der Beſatzung nach Uebergabe der Citadelle begegnete, ließ er ſie durch die Reiterei, ohne Gnade, ſämmtlich niederhauen.

Guſtav Adolph gab immer mehr neue Kriegsgeſetze, brachte das Militär in Ordnung, und ſetzte es auf einen beſſern Fuß.

Nach ſeinem Tode ſtürzte aber ſein mühſam errichtetes Gebäude wieder zuſammen. Er hatte ſelbſt auf alles ein wachſames Auge gehabt, aber nun fehlte es gänzlich an einem ſolchen Auge.

Wie groß muß die Unordnung nach der Schlacht von Nördlingen geweſen ſehn, wo faſt jeder gemeine

Schwede einen Troß von Pferden bei ſich hatte, die der Bauer ihm füttern mußte. Die Erbitterung ſtieg ſehr zwiſchen den Unterthanen und Kriegern, weil der Bürger oft ſein Brotkorn verkaufen mußte, um den Soldaten Wein zu ſchaffen, wobei ihm noch Schläge und Wunden zum Lohn wurden. Beide Stände lauerten ſich heimlich und hinterliſtig auf, quälten und tödteten einander.

Mit den Duellen war es wie in frühern und ſpätern Zeiten, ſie waren verboten, allein man kehrte ſich nicht daran. Von Schweden wurden die erſten Schulen zur Ausbildung der Soldatenkinder errichtet. Jedes Regiment erhielt eine Schulanſtalt für ſeine Jugend, und dieſe folgte dem Regimente auf Märſchen und ins Lager. Als ein Beiſpiel der National-Tapferkeit und Unerſchrokkenheit der Schweden; erzählt man: daß einſt eine Kanonenkugel durch den Ort gegangen wäre, wo dieſe Kinder eben ſaßen und Unterricht erhielten. Ungeachtet drei von ihnen getödtet wurden, wären die Uebrigen ohne Furcht ſitzen geblieben, und man hätte im Unterricht fortgefahren. — Das wahre Verdienſt erhielt nun den Rang und angemeſſenere Belohnungen, ſo wie die Strafen geſetzmäßiger wurden.

Kriege der Franzoſen in den Niederlanden, in Deutſchland und in Italien, vom Jahre 1648 bis 1728.

In den vorigen Zeiträumen war der Dienſt und die Verordnungen für das Militair, in Rückſicht ihrer

Aufführung in Kriegs- und Friedenszeiten genau bestimmt, und fast bei allen Mächten durch Reglementer vorgeschrieben. Diese wurden durch Zusätze und Erläuterungen vermehrt. Anfangs des siebenzehnten Jahrhunderts war daher wenig hierin zu thun, und die Kriegsgesetze waren, bis auf einige Ausnahmen, fast überall dieselben. Die prachtliebe und der Reichthum Ludwig des Vierzehnten machte viele glänzende neue Einrichtungen bei den Franzosen, allein in der Mannszucht und guter Disciplin zeichneten sich die Schweden und Preußen in dieser Zeit sehr vortheilhaft aus. — Man sicherte sich vor feindlichen Ueberfällen durch neue zweckmäßige Einrichtungen, die Vertheilung der Posten auf den Wachen und ihre Wachsamkeit betreffend. Die Spanier stellten auf den Wällen des Nachts Posten von Hunden aus; auch nahmen sie selbige auf Patrouillen, um Verstecke des Feindes aufzufinden, mit. So wie jede Nation in ihren Sitten und Gebräuchen ihrem National-Charakter mehr oder weniger stets treu bleibt, so verläugnen die Spanier auch hier ihre Bequemlichkeit nicht.

Um den Soldaten auch in Friedenszeiten außer den Wachen und Exerziren zu beschäftigen, so verlangte man den möglichsten Glanz und Putz in seinem Anzuge von ihm. Alles weiße Lederzeug, bis auf die kleinsten Riemchen, mußte mit Ton angestrichen und das Tuch mit Kreide geputzt werden. Der Gewehrschaft, die Patron-

taſche und Säbelſcheide wurden mit Wachs polirt.' Die Mode des Puders wurde auch bei dem Militair eingeführt. Und alles Metall am Anzuge oder an den Waffen des Soldaten mußte wie ein Spiegel glänzen. Vorzüglich war dieſes bei den Preußen und Franzoſen der Fall.

Die Frivolität ſeines Volks ſetzte Ludwig dem Vierzehnten, ungeachtet ſeiner großen Sorgfalt, die Truppen auszubilden, viele Hinderniſſe entgegen. Friedrich Wilhelms Krieger waren an blinden Gehorſam und eine beinahe ins Kleinliche gehende Genauigkeit im Dienſt gewöhnt. Die Verkäuflichkeit der Offizierſtellen bei den Franzoſen war wohl der Hauptgrund zu den vielen vorfallenden Unordnungen. Die reichen Herren aus den erſten Familien waren nicht gewohnt zu gehorchen, und kannten die Pflichten des Dienſtes nicht. So bald eine franzöſiſche Armee die Winterquartiere bezog, ſo eilten alle höhern Befehlshaber der Hauptſtadt zu. Kein Oberſter, kein Brigadier blieb bei ſeinem Corps, ſelbſt die Hauptleute entfernten ſich, und die Regimenter wurden von Lieutenants kommandirt. Der Marſchall de Villars vermochte mit aller Strenge dieſen Mißbräuchen keinen Einhalt zu thun. Bei den Franzoſen war es einem Manne ohne anſehnliches Vermögen beinahe unmöglich, ſich über den Major hinauf zu ſchwingen.

Bei der Gensd'armerie koſtete die Kompagnie theils 50,000 theils 40,000 Thaler. Eine Lieutenantsſtelle

ward um 30,000 Livres, eine Fähnrichsſtelle für 60,000 Livres, und die eines Fahnenjunkers gegen 40,000 Livres verkauft. Bei den Deutſchen und Schweden fand dieſe Sitte nicht Statt, ſo wenig wie ſie Peter der Große bei ſeinem eben erſt organiſirten Heere erlaubte.

Bei den Schweden und Preußen, die ſich beide einer nach dem andern bildeten, herrſchte die ausgezeichnetſte Subordination.

Bei den Franzoſen fing das Schlagen mit dem Stocke an abzukommen. Bei den Ruſſen aber wurde deſto mehr der Stock gebräuchlich, und die Generale durften ſogar die Subaltern-Offiziers ſchlagen. Doch ließen ſich die in ruſſiſche Dienſte getretenen Deutſchen dieſes nie gefallen. Uebrigens war in den allgemeinen Strafen nichts abgeändert.

Das verächtliche Ausreißen bei einer Schlacht oder ſonſt Mangel an Muth und Entſchloſſenheit, wurden ſtets mit der größten Strenge und mit dem Tode beſtraft. Man entſchuldigte Feigheit damals noch nicht, wie in unſerm aufgeklärten Zeitalter mit dem philoſophiſchen Namen eines Naturfehlers; Verachtung, Schimpf und Verderben erwartete unbedingt denjenigen, der nicht Mann genug war, der Todesgefahr die Stirne zu bieten. Es war dem Befehlshaber erlaubt, vorher ſeine Stelle niederzulegen, wenn er ſich untüchtig zu ihrer Behauptung fühlte.

Der fränkiſche Kreis-General-Lieutenant von Heidersdorf, übergab 1693 das Heidelberger Schloß, ohne Gegenwehr. Als er bei den Kaiſerlichen ankam, ward er ſeiner Stelle entſetzt, auf dem Schinderkarren vor der Fronte des Lagers hinuntergeführt, und alsdann fortgejagt. Alle ſeine Güter wurden konfiscirt. Der Engliſche General-Major von Ellenbergen wurde wegen der Uebergabe von Dixmuyden 1695 enthauptet. Die Oberſten, die mit für die Uebergabe im Kriegsrath geſtimmt hatten, wurden kaſſirt und zu ewigem Gefängniß verdammt. Peter der Große ließ nach dem Treffen bei Holouezin alle Soldaten, die von hinten bleſſirt waren, zu Sechſen looſen, und die Ausgelooſten erſchießen.

Faſt alle dieſe Nachrichten ſind aus dem Werke: — Geſchichte der Künſte und Wiſſenſchaften, ſeit der Wiederherſtellung derſelben bis an das Ende des 18ten Jahrhunderts — gezogen. O! hätte Mancher dieſe Beiſpiele aufgeführt gefunden, vielleicht würde er neuerer Zeit das ihm anvertraute Pfand nicht ſo gewiſſenlos und mit weibiſchem Sinn dem Feinde überliefert haben.

So ſtrenge man auch in damaliger Zeit verſchiedene Vergehen ahndete, ſo gaben doch die mancherlei andern Freiheiten, die man den Truppen theils geſtattete, zu vielen Unordnungen Anlaß.

Ludwig der Vierzehnte ließ unter andern ſeine Soldaten in den unglücklichen Rheinländern fürchter-

lich wüten, rauben und brennen. Peter des Großen Heer beging unmenschliche Grausamkeiten auf dem Rückzuge aus Liefland, wo es nur rauchende Brandstätten hinter sich ließ, und bei mehreren andern Gelegenheiten ließ man dem gemeinen Mann den Zügel zu sehr schießen. Eine natürliche Folge solcher herabgesunkenen Disziplin war, daß derjenige, der einen Fehler beging, aus Furcht vor der Strafe desertirte. Im Jahre 1665 war die Desertion, besonders bei den Spaniern und Franzosen, so häufig, daß man sogar darauf, wenn ein Soldat von einem Regimente zum andern überging, welches sehr oft geschah, die Todesstrafe setzte. Nach einer Verordnung im Jahre 1684, sollten allen Ausreißern vor der Fronte des Regiments Nasen und Ohren abgeschnitten, sie auf beiden Backen gebrandmarkt, und dann auf die Galeere geschickt werden.

Der Luxus der Obern vermehrte oft die Excesse und Desertionen, indem sie sich auf Kosten der Gemeinen zu bereichern suchten und diese Noth leiden ließen. Es wurden um diese Zeit viele Vorschriften herausgegeben, die den Oberoffizieren vorschrieben, wie sie ihre Tafel besetzen und sich wohlfeiler kleiden sollten. Villars that vorzüglich viel, um den überflüssigen Luxus und die Weichlichkeit der Offiziere abzuschaffen. Als seine Armee im Jahre 1705 in strenger Kälte kampiren mußte, blieb er selbst unter dem Zelte, und schickte einige Oberste in Ar-

reſt, welche ſich aus Bequemlichkeit in die nächſten Dörfer gelegt hatten.

Bei den Schweden und Preußen war die Kriegszucht nicht ſowohl ſtrenger, als beſſer und genauer beobachtet, und man findet in der Geſchichte dieſer Zeit wenig oder gar keine Beiſpiele bei dieſen von großen Exceſſen oder häufigen Deſertionen. Da hingegen die andern Mächte durch unordentliche Fouragirungen, Deſertionen und andere Mißbräuche, oft mehr Leute verloren, als in den größten Schlachten.

König Friedrich der Erſte, ſo wie Karl der Zwölfte, vervollkommneten die Disziplin und ſtrenge Mannszucht bedeutend, und gaben viele wichtige neue Artikel zu den Kriegsgeſetzen heraus. Die Schweden befanden ſich dadurch auf dem höchſten Gipfel der Mannszucht. Zwei Soldaten, die ein Gefäß mit Milch wegnahmen, und den Knaben, der ſie daran hinderte, ſchlugen, mußten um ihr Leben looſen, und einer von ihnen ward erſchoſſen.

Gegen den Duell wurden überall neue Geſetze gegeben, und dieſe mit unerbittlicher Strenge vollzogen. Wenn zwei Offiziere ſich duelliren wollten, ſo wurde der Anfänger des Streites ſogleich fortgejagt. Jeder Gemeine, der einen Duell anzeigte, erhielt zur Belohnung 50 Thlr. und den Abſchied. Bei den Preußen wurde der Offizier, der ſich mit einem andern ſchlug, degradirt, und mußte gemeine Dienſte thun. Wer den andern gar

zum Duell herausforderte, verlor nebst dem Geforderten und den beiden Sekundanten das Leben. Sogar der Bediente, der die Ausforderung überbrachte, kam auf das Zuchthaus. Wer im Zweikampf fiel, ward durch den Henker unter dem Galgen begraben, und des Ueberlebenden Güter wurden eingezogen. — Doch die Sitte, sein Recht mit seinem Blute zu verfechten, konnten die Gesetze zu keiner Zeit gänzlich unterdrücken, eben so wenig wie es je aufhören wird, daß der Regent sein Recht durch sein und seiner Unterthanen Blut behauptet. Der Feldmarschall Schöning zog im Jahr 1689 sogar in Kurfürst Friedrich des Dritten von Brandenburg Behausung gegen den General-Lieutenant von Barfuß den Degen. Allein er ward arretirt und sogleich verabschiedet. — Ja, in Frankreich schlugen sich sogar zwei Damens auf Pistolen, deren Männer sich beleidigt hatten, und es nicht wagten, sich zu schießen. Die eine, welche verwundet wurde, und darauf die andere erschoß, entging durch die Flucht der Strafe.

Ausgenommen in den Kriegen der Kaiserlichen mit den Türken, und Schweden mit den Russen, wurden die Kriegsgefangenen bei den Franzosen, Spaniern und Deutschen, allzeit gut behandelt, und gegen ein gewöhnlich schon vorher bestimmtes Lösegeld ausgewechselt. Während die Schweden den Krieg gegen die Russen mit einer Erbitterung führten, die nur den rohesten Völkern eigen seyn kann, begegneten sie den Sachsen mit

derjenigen Achtung, die den Krieg unter geſitteten Völkern bezeichnet. Karl der Zwölfte ließ 1705 ſogar alle ſächſiſche Kriegsgefangene neu kleiden, ehe ſie ausgewechſelt wurden. Ueberhaupt hatten die ſchnellen Fortſchritte der Kultur im achtzehnten Jahrhundert auch auf die Kriegszucht und Kriegskunſt großen Einfluß. Um verdiente Offiziere zu belohnen und die Nacheiferung Anderer zu erwecken, ward in Frankreich zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts der Ludwigs-Orden zum Preiſe der Tapferkeit errichtet.

Zeitraum, welcher die ſchleſiſchen und folgenden Kriege bis auf das Jahr 1792 begreift.

Die Ueberſicht der Kriegszucht in dieſem Zeitraum eröffne ich mit Hoyers Worten, welcher im Allgemeinen über die Kriegskunſt dieſer Zeit Folgendes ſchreibt.

Seit der erſten Anwendung des Feuergeſchützes, iſt beinahe kein Zeitpunkt in der Kriegsgeſchichte, der ſich ſo ſehr auszeichnete, der ſo ſehr über alle übrige Epochen hervorträte, als Friedrichs des Zweiten Kriege gegen das Oeſterreichiſche Haus und ſeine Alliirten. Mit einem von ſeinem Vater vortreflich organiſirten und geübten Heere, vereint mit den Franzoſen und Sachſen, betrat er im erſten ſchleſiſchen Kriege den Schauplatz, um von Leopold von Deſſau ſiegen zu lernen. Bald verließen ihn jedoch ſeine Verbundenen, und er ſtand im dritten ſchleſiſchen Kriege allein, unerſchüttert wie die Ei-

che, die allen Stürmen trotzt. Sein scharfes militairisches Auge, die Gewandtheit seiner Truppen, jedes, auch noch so schwierige Manöver auszuführen, ihr Enthusiasmus, einen König als Feldherrn an ihrer Spitze zu haben, dessen Genie auf jeden Eindruck machte, gemeinschaftlich mit dem Schwankenden, Unzusammenhangenden der gegenseitigen Unternehmungen, wanden nach siebenjährigem blutigen Kampfe seinen zahllosen Feinden den Lorbeer aus der Hand. Diese, obschon in der Natur der Dinge gegründete Erscheinung, mußte nothwendig allgemeine Sensation machen. Man fing nach gerade an die Preußen als Meister der Kriegskunst zu betrachten, und früher oder später formten alle übrigen Mächte Europens ihre Truppen nach jenem Beispiel um, so weit es Vorurtheile, Verfassung und Umstände erlaubten, wie ein allgemeiner Ueberblick der Kriegswissenschaften zu Anfange und beim Schlusse dieses Zeitraums hinlänglich zeigt.

Als Friedrich der Zweite sich im Jahre 1740 Schlesiens bemächtigte, hatte sein Heer durch die Feldzüge am Rhein zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts Kriegserfahrungen eingesammlet, und hatte es dann durch die vereinte Bemühung Friedrich Wilhelms und Leopolds von Dessau zu einer seltenen Fertigkeit im Laden und Abfeuern des Gewehrs, so wie in den Evolutionen mit kleinen Abtheilungen bis zu Bataillonen und Regimentern gebracht, ein Vorzug, worin ihm alle andre europäische Truppen weit nachstanden, und der es be-

sonders geschickt machte, die großen Bewegungen, die Friedrichs militairischer Geist seinen Absichten angemessen fand, selbst im Getümmel der Schlachten mit der höchsten Präzision auszuführen. Solcher Truppen fand Friedrich der Zweite bei seiner Thronbesteigung gegen 80,000 Mann. — — Obschon nun dieses Heer sich während der schlesischen Kriege wegen des ungeheuern Abgangs mehrere Mal erneuerte, blieb doch immer von Zeit zu Zeit ein hinreichender Stamm, so daß man nicht nur keine Verringerung seines innern Werths bemerken konnte; sondern daß es selbst am Ende des Krieges noch um einige Stufen höher stand, als zu Anfange desselben. Auch während des darauf folgenden funfzehnjährigen Friedens arbeitete der große König mit unermüdeter Thätigkeit an der Verbesserung seines Kriegsstaates. Sein Nachfolger setzte diese Bemühung fort, und bereitete dadurch den Preußen den Ruhm, selbst in dem so unglücklichen Kriege der coalisirten Mächte gegen den gigantischen Freistaat, in keiner offenen Feldschlacht von den alles vor sich niederschlagenden Republikanern besiegt worden zu seyn.

Wenn aber bei den Preußen zu Anfange dieses Zeitraums die Pünktlichkeit in dem, was man kleinen Dienst nennt, beinah übertrieben ward, wenn das Putzen und Glänzendmachen des Gewehres, der Patrontaschen u. s. w. von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang währte, und jeder Fehler im Exerciren, die geringste Nachläßig-

keit im Anzuge auf eine beinahe barbarische Weise mit Stockschlägen bestraft wurde, fand sich bei dem östreichischen Heere genau das Gegentheil. Durch die immerwährenden Kriege gegen die Franzosen am Rhein und gegen die Türken in Ungarn, war der Soldat gewöhnt: die von einer gehörigen Beobachtung des kleinen Dienstes unzertrennliche Genauigkeit für Pedanterei zu halten; dadurch schlich sich ein allgemeiner Geist der Unordnung im Heere ein, dessen Folgen noch bis zum dritten Schlesischen Kriege hin merklich waren. Er machte es dann bei jedem widrigen Ereigniß den Offizieren äußerst schwer, wo nicht unmöglich, die einmal verlorne Ordnung wieder herzustellen, und mehrere Treffen gingen auf diese Art verloren. Dazu noch die Uneinigkeit der Oberbefehlshaber unter einander, und die am Kaiserlichen Hofe herrschenden Intriguen, durch die jene Uneinigkeit erzeugt und genährt ward, die beide oft den treflichsten Entwurf entweder ganz unausführbar oder doch bei der Ausführung scheitern machten. Endlich die Unmöglichkeit, worin sich die Kaiserlichen Generale befanden: ohne Vorwissen und Befehl des Hofkriegsrathes irgend etwas Wichtiges zu unternehmen. Alles dieses zusammen genommen, gibt im Gegensatz der besseren Ausbildung, so wie der strengen Disziplin und Ordnung des Preußischen Heeres, selbst bei gleicher Tapferkeit und Kriegserfahrung der Trup-

pen, und bei gleichen Fähigkeiten der Anführer hinreichenden Aufschluß über die Siege der Preußen.

Die Franzosen standen zwar im vorigen Zeitraume unter allen Europäischen Heeren auf der höchsten Stufe der Kriegskunst, auf die sie Ludwigs des Vierzehnten rastloses Bemühen erhoben hatte; sie waren jedoch unter der Regierung seines Nachfolgers wieder herabgesunken, und vermochten es nicht, wieder bis dahin zu gelangen. Noailles, dessen Operationsplane und Dispositionen unverkennbaren Werth haben, richtete dennoch mit den verwilderten Soldaten nichts aus. Besser gelang es Moritzen von Sachsen, die schönen Zeiten Frankreichs schienen bei Fontenoy, Rocour und Laffold wieder aufzublühen; bald fielen jedoch die Blüthen mit dem Aachner Frieden wieder ab, und Moriz starb zu früh, als daß er weiter hätte nützlich seyn können. Sein und Folards Ansehen erregten unter den französischen Taktikern den Streit über die tiefe und flache Stellung, der sich nach langen Diskussionen durch das Bedürfniß einer ausgedehnten Schlachtordnung selbst entschied.

Nebst den angeführten Nationen erschienen auch die Russen als nicht unthätige Theilnehmer des dritten Schlesischen Krieges. Durch Peters des Großen Kriege gegen die Schweden gebildet, glichen sie — wenn auch nicht in der Fähigkeit, schnelle Bewegungen zu

exekutiren, doch in Kleidung und Stellungsart, und in einer zahlreichen gut bedienten Artillerie — den andern europäischen Heeren, die sie in Absicht ihrer durch nichts zu erschütternden Standhaftigkeit weit hinter sich zurückließen. Sie betraten während dieses Zeitraums mehrere Male den Kriegsschauplatz, wo sie erst mit den Preußen, dann mit den Türken und Polen, und endlich auch mit den Schweden zu thun hatten.

Die Engländer spielten eine beinahe eben so wichtige Rolle, als selbst die Preußen. An den Ufern des Laurenz-Flusses und des Ganges, wie an den Ufern des Rheins, wehten ihre siegreichen Fahnen. Wenn sie als Bundesgenossen des gekrönten Feldherrn unter einem der größten Heerführer Europens im dritten schlesischen Kriege Gelegenheit hatten, ihre taktischen Kenntnisse zu erweitern; übten und stählten sie ihren Muth im Kampfe gegen die barbarischen Völkerstämme Indiens. Endlich lernten sie gegen das Ende dieses Zeitraums einsehen, daß in einem coupirten Terrain zuweilen alle taktischen Künste der Gewandtheit herumstreifender Jäger weichen müssen, als ein glücklicher Erfolg dem kühnen Trotz der Nordamerikaner ward.

Unbekannt mit den Lehren der Kriegswissenschaft traten diese auf, ihren väterlichen Herd gegen die Usurpationen des Mutterlandes zu vertheidigen. Unter den ungünstigsten Umständen begannen sie, ein ruhiges Pflan-

zervolk, den Kampf gegen die gut geübten und disziplinirten deutschen und englischen Truppen, die mit allen Kriegsbedürfnissen hinreichend versehen waren, während es den Amerikanern an Pulver, an Gewehr und Geschütz, ja an allen übrigen Nothwendigkeiten fehlte. Durch den steten Geldmangel bei den bis zum Ungeheuern gestiegenen Preisen aller Lebensbedürfnisse, wurden die Truppen schwierig und muthlos, daß sie oft, ohne einen Schuß zu thun, die Flucht ergriffen. Nur die Jäger, die durch ihre langen Streifzüge in den unwegsamen Wäldern des nördlichen Westindiens, und durch die dabei vorfallenden Fehden mit den Wilden abgehärtet waren, behielten nicht selten in Postengefechten die Oberhand über die zerstreut zu fechten minder gewohnten Europäer. Ungeachtet dieser kleinen Vortheile, und ungeachtet die regulären Truppen die größte Bravour zeigten, verdarb dennoch die Feigheit der Milizen gewöhnlich alles wieder. Die Amerikaner erlitten eine Niederlage nach der andern, und würden ohne Frankreichs Hülfe nie im Stande gewesen seyn, ihre Unabhängigkeit gegen England zu behaupten.

Auch die Schweden erschienen in diesem Zeitraume einmal, gleich einem Luftbilde, um bald wieder zu verschwinden. Seit der Schlacht bei Pultawa hatte Rußlands Größe in gewissem Betracht Schwedens Existenz verschlungen; der Antheil des Letzteren an dem allge-

meinen Kriege über Schlesien, war zu unbedeutend, als daß er das über diesem Reiche ruhende Dunkel hätte zerstreuen können. Jetzt aber machte Gustav der Dritte die große Katharine selbst in ihrer Hauptstadt zittern. Mit fast mehr als menschlicher Anstrengung bot er der überlegenen russischen Macht die Spitze, und erfocht nach einem zweitägigen Treffen, mit beispielloser Erbitterung geführt, den Sieg über die feindliche Galeerenflotte. Allein, ohne allen auswärtigen Beistand, wie er war, konnte er nie auf dauerndes Glück gegen einen Feind rechnen, mit dessen ungeheuern Kräften die seinen durchaus in keinem Verhältniß standen. Zufrieden, die schwedische Nation wenigstens für einen Augenblick aus der Vergessenheit gezogen zu haben, söhnte er sich mit Katharinen aus, und endigte durch den Frieden zu Werela einen Krieg, der zwar der wissenschaftlichen Ausbildung der Kriegskunst so gut als keinen Gewinn brachte; der aber wegen der außerordentlichen Kühnheit, womit die Schweden bei jeder Gelegenheit fochten, ewig merkwürdig bleiben wird.

Nur allein die Türken nahmen an dem allgemeinen Bestreben aller Völker in diesem Zeitraume: ihre Truppen auszubilden, und weitere Fortschritte in den Kriegswissenschaften zu machen, keinen Antheil. Ihrer Kriege mit den Oesterreichern und Russen ungeachtet, blieben sie immer auf der Stufe stehen, auf der sie seit länger als

einem Jahrhunderte ſtanden. Alle Bemühungen der zu ihnen theils übergetretenen, theils ihnen von dem franzöſiſchen Hofe zugeſchickten Chriſten, waren vergebens, denn Religion und tief eingewurzelte Vorurtheile, legten jeder Verbeſſerung ihres Kriegsweſens unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg. Selbſt der Verluſt eines beträchtlichen Theils ihrer europäiſchen Beſitzungen, vermochte es nicht, ihnen die Augen zu öffnen; nur allein dem gegen das Ende dieſes Zeitraums beliebten Kordonnirungs-Syſteme hatten ſie es zu danken, daß ſie in dem Kriege gegen die beiden Kaiſerhöfe nicht noch mehr verloren, als wirklich geſchah. Die Feldzüge gegen ſie dienten daher auch eben ſo wenig, als die preußiſche Invaſion nach Holland, zu Ausbildung der Kriegskunſt; dieſe durfte man ſeit dem dritten ſchleſiſchen Kriege hauptſächlich nur von den theoretiſchen Bemühungen aufgeklärter Männer im Militair, und von den bei den beſſeren Armeen eingeführten jährlichen Uebungslägern erwarten.

So weit Hoyer. Nun von der Kriegszucht im ausgedehnteſten Begriffe des Worts.

Bei den Kaiſerlichen war die Kriegszucht in dieſem Zeitraume durch die ununterbrochenen Kriege Oeſtreichs nicht mehr ſo ſehr in ihrer vollen Kraft wie vorher. Man befolgte die Befehle der Obern gewöhnlich nur nach Verhältniß ihrer Convenienz, und es fanden häufig Widerrede und Entſchuldigungen gegen einander Statt. Die Bequartierung des Landes war ſo ſchlecht eingerich-

tet, daß vorzüglich von der Cavallerie nur drei Mann in einem Dorfe lagen, und sie sich daher in keiner Art militairischer Bildung vervollkommnen konnten. Hierzu kam noch, daß jedes Regiment nach einem andern Reglement exercirt wurde, und daher nie mit den andern egal manoeuvrirte.

Bei den Preußen fand sich dieses alles umgekehrt, und für die damalige Zeit in möglichster Vollkommenheit. Der Feldmarschall Daun, und später der Kaiser Joseph der Zweite, änderten zwar die Fehler der österreichischen Armeen größtentheils ab, allein in dem siebenjährigen und folgenden Kriege bemerkte man nur zu oft, wie die Mißgunst der Brigadiere und ihre Neigung das Wohl der Armee ihren Privatabsichten hinopferte.

Man lobt übrigens die Wachsamkeit und das genaue Patrouilliren der Oesterreicher. Sie überfielen bei dem Berge Artemisia die schlafenden Spanier im Lager so schnell, und mit einem so glücklichen Erfolg, daß der Herzog von Modena, und selbst der König von Neapel, kaum der Gefangenschaft entfliehen konnten. Nur die Entschlossenheit der Spanischen Infanterie rettete hier das Heer von einer gänzlichen Niederlage.

Selbst die Preußen wurden bei Hochkirchen von den Kaiserlichen, welche eine finstere Nacht und ein dicker Nebel am Morgen begünstigte, überfallen. Die Batterien wurden erstürmt, der Angriff geschah von allen Seiten zugleich, und die Verwirrung wurde bei diesem blutigen

Ueberfall so groß, daß jeder Einzelne sich wüthend gegen Freund und Feind, den er im Nebel nicht unterschied, vertheidigte. — Dennoch wichen die Preußen erst nach einem fürchterlichen Kampfe von mehrern Stunden. Die große Fähigkeit der Letzteren, die Ordnung wieder herzustellen, vereint mit der Langsamkeit der Oestreicher, den Sieg zu verfolgen, ließ sie schnell wieder eine feste Position nehmen, und ihr großer König machte den so gewagten als beispiellos schönen Rückzug nach den Spitzbergen.

Die französischen Vorposten und Patrouillen erlaubten sich Nachlässigkeit und Ausschweifungen, daher die öftern Unternehmungen der Generale Luckner und Freitag, die häufig gelangen.

Obgleich den Oestreichern eine strenge Wachsamkeit, welche ihnen ihre leichten Völker erleichterten, nicht abzusprechen ist, so scheint doch, daß die Officiere ihre Untergebenen nicht genugsam in ihrer Gewalt hatten. In der Kolliner Schlacht z. B. hatten sich die Preußen eben zurückgezogen, als es auf einmal dem ersten Treffen einfiel, ein Viktorienfeuer zu machen, während sich alle Officiere vor der Fronte befanden. Dieser Einfall kostete vielen Officieren das Leben, und noch mehrere wurden verwundet.

Der Fürst Leopold von Dessau führte während der Blockade von Glogau den bewaffneten Gottesdienst ein, weil man besonders unter dem Gottesdienst, wo die Leute entwaffnet sind, wegen eines Ueberfalls be-

sorgt seyn mußte. Er ließ sie mit Ober- und Untergewehr die Prediat anhören. Der Feldmarschall Schwerin that in Breslau ein Gleiches, und der König befahl darauf, daß in der ganzen Armee das Gebet und der Gottesdienst auf diese Weise gehalten werden sollte.

Der Mißbrauch, welcher allgemein Diensteifer und Bravour erstickt, und dessen Folgen Insubordination und Ausschweifung sind; der Mißbrauch, die Officierstellen verkaufen zu können, war beinahe allgemein eingeführt. Bei den Franzosen, Oesterreichern, Sachsen und Engländern herrschte dieser Unfug, nur bei den Preußen war kein anderes Mittel militairische Ehrenstellen zu erringen, als lange Dienstzeit, und später, unter Friedrich dem Großen, ausgezeichnetes Verdienst.

Die Sachsen, Hessen, Braunschweiger u. a. folgten diesem rühmlichen Vorbilde, und hoben nach dem siebenjährigen Kriege die Käuflichkeit der Militair-Chargen auf. Joseph der Zweite that ein Gleiches bei den Kaiserlichen; nach seinem Tode wurde aber der Verkauf der Chargen wieder eingeführt.

Außer daß man milder verfuhr, hatten die Strafen beim Militair keinen wesentlichen Unterschied erlitten, bei den Franzosen waren sie am strengsten, und wo andere Völker eine körperliche Züchtigung bestimmten, straften sie oft mit dem Tode.

Ein schönes Beispiel von seltner Mannszucht gibt die Eroberung von Glogau im Jahr 1741. Die Festung

wurde des Nachts durch die Preußen mit Sturm erstiegen, und kein Einwohner ward beleidigt, kein Haus geplündert.

Das Betragen der Oesterreicher 1746 in Genua stach merklich hiegegen ab. Sie brachten durch ihre Erpressungen den Pöbel so sehr auf, daß er sich empörte und sie wieder aus der Stadt jagte. Man bemerkte bei diesem Heere einen immerwährenden Hang zu Ausschweifungen.

In der Schlacht bei Mollwitz plünderten sie das bei Pamwitz stehende Gepäck, anstatt die preußischen Husaren, welche von ihnen umgangen waren, im Rücken anzugreifen. In der Schlacht bei Chotusitz hielten sie sich auch bei Plünderung des preußischen Lagers auf, und trugen dadurch viel zum Verluste der Schlacht bei. Bei der Eroberung von Schweidnitz konnten der General Laudon und sämmtliche Officiere ihre Leute nicht vom Plündern abhalten, und der Fürst Lichtenstein mußte sie mit Gewalt durch Cavallerie zur Ruhe bringen.

Die Russischen Grenadiere zeichneten sich glänzend vor den Oesterreichern hier aus; sie setzten sich ruhig auf die mit Sturm erstiegenen Wälle, und keiner wagte es, seine Reihen zu verlassen.

(So sondert die unerbittliche Geschichte das Gute vom Bösen, und wird auch einst die Ereignisse unserer Zeit minder parteiisch richten, als es der Druck der Gewalt und der Umstände jetzt befiehlt.)

Um den häufigen Desertionen vorzubeugen, setzte man die Soldaten auf Kapitulationen; gegen ein gegebenes Handgeld (oder bei Landeskindern ohne dieses) wurden die Soldaten verpflichtet, eine Anzahl Jahre zu dienen, und nach Verlauf dieser Zeit waren sie wieder frei. Es wurde um diese Zeit zuerst bei den Sachsen, dann bei den Preußen und Oesterreichern eine mildere Bestrafungsart und menschlichere Behandlung des Militairs eingeführt. Friedrich Wilhelm der Zweite gab darüber besonders gleich bei seinem Regierungsantritt mehrere Kabinetsordres.

Unter dem Grafen St. Germain wurden nun bei den Franzosen die härtesten Strafen, Stockschläge und Fuchtel, wieder eingeführt. Er war auf die Fortschritte der Deutschen in der Kriegskunst aufmerksam, und glaubte mit ihren Manövers und ihrer Art zu agiren, auch ihre Strafen beobachten zu müssen. Diese ungewohnten Züchtigungen, welche seit Ludwig dem Dreizehnten nicht Statt gefunden hatten, empörten den Sinn der Franzosen, und gaben zu vielen Scenen von Widersetzlichkeiten Anlaß. — Einige, die solche Strafen, die sie für ehrlos hielten, erlitten, entleibten sich, Andere begingen thätliche Subordinations-Verbrechen gegen Officiere, um nach den Kriegsrechten von der Hand ihrer Kameraden zu sterben. Ein Schriftsteller sagt hierüber:

„Wer wird wohl hier den zündenden Funken verkennen, der zuerst Abneigung und stillen Haß gegen ihre Officiere in den Herzen der Soldaten erregte, und so eine von den vielen Ursachen war, die im Stillen die zehn Jahre später ausbrechende Revolution verbreiteten.“

So wie die Kultur aller Art in diesem Zeitraume stieg, so behandelte man auch die gegenseitigen Gefangenen und Verwundeten wohlthätig und edel. Man sah nun den Krieg nicht mehr als Mittel an, sich gegenseitig zu verderben, sondern als ein nothwendiges Uebel, um dadurch zu einem friedlichen Zwecke zu gelangen.

Wir finden zwar hie und da noch einzelne Exempel von großer Grausamkeit, z. B. der Russen bei Küstrin, und der Preußen gegen die Russen in der Schlacht bei Zorndorf, welche durch die noch rauchenden Brandstätten in der Mark aufgebracht beim Niedermetzeln der Russen Gerechtigkeit zu üben glaubten. Minder rechtlich war es, daß die Oesterreicher nach den Treffen bei Landshut, wo sie in die Quarre's gesprengt waren, die gefangen gemachte preußische Infanterie, die um Pardon bat, niederhieben.

Immer ist so etwas ein Flecken, der den Ruhm des Siegers verdunkelt. Wenn die Indianer 1756 hundert sechs und vierzig gefangene Engländer in die schwarze Höle sperrten, und sie während einer grausamen Nacht von Durst und erstickender Hitze gequält bis auf 23 verschmachten ließen; wenn das unglückliche Detaschement

des Obersten Baillie im Jahr 1780, theils unter dem Schwert der indischen Reiter, theils unter den Füßen der Elephanten umkam, so schreibt man dieß dem Geiste jener barbarischen Völkerstämme zu, die sich nächstdem auch durch ihre Grausamkeit gegen ihre Gefangne unter allen Völkern auszeichnen. Wenn aber Europäer sich so vergessen, daß sie den wehrlosen Feind gleich dem fechtenden tödten, dann bedauert der Menschenfreund ihre Verirrung und ihren geschändeten Ruf.

Die Kaiserlichen und Russen belohnten gewöhnlich Tapferkeit und anderes militairisches Verdienst durch ansehnliche Geldgeschenke oder Orden; den Preußen, die ihr großer König selbst in den Schlachten zum Siege führte, genügte aber sein Wohlwollen und seine Zufriedenheit. Gewöhnlich ließ Friedrich nach einer gewonnenen Schlacht der Armee seine Danksagung bei der Parole bekannt machen. — Und diese Danksagung, die er mit so vieler hinreißenden Güte, nicht selten Einem oder dem Andern selbst zu sagen pflegte, rührte den Krieger bis zu Thränen, den kein Donner der Kanonen, kein Tod und Verderben verkündendes Schlachtgewühl zu erschüttern im Stande gewesen war. Im Jahr 1740 stiftete dieser König den Orden pour le merite und reichte diesen nur dem ausgezeichnetsten Verdienste.

Der etwas später gestiftete Marien-Theresien-Orden zeichnete sich durch die damit verknüpften ansehnli-

chen Penſionen aus, die auch bei gewiſſen Graden der hinterlaſſenen Witwe eines Ritters bleiben.

Der in Schweden 1748 erneuerte Schwertorden wurde auch ſparſamer ausgegeben, um nur Verdienſte zu belohnen.

Frankreich wich ſehr von dieſem Grundſatz ab, und es ſollen in den letzteren Zeiten 15.000 Ludwigsritter in Frankreich geweſen ſeyn. Da man nicht einmal ein richtiges Verzeichniß von ihnen hatte, ſo wurde im Jahr 1786 verordnet, daß kein Goldſchmied ohne Befehl des Kriegsminiſters ein St. Ludwigskreuz machen ſollte.

Dem ruſſiſchen Orden für Verdienſt und Tapferkeit ſetzte die Kaiſerin 1769 einen Fond von 40,000 Rubeln zu Penſionen aus.

Kaiſer Joſeph der Zweite ſtiftete ein Inſtitut für die Unteroffiziere und Gemeinen ſeiner Armee, nach welchem dieſe ebenfalls für Verdienſte mit goldenen und ſilbernen Medaillen belohnt wurden.

Die Militairakademien und Invaliden-Verpflegungsanſtalten wurden um dieſe Zeit bei allen Mächten nach Maßgabe ihrer Kräfte beſſer und vollkommner eingerichtet.

(So ungern ich es auch thue, ſo muß ich doch den Leſer bitten, die Fortſetzung dieſes Aufſatzes, welche ſeinen Hauptzweck, nämlich die Beobachtung der Kriegszucht vom franzöſiſchen Revolutionskrieg bis auf unſere Zeiten, enthält, erſt im nächſten Heft zu erwarten.)

Geſpräch die Kriegskunſt betreffend zwiſchen zwei preußiſchen Officieren, dem Major von B. und dem Lieutenant von L.

L. Man hatte doch in hundert Schriften, beſonders im Jahre 1805 in einem vorzüglichen Werke über die neuere Taktik, die Unbrauchbarkeit der ältern ſchwerfälligen taktiſchen Grundſätze hinlänglich, und ſogar jedem Unkundigen in der Kriegskunſt klar und deutlich einleuchtend an den Tag gelegt. Man hatte in einem Kriege mit den Franzoſen die Lektion erhalten, und an ſich ſelbſt die Erfahrung gemacht, daß die geſchloſſene ſchwere Infanterie, bei den jetzigen Waffen und der Art Krieg zu führen, unzweckmäßig iſt, daß die ſchwere Infanterie ſtets bei ernſthaften Affairen zerſtückt, und dann (ungeübt, als zerſtreute Haufen zu agiren) unbrauchbar wurde. — Man hat geſehn, daß die Feinde durch das Anſchwärmen ihrer Tirailleurs (leichte Infanterie) die vier Mal ſo ſtarken feſten Linien zum weichen brachten, und daß es für Erſtere von keinem Nachtheil war, wenn ſie geworfen wurden, da ſie raſch zurück eilten und ſich ſtellen konnten, um von neuem einen deſto kraftvolleren Anlauf zu nehmen. Die Beweiſe zu dieſer Lehre waren uns in vielen ſpätern Krie-

gen, wobei wir das Beobachten hatten, noch mehrere Male vor Augen gestellt worden. Allein man wollte es nicht einsehn, und bei Jena und Auerstädt rückten die Preußen langsam in festgeschlossenen dünnen Linien mit Tritt und Beobachtung aller pedantischen Saldernschen Kleinlichkeit, fast gänzlich von leichter Infanterie entblößt, gegen den Feind an.

B. Aber nehmen Sie auch einmal den Fall, diese Linien wären in Ordnung und geschlossen geblieben, hätten mit gefälltem Bajonett gleichsam eine eiserne Mauer gebildet, sie würden die schwärmenden Tirailleurs wie Staub vor sich her getrieben haben.

L. Lieber Major! So etwas klingt freilich schön, aber die Zeit hat gelehrt, daß dieses unausführbar ist.

B. Welchen Effekt thaten die Römer und Griechen mit ihren an einander geketteten undurchdringlichen Reihen.

L. Wir hören freilich von diesen Völkern, daß sie die Schilder schuppenartig in einander fügten und so eine feste Burg formirten. Das kräftige Roß drang umsonst gegen sie an, und durch eine eiserne Rüstung waren sie vor der Gewalt des Schwertes und dem Eindringen der Pfeile geschützt. Jetzt aber hemmt kein Eisen das Zertrümmern des schweren Geschützes, wenn auch der Kuiraß sehr zweckmäßig noch bei einigen Truppen dazu dient, die matteren Gewehrkugeln abzuhalten. Wie können nun unsere Reihen geschlossen bleiben, da es die Römischen,

ungeachtet ihrer festen Verbindungsmittel oft nicht vermochten, — unsere Schaken, die sich durch nichts verbinden können, als ein leichtes Berühren der Arme. Die alten Völker standen sechs bis acht Mann hoch, wir nur zwei bis drei Mann, und wie unnennbar unverhältnißmäßig größer ist die Gewalt, die unsere Haufen niederschmettert, gegen den Andrang, den die Römer zu fürchten hatten.

B. Sollte es nicht dahin zu bringen seyn, daß unsere Leute im stärksten Feuer geschlossen und gerichtet blieben.

L. Ich behaupte, dieses ist unmöglich, der Mensch bleibt Mensch! — Die preußische Armee hatte es wohl, in ihren Friedensübungen durch zwanzigjährige Arbeit, hierin auf einem auszesucht gleichen Terrain so weit gebracht, wie es nur irgend möglich ist. Welche weitläuftige Berechnungen auf halbe und viertel Sekunden hatte man angestellt, um alles in Uebereinstimmung und abgemessenen Takt zu bringen, und eben diese Armee, die die höchste Vollkommenheit in der Kriegskunst, welche Friedrich gegründet hatte, besaß, gibt ahjetzt den unumstößlichsten Beweis, daß wir das Alte wegwerfen müssen. Auf ebenem Boden sah man wirklich oft 10 bis 12 Bataillons mit einer bewunderungswürdigen Fertigkeit einherschreiten. Sie schienen dem Auge ein großes Lineal, nichts regte sich an ihnen, wie die Füße in gleichem Takte, ein Halt fesselte sie an den Boden, und die Mauer

ſtand ohne Zeichen des Lebens. Jeder hatte eine anſtändige Stellung, und ein Gewehr lag parallel mit dem andern. Bei einem Alignement-Marſch von 20,000 Mann, hatte ſelten ein Zug einen Schritt Diſtanze zu viel oder zu wenig. Kurz, alles geſchah nach der älteren Taktik unvergleichlich.

Freilich gewährte dieſes dem Auge einen herrlichen Anblick, weiter aber auch nichts!

Mehrere meiner Bekannten, welche Friedrich den Großen hatten exerciren ſehen, verſicherten, daß er alle die nämlichen Manövers bei den Revüen, nur mit weit geringerer Fertigkeit ausgeführt habe. —

Friedrich hätte ſich alſo gewiß einer ſolchen Armee erfreut. — Sie würde vor 60 Jahren die Bewunderung der Welt auf ſich gezogen haben. —

Wenn man aber dieſe Truppen einmal auf einem ungleichen Terrain manövriren ſah, — welche Unordnung. — Ja wenn man den Feind auf irgend einen Tanzboden hätte hinbeſtellen können, ſo wären freilich die feſtgeſchloſſenen Glieder ſchwer zu durchbrechen geweſen, aber in den Defileen vor Kösen wurden ſie ſchon vor dem feindlichen Angriff zerriſſen. Und wenn ſelbſt eine feſte Linie auf gleichem Terrain heranrückt, ſo kann ſie doch nicht Stich halten, wenn ſich die leichte Infanterie auf den Bauch wirft, die Bataillons-Salven über ſich hin gehn läßt, und dann, wenn die Linie ſchußrecht iſt, ſie mit treffenden Kugeln behagelt.

B. Aber unſer großer Friedrich hat doch ſo viel mit ſeinen geſchloſſenen Phalangen ausgerichtet, und durch geſchloſſene Glieder die Feinde überall aufs Haupt geſchlagen. Führte er nicht bei Torgau eine Treffenkette nach der andern gegen die feindlichen Batterien.

L. Non saltus in natura. Er mußte die Stufenfolge der Kriegskunſt nachgehn. Seine Feinde ſtellten ihm auch langſam zu bewegende Reihen entgegen, und daher war es bloß ſein überwiegendes Talent, ſein erfinderiſcher wirkſamer Geiſt, der die Feinde ſchlug, und neue in damaliger Zeit noch nicht bekannte Mittel zu ſeinem Zweck erfand. — Ein erfahrner Feldherr jetziger Zeit würde mehrere ſeiner Schlachten gegen die Feinde damaliger Zeit mit dem halben Verluſt an Leuten gewonnen haben. Bei Torgau hätte er die unbeweglichen feindlichen Batterien, ohne das Blut von ſo vielen Tauſenden, mit einigen Stücken reitender Artillerie in die Flanke nehmen, und durch ein Corps umgehen laſſen können. In der Schlacht bei Leuthen konnte Friedrich, nach den beſſeren jetzigen ſtrategiſchen Einſichten, ſo manövriren, daß er die öſterreichiſche Armee von Breslau abſchnitt und gefangen nahm.

Hieraus können Sie ſehn, lieber Major, wie glänzend, wie groß die in der neueren Taktik gemachten Vorſchritte ſeyn müſſen, indem wir die Dispoſitionen dieſes einzigen großen Mannes, dieſes Wunders der damaligen Zeit verbeſſern können.

B. Aber sagen Sie mir einmal, wie wollen Sie einen solchen Haufen Tirailleurs wieder in Ordnung bringen.

L. Wenn man nur die Zeit, die man auf die vielen unnützen künstlichen Gewehrgriffe verwendete, dazu gebraucht hätte, die Leute in den Manövers en debandade zu exerciren, so würden sie gewiß hierin eine große Fertigkeit erlangt haben. Es versteht sich von selbst, daß nicht die ganze Armee wild durch einander läuft. Es kann in dieser scheinenden Unordnung die größte Ordnung herrschen. Die Leute halten sich Gliederweise, und jeder kleinere oder größere Trupp hat seine geringern und höheren Befehlhaber, die sie in Ordnung halten, zerstreuen und wieder sammeln.

Bei Auerstädt empfing eine preußische Brigade solche Tirailleurs mit kleinen Gewehr-Salven und Kartätschenfeuer, die Franzosen hielten es für zweckwidrig, stehn zu bleiben, und liefen so schnell sie konnten davon. — Schon frohlockten die Preußen über ihren Sieg. Die Feinde hatten sich aber getheilt, und warfen sich in zwei schwärmenden Haufen auf die Flügel der Brigade. Die Preußen, hierauf nicht vorbereitet, wichen, geriethen in Unordnung und Flucht. Der Kommandirende wollte nicht eher wieder Front machen, bis die Rotten gefüllt und alles wieder in gehöriger Ordnung war. Dieses war aber mit der zusammengedrängten Masse nicht zu bewerkstelligen.

B. Nehmen sie einmal den Fall, es wäre hier preußische Kavallerie gewesen, wie würden die Tirailleurs, welche sich so weit vorgewagt hatten, angekommen seyn.

L. Nur sehr selten gehn die Tirailleurs vor, ohne an ihren Flanken von Chasseurs à cheval gedeckt zu seyn. Auch vermag die Kavallerie gewöhnlich nicht viel gegen sie auszurichten. Sie zerstreuen sich augenblicklich beim Angriff der Kavallerie, und führen alsdann ein so schönes als zweckmäßiges Manöver aus. Zwei und zwei werfen sich platt auf die Erde, indem sie die Gewehre unter sich verstecken. Den Kavalleristen, der sie entweder für todt hält, oder auf sie zureitet, schießen sie gewöhnlich eher vom Pferde, ehe er ihnen etwas anhaben kann. — Wenn aber auf die Brigade, welche nicht an die flinken Gebräuche der leichten Infanterie gewöhnt war, feindliche Kavallerie in der Unordnung, in der sie sich befand, eingehauen haben würde, so glaube ich nicht, daß ein Einziger mit dem Leben davon gekommen wäre.

Die möglichst bewegliche ist die beste Art zu fechten. Die Preußen standen theils unbeweglich fast vier Stunden im heftigsten Feuer, und glaubten dadurch zu siegen. Die Franzosen unterhielten sie mit schwerem Geschütz, zogen sich aus der Schußweite, maskirten sich durch ein lebhaftes Gewehrfeuer von wenigen Zurückgelassenen, und umgingen uns von allen Seiten. Es ist

keine Schande zurückzulaufen, wenn man nur am rechten Orte wieder zum Vorschein kommt. Die beste Regel ist, sich möglichst zu schützen, und dem Feinde doch den möglichsten Schaden zu thun — so habe ich Franzosen hinter einer kleinen Erhöhung, die einem Maulwurfshaufen glich, liegen, und in unsern Gliedern viele Leute todten sehn, während daß unsere Bataillons ganze Salven vorwärts gaben, und gleichwohl keine Kugel traf. Ueberhaupt, die gehörigen Vortheile aus dem Terrain zu ziehen, darin waren wir ganz zurück.

Ich habe selten oder nie gesehn, daß die Franzosen ein ernsthaftes Feuer dauernd abgehalten hätten. — Gewöhnlich liefen sie davon, und wenn wir uns verschossen hatten, kamen sie zurück und überschütteten uns mit Kugelsaaten.

Noch ein Vortheil beim zerstreut Agiren ist, daß die Leute es nicht so merken, wenn ihre Kameraden fallen. Es erweckt einen weit größeren Schauder, wenn der entseelte blutige Leichnam des Nebenmannes auf mich stürzt, und ich in seine Lücke treten muß. —

Auch ist es gleichsam dem menschlichen Gefühle angemessener, und dem Körper mechanisch leichter, einen Gegenstand mit raschen Schritten zu bestürmen, und im Laufe mit der Menge fortzufahren; der langsame Schritt eignet sich mehr zur Ueberlegung, zum Stützen und Stehenbleiben.

Alle leichte Infanterie wird durch den Krieg einexercirt, ſie rückt durch ihn ihrer Vollkommenheit näher, alle ſogenannte ſchwere Infanterie wird durch den Krieg verſchlimmert, und verliert durch ihn immer mehr von der Fertigkeit, die ſie im Frieden erlernte.

B. Ja, ich ſehe ein, daß man wohl mehr leichte Infanterie organiſiren müßte.

L. Mehr ſagen Sie. Ich kenne nur ſchlechte und gute: die ſchlechte iſt die ſchwere bis jetzt, und die gute, die leichte. In der Bewaffnung exiſtirt kein weſentlicher Unterſchied. Alle Infanterie muß ſo ſeyn, daß ich ſie ſo ſchnell als möglich aus einander ſtreuen und wieder zuſammen ziehn, überhaupt wie der Blitz von einem Ort zum andern verſetzen kann. In der Affaire müſſen freilich dann Trupps feſt ſtehen, an denen ſich die Zerſtreuten wieder ralliiren können.

Offenbar muß man alle Schwenkungen und Aufmärſche im Laufen machen. Unbegreiflich iſt es, wie der Herzog von Braunſchweig vor einigen Jahren, als die ganze Welt in der Schnelligkeit der Manöver vorſchritt, einen Schritt zurück trat, und zum Einſchwenken der Züge in die Linie eine doppelte Bewegung befahl. Es mußten nämlich die Züge, die ſonſt in Eins herum geſchwenkt waren, vor dem Alignement halten, und auf ein zweites Kommando erſt einrücken. Bei der preußiſchen Armee geſchahen überhaupt alle Züge und Bataillons-Schwenkungen und alle Auf-

märsche en echellon mit gehörigem Tritt, der nur selten langsam genug seyn konnte. Die Dänen vollführen dieses alles mit möglichster Schnelligkeit und im stärksten Laufen. Sie setzen beim Schwenken bedeutenderer Linien den Pivot schnell an, und die Masse läuft ungeschlossen auf die Diagonale, ganz so schnell, wie die Kavallerie, herum, und richtet sich dann schnell, aber nicht ängstlich, nach der angesetzten Linie.

Wenn wir bei Auerstädt so schnell aufmarschirt wären, hätte uns der Feind nicht während dem Developpiren angreifen können.

Der Verfasser einer Schrift über die neuere Taktik sagte schon vor mehreren Jahren:

„Es müßte imponirend für den schön und taktisch ästhetisch gerichteten Feind seyn, wenn er erst unsere Infanterielinie auf ein gegebenes Signal mit der Schnelligkeit der Reiterei sich entwickeln sähe — wenn auf ein zweites Signal die Hälfte dieser Linie hervorbräche, sich in einem Augenblick vor der ganzen Fronte zerstreute, eine Feuerlinie von zwei Gliedern Tirailleurs bildete, und wenn auf ein drittes Signal dieses Feuertreffen mit der Schnelligkeit des Blitzes heranrennte, und zwar, ohne einen Schuß zu thun, bis auf die Entfernung von 30 bis 60 Schritt, wenn im holzlosen Terrain sie dann gleichsam von der Oberfläche der Erde ver-

schwänden, indem sie sich platt niederwürfen, dann aber ein Ungewitter von wohl gezielten Flintenschüssen emporschickten, deren jeder fast treffen muß — das sollte wohl die sogenannte regelmäßige Infanterie schier aus der Fassung bringen, und der Saldernsche Phalanx würde schwerlich, hätte er einmal ein solches Treffen angekostet, zum zweiten Male einen ähnlichen Angriff abwarten."

B. Sie sollen Recht haben, aber ich glaube doch, daß ungeachtet der alten Gebräuche die Armee die Franzosen geschlagen hätte, wenn sie sich vor der Schlacht hätte satt essen und mit Branntwein stärken können.

L. Dieses bezweifle ich sehr stark. Die Ueberlegenheit der Franzosen in aller Art war zu groß! — Unsere Preußen hätten sich vielleicht tollkühner gewehrt, und wären nicht auf der Retirade so in Unordnung und Mißmuth gerathen, allein die Franzosen hätten sie doch nicht geschlagen.

Sehr wahr ist es, daß der Soldat ohne den Trunk, diesem physischen Reizmittel, nur selten brav ist. Alle energischen Völker haben getrunken. So wie das Individuum jedes Standes sich nüchtern zu keinem Geschäft aufgelegt fühlt, so kann der gemeine Soldat im Kampfe, wozu die größte Exaltation gehört, nüchtern nicht brav seyn.

Vor jeder Affaire müßte Branntwein unter die Leute vertheilt werden, und indem man einem jeden Burschen

eine mäßige Portion zumessen kann, so ist das Betrinken leicht zu hindern.

Ich will lieber mit halb betrunkenen Leuten in die Schlacht gehen, als mit solchen, die ganz nüchtern sind. Bei den ersten Salven wird der halb Betrunkene so vernünftig, und ungeachtet seines kleinen Rausches, stimmt ihn das Getöse der Schlacht zu klarer Einsicht und zu einem vollen Bewußtseyn herab. Nur die Erhitzung seines Blutes bleibt und macht ihn muthiger.

Der jetzige Major, damals Lieutenant von Schill lag in der Mark und organisirte sein Freicorps. — Er nahm alles an, was bei ihm Dienste nehmen wollte, und eben die Leute, die bei früheren Affairen nichts ausrichten konnten, thaten unter ihm Wunder der Tapferkeit. Aber er sorgte auch dafür, daß sie sich satt essen und trinken konnten.

Er befand sich einst in einem Dorfe und hatte ungefähr 8 Mann bei sich. Einer von diesen, seine Ordonanz, war nur complett montirt, die übrigen alle ritten auf Decken, und ihre Pferde hatten nur Trensen, weil in der Gegend die bessere Equipage nicht zu haben war, aber ein jeder hatte einen Gürtel mit Pistolen und ein gutes Schwert an der Seite. Schill erfuhr, daß sich in der Entfernung eine französische Patrouille sehen ließ. Als er bemerkt hatte, daß es sechszehn Mann Cavallerie war, und er nöthig Pferde brauchte, beschloß er sie anzugreifen. Rasch Wirth! Branntwein her! rief er. Er

ließ jeden seiner Leute einige starke Züge nehmen. Nun fragte er sie: — Kinder, wollen wir die Franzosen überfallen? — ein rauschendes Ja! dwat Schill! — tonte ihm von allen Seiten entgegen. Schnell waffen sie sich auf die Pferde. Schill, den die Uebrigen nicht einzuholen vermochten, warf sich zuerst auf den Haufen; ihm folgten seine Treuen. Nach einem langen lebhaften Gefecht, worin fünf Feinde geblieben waren, ritten einige Franzosen davon, und fünf ergaben sich. — Die gefangenen Franzosen redeten diese Preußen: Messieurs les Russes! an. Sie kannten in ihnen die Preußen, die sie bei Jena sahen, nicht wieder, und fragten immer: que diable, de quel militaire êtes vous donc?

Beobachtungen über Polen und die Thronfolge dieses Landes seit dem sechzehnten Jahrhundert.

Bei den neueren Veränderungen, die abermals Polen in diesem letztern Kriege trafen, wird es nicht uninteressant seyn, wenn ich einen sehr kurz gefaßten Aufsatz über die Schicksale der Regenten dieses Landes seit den letzten Jahrhunderten liefere.

Kein Reich zeigt sich in seinem ungewöhnlichen Gang der Staatsangelegenheiten so aus, wie das polnische. —

Polen ist der redendste Beweis, wie schädlich einem Lande eine unbestimmte Thronfolge ist, um so mehr, wenn

die Wahl der Regenten nicht nach einer unverbrüchlichen Ordnung und festgesetzten Gebräuchen geschicht.

Die Nation, unter der hier nur der Adel zu verstehen ist, denn kein anderer Stand kam in Betrachtung, schloß im Jahr 1572 einen Vertrag mit dem erwählten König Heinrich, und setzte fest, daß Polen künftig ein Wahlreich seyn sollte.

Von dieser Periode fängt Polens unglückliche Geschichte an. Vorher folgten die Fürsten dieses Reichs durch das Erbrecht auf einander.

Die Wahl des neuen Regenten wurde auf offenem Felde gehalten, und alle Edelleute des Landes kamen hier, einige hundert tausend an der Zahl, zusammen. Es ergibt sich von selbst, daß keine Ordnung und Uebereinstimmung Statt finden konnte. Die Piasten im Lande wetteiferten unter einander, so wie die auswärtigen Prinzen, die von allen Seiten um den Thron warben, und welche man weder liebte noch kannte, durch ihren Anhang intriguirten. Wer am meisten Geld besaß, viele überschreiende Stimmen zu erkaufen, der gelangte häufig zur Regierung, ohne daß man vorher überlegte, ob das Land unter ihm glücklich seyn könnte. Mehrere Parteien, welche verschiedene Stimmen hatten, wählten andere Könige, und nicht selten regierten mehrere Könige zugleich. — Von dieser Zeit her gebraucht man, um die größte Uneinigkeit und Unordnung zu schildern, das Sprichwort: Es geht zu, wie auf dem polnischen Wahltag.

Das Ende jedes Wahltags war gewöhnlich thätlicher Zwiſt und oft am Ende ein förmlicher Krieg.

Der endlich gewählte König mußte erſt ſeinen Gegner bekämpfen, und die Tücken der Jeſuiten oder Religionsparteien und benachbarten Mächte untergruben beſtändig ſeinen Thron, um ihn wieder aus tauſend geheimen Abſichten mit einem neuen zu beſetzen.

Das Volk ſelbſt war gleich nach ſeiner Thronbeſteigung wieder unzufrieden mit ihm, er mochte noch ſo gut ſeyn (variatio delectat).

Zweihundert Jahre ward das Land von beſtändigen nur kurz unterbrochenen Kriegen verheert. Oft führte es innern und äußern Krieg mit vielen Nachbarn zugleich. Das Blutvergießen hatte kein Ende. Kaum vermochte man die von verzehrenden Flammen geſtürzten Städte und Dörfer wieder aufzubauen, ſo riſſen neue Verheerungen ſie wieder nieder. Die Könige flüchteten heimlich, entſagten öffentlich dem Thron, ſtritten mit eigenen Unterthanen und benachbarten Mächten, wurden durch dieſe und jene entſetzt und oft gefangen genommen, regierten aber auch oft viele Jahre lang mit Nebenkönigen zugleich. Unter ihnen fielen Scenen der ſchrecklichſten Grauſamkeit und Barbarei vor — Regent und Unterthan war unglücklich. —

Wie glücklich iſt der Staat, dem das Schickſal ſeinen Regenten friedlich in die Wiege legt; wie unausſprechlich glücklich iſt er, daß er ſeine höchſte Kunſt dar-

auf verwenden kann, den Thronfolger zum Vater seines Landes, zum Beschützer seiner Gränzen zu erziehen.

Dem keines Ahnherrn heilige Gebeine
In diesem Lande ruhn, kann er es lieben?
Der nicht jung war mit unsern Jünglingen,
Dem unsre Worte nicht zu Herzen tönen,
Kann er ein Vater seyn zu seinen Söhnen?

Schiller.

Nicht des zur Krone gebornen Regenten Schuld ist es, wenn er schlecht regiert; es ist der Fehler des Staates, der ihn nicht gut erzog. Die schlanke willige Gerte konnte so gebogen werden, wie die Eiche erwachsen soll, daß sie einst ihren schützenden Schatten wohlthätig verbreite.

Nicht immer bildet sich ein Geist, wie Friedrich der Große, selbst.

Man sollte nicht so leichtsinnig bei der Erziehung des Thronfolgers zu Werke gehn. Die weisesten der Nation müßten sich unaufhörlich darüber berathschlagen, und im Schweiße ihres Angesichts daran arbeiten, den Keim des Edlen und Großen ihm ins Herz zu legen: — sie müßten laute Rechenschaft über seine Fortschritte und seine Bildung ablegen, und dem Volke müßte die Kinderstube dessen, der einst die Krone tragen soll, von dem

das Glück oder Unglück von Millionen ausgehn wird, so heilig wie Tempel und Altäre seyn. Die Geschichte muß das Hauptstudium des Monarchen seyn, sie muß er ganz inne haben, sie legt ihm die große Scala vor, woraus er sieht, was dem Griffe für ein Ton folgt. Doch die ses gehört nicht in die Betrachtung von Polen.

Nachdem König Johann von Schweden, Kaiser Maximilian der Zweite, König Karl der Neunte von Frankreich und die Gesandten vieler anderer Höfe, um Polens Krone gestritten hatten, ward Heinrich von Anjou auf dem Wahlplatz bei Warschau zum König ausgerufen. Er mußte vorher alle Bedingungen der Nation unterschreiben, beschwören und eine förmliche Kapitulation nach dem Willen seines Volkes eingehen.

Was er als Regent befahl, hielt man hernach immer noch für zu eigenmächtig. Man murrte öffentlich gegen ihn. Als er in Kronangelegenheiten nach Frankreich reisen wollte, widersetzte man sich seiner Reise und stieß harte Drohungen gegen ihn aus. Er verließ im Jahr 1574 heimlich den Thron. So große Gefahren auch dem Staate durch innern Streit und ausgebrochene Unruhen mit den Russen, Türken und der Crimm drohten, so konnte man sich doch so bald über eine neue Wahl nicht vereinigen. Es fanden sich nicht mehr als zehn bis zwölf Kronkandidaten.

Eine Partei, welche der Hauptſtadt die nächſte war, erklärte Maximilian den Zweyten zum König. Die andere Partei ließ ſich hierdurch nicht ſtören, und rief Anna, die Tochter Sigismund's des Erſten, zur Königin aus, und beſtimmte ihr zum Gemahl und König den Fürſten Stephan von Siebenbürgen.

Durch große Verſprechungen und ungeheure Summen Geldes, die er den Polen bezahlte, und dadurch, daß Maximilian bald ſtarb, wußte ſich Stephan nach vielem Zwiſt auf dem Thron zu erhalten. Er regierte von 1575 bis 1586. — Einige Striche ſeines Landes erkannten ihn deſſen ungeachtet nicht an. Sein Leben floß unter innerm Zwiſt und Kriegen mit den Ruſſen und mit Beſtrafungen unerhörter Grauſamkeiten mordgieriger Edelleute hin. Er hatte fortdauernd mit Verſchwörungen zu kämpfen, und ſo gut er auch regierte, ſo vortreffliche Einrichtungen er auch machte, ſo war man doch unzufrieden mit ihm. Zum Unglück des Landes und zum Triumph einzelner Parteien, ſtarb er unvermuthet im Jahr 1586. Man vermuthet, daß er vergiftet worden ſey.

Am neuen Wahltag zog man gleich mit Armeen gegen einander zu Felde, er eröffnete ſich mit Mord und Todſchlag, und den förmlichen Krieg verhinderten nur die Senatoren mit großer Mühe. Vorzüglich zeichneten

sich die Piasten Zborovski und Zamoyski, welche jeder mit 10,000 Mann erschienen, aus.

Siegismund der Dritte betrat 1587 den Thron, als er Maximilian, Kaiser Rudolph des Zweiten Bruder, seinen schon gewählten Gegenkönig mit seinem Anhang, unter welchem sich die Zamoyskische Partei befand, geschlagen und der Krone zu entsagen gezwungen hatte.

Seine 45jährige unglückliche Regierung ist eine Reihe von Zerrüttungen, äußern und innern Kriegen, welche gemeiniglich bloß die Person des Königs zum Gegenstande des Zwistes hatten. Hiezu kam noch, daß Siegismund wirklich kein guter Regent war. Polen war schon so erschöpft, daß es alle Selbstständigkeit verlor, und bald diesen bald jenen Nachbar um Schutz und Hülfe anflehen mußte.

Gustav Adolph besiegte die polnischen Heere, und in andern auswärtigen Kriegen erlitten sie große Niederlagen.

Siegismund mußte überall schimpfliche Verträge und vorgeschriebenen Waffenstillstand schließen.

So große Männer und Helden Polen auch gebar, so vermochten sie in diesem Strudel doch nicht thätig zu wirken.

Mit Siegismunds Tode 1632 endeten die alten Streitigkeiten, um auf einem neuen Reichstage desto

hitziger wieder ihren Anfang zu nehmen. Es erhoben ſich diesmal beſonders viel Religionsſtreitigkeiten.

Wladislaw der Vierte wurde erwählt und folgte ſeinem Vater 1632 in der Regierung. Er mußte ſich neue Vorſchriften vom Volke gefallen laſſen.

Unter Verdruß, Krieg und Widerſetzlichkeiten führte er das Staatsruder; beſonders lebte er in ſteter Unruhe mit Schweden und mit Religionsparteien vieler Länder. Vor ſeinem Ende erlebte er eine der blutigſten und fürchterlichſten Revolten von den Koſaken erregt. Dieſe Wilden, die ſich unterdrückt glaubten, tödteten ihren Hauptmann und alle übrigen Anführer, und drangen gegen Warſchau. Was ihnen vorkam, machten ſie nieder und maſſakrirten eine polniſche Armee von 8 bis 10,000 Mann. Durch Wladislaw im Jahr 1648 erfolgten Tod wurden dieſe Horden beſänftigt.

Sie drangen deſſen ungeachtet nach Warſchau zu. Man wollte neue Truppen gegen ſie organiſiren, aber es fehlte an Ober- und Unterbefehlshabern. Polen litt beſonders von dieſer Zeit an unbeſchreiblich viel.

Johan Caſimir wurde zum Nachfolger erwählt. Seine Regierung wiederholte das Trauerſpiel der vorigen Regenten. Von den ſonderbarſten Schickſalen begleitet, vermochte er nichts für das Wohl des Staats zu thun, obgleich ihm der Papſt hierzu geweihte Schwerter und Hüte ſendete. Die Koſaken überſchwemmten unter ihm von neuem das Land, vernichteten ein Heer von

9000 Mann, und erhielten von den Russen Beistand. Ein Strich Landes wurde nach dem andern von Nachbarn genommen. Der große Kurfürst von Brandenburg und Karl Gustav von Schweden erfochten bei Praga den großen Sieg über die Polen, und nahmen Warschau abermals. Das Blut der Polen war in Strömen geflossen. Neue Mächte hatten Polen theils als Feinde, theils als Alliirte verwüstet. — Späterhin war man glücklicher im Kriege, man schlug mehrere Feinde, besonders die Russen, und glaubte 1661 den Krieg mit Ehren endigen zu können, allein es war eine süße Täuschung. Die blinde Freiheit der Nation vereitelte gewöhnlich die besten Absichten der Regierung. Die ganze Armee revoltirte gegen den König, und außer diesen vielfachen Ungewittern brachen noch neue Seuchen, Religionsintoleranz, allgemeiner Geldmangel und Hungersnoth aus. Wie wären sie alle zu nennen, die verschiedenen Parteien, theils von erhabenen, tapfern und edlen Männern geführt, theils von Schurken aufgebracht, die sich unter Johann Casimir stritten. Johann starb 1672.

Michael Thomas Koributh Wisniowirzki, ein Sohn des Woiwoden Jeremias in Rothrußland, war wider seinen Willen von dem polnischen Adel auf den Thron gestellt. Unter ihm machte man einige neue, bei der Königswahl zu beobachtende Gesetze, welche sehr zweckmäßig waren, aber nicht be-

folgt wurden. Man spielte mit diesem Regenten wie mit einem Kinde, und ob er gleich nichts eigenmächtig that, so tadelte man ihn doch über alles, und führte sogar öffentliche Klagen über seine Kleidung.

Sobieski's herrlicher Sieg bei Kalusz war umsonst. Der Staat verlor Geld und Leute, ohne Nutzen davon zu haben.

Sobieski und mehrere andere Großen des Reichs thaten dem Staate wichtige Dienste, indem sie von dieser Zeit an eine gewisse zu beobachtende Ordnung und Formalität festsetzten, wie und wo die Wahl-Reichs- und Krönungstage sollten gehalten werden. Den unwürdig verwalteten Thron erledigte Michael 1673, und ihm folgte 1674

der so würdige Johann Sobieski. Seine Thaten und sein Edelmuth sind Weltbekannt. Er sah Polens Fehler ein, und wollte eine erbliche Kronverfassung einführen, aber er scheiterte an diesem Plan. Dieser Held war in seinen spätern Kriegsunternehmungen wie in seinen Familienangelegenheiten unglücklich, der Tod raubte ihn 1696 dem Lande.

Polen war immer tiefer gesunken. Seit Stephan 1586 bis auf Sobiesky, hat kein großer, weiser, für das Wohl des Reichs wahrhaft besorgter Regent regiert. Das Gute vermochte nicht durchzugreifen. Man hat keine Begriffe davon, welche Eigenmacht Einzelner, welche Rohheit der Sitten, welche Unwissenheit und Gesetz-

losigkeit in diesem Lande herrschte. Die Edelleute behandelten das Landvolk dem Viehe gleich, und ihr steigender Luxus verleitete sie zu Erpressungen, die das Gefühl der Menschlichkeit beleidigen.

August der Zweite wurde König von Polen. Innerer und äußerer Krieg setzte ihn auf den Thron, und unter seiner Regierung, so wie unter allen diesen Fürsten, war die Loosung stets Streit und Krieg.

Ein Theil von Polen war mit seiner Regierung unzufrieden und ernennte einen neuen Herrscher, ein anderer Theil wollte ihn zum König behalten.

Obgleich er noch nicht abgesetzt war, fiel die neue Wahl der überwiegenden Partei auf Stanislaus Leszynski.

Auswärtige Monarchen standen den verschiedenen Königsparteien bei, und neue blutige innere Kriege fanden besonders um das Jahr 1715 Statt.

Stanislaus regierte förmlich unter August vom Jahre 1704 bis 1709. Gegen Ende der Regierung Augusts beging man schändliche Grausamkeiten gegen die Protestanten, und die Jesuiten gewannen große Uebermacht.

Viele Reichstage wurden gehalten, und man ging unverrichteter Sache auseinander. August starb 1733.

Durch die Gewalt der Waffen, durch die Entsagung des edlen Stanislaus, und durch Bestechungen bestieg

August der Dritte den Thron. Polen war schon so sehr herunter gekommen, daß es keinem Regenten einfiel, Absichten auf dieses arme Land zu haben. Es genoß daher Frieden. Aber im Innern war dennoch weder Eintracht noch Fortschritt zur Verbesserung.

Ein Schriftsteller sagt von Polen in dieser Zeit; Kein Reichstag kam mehr zu Stande. Die Mißhelligkeiten der Großen arteten bis zu wahren Fehden aus; denn was hätte sie zügeln sollen? weder die kraftlosen Gesetze, noch die verschwundenen Sitten, noch die Regierung, wenn man anders die bloße Existenz eines unthätigen Regenten, Regierung nennen will. Bei dem allgemeinen Haufen der Nation herrschte die roheste Unkultur des Mittelalters; Sclaverei, Bigotterie, Mangel an Betriebsamkeit, hielten ein zahlreiches Volk auf einem ergiebigen Boden, welcher an das Meer gränzte, in Armuth und Unterdrückung. Die kultivirte Welt sah mit lächelndem Befremden auf die Polnische Verfassung und ganze Staatswirthschaft, sie dienten schon seit geraumer Zeit im gemeinen Umgange zum spottenden Sprichwort, und für ernsthaftere Betrachtung zur sogenannten Kontralektion aller wahren Politik. Der Staat war in seinen innersten Theilen aufgelöst, nur scheinbar hielt er noch zusammen. Es war kein lebendiger Körper mehr, sondern bloß eine Mumie. August der Dritte starb 1763.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geſpräch zwiſchen Herrn C. und dem Schulzen M.

C. Nun, mein lieber Freund! wie geht's? Nichts gehört, nichts geſehen? Gottlob! Gottlob! daß wir nun endlich einmal ſo weit in der Zeit leben, daß jene furchtbaren ſchwarzen Wolken, welche uns beregneten, über meinen Scheitel hinweg gezogen ſind! Gottlob! daß wir, dem Scheine nach, das Schlimmſte überſtanden haben, und nur unſre fernen lieben Landsleute jetzt leiden.

M. Ja, lieber Herr! uns mag das wohl ſo halbweges recht ſeyn. Aber nehmen Sie einmal unſern lieben König — daß Gott erbarm, der gute Herr verliert ja bei jedem Schritt, den die Feinde vorwärts thun. Wenn Krieg iſt, da muß man nicht denken: Selber eſſen macht fett; nein, da muß man gern Elend tragen, und nicht an ſich denken, wenn dem Vaterlande nur geholfen wird!

C. Sehr ſchön! Sehr recht! Ja ja, ich ſage auch zu Zeiten dergleichen ſchöne Sachen. O, ich kann Ihm Aufſätze zeigen, daß Ihm die Augen übergehen ſollen. Ueberhaupt, das nehme Er ſich zur Regel: man muß jetziger Zeit reden können, wie man will, und die Sachen drehen und wenden, wie es Ort und Zeit erfordert. Das danke ich meinem Lehrer. In meinen jungen Jahren ließ

der mich immer zwei ſich widerſprechende Ausarbeitungen über ein Thema machen. Das übt, das macht gelenkig. — Was würde der Buchhändler wohl für eine Schrift bezahlen, die ſo ganz gerade und ehrlich die Wahrheit ſagte, und die Sachen ſo ans Licht ſtellte, wie ſie der Welt erſcheinen? Nein, nein, das Mäntelchen hübſch nach dem Winde gehangen, damit kommt man heutiges Tages durch die Welt. — Da ſoll Er ſehn, da hab ich etwas geſchrieben. (Er zieht ein Heft hervor.)

M. Ah! das muß wohl recht ſchön ſeyn, das ſchreiet einen ja ſchon von Außen an.

C. Da hab' ich etwas geſchrieben, das fängt mit einem Spruch aus der Bibel an, und hört mit einem Segen auf. Aber was dazwiſchen kommt, das iſt das Wahre, das ſieht dem Anfang und dem Ende gar nicht ähnlich *).

M. I ſieh! Ich habe das Ihnen gar nicht angeſehen, daß Sie auch Gedrucktes ſchreiben könnten, das muß recht artig zu leſen ſeyn. Sie wiſſen die Worte ſo recht zu drehen und zu wenden, wie es Ihnen beliebt, und da haben Sie unſern König wohl einmal recht herausgeriſſen, und uns Preußen recht entſchuldigt.

(Nachdem er etwas geblättert hat.)

Aber was ſehe ich da, er lieſt: „Warum rief unſerer Väter Thorheit und die Befangenheit unſeres Kabi-

*) Seite 36 zweites Heft.

nets die Sieger in den Norden? Warum muß das ganze Volk die Sünden einiger Wenigen büßen, warum gestraft werden, wo es nicht verbrach, geben, wo es nicht schuldig geworden? Und wer steht uns bei der Fortdauer des Kampfs dafür, daß wir nicht total untergehn.“

Ei verflucht! Wen meint Er denn damit, nehme Er sich ja in Acht, daß das keiner hier aus unserm Dorfe zu sehn kriegt, sonst möchten sie ihn wohl mit einem Buckel voll Schläge abziehen lassen. Das ist ja um einen förmlichen Aufruhr zu erregen. Ne, das ist nichts. — Wie kann man so was sagen. Wenn unsere Herren auch den Krieg etwas verkehrt angefangen haben, so sind sie doch gewiß nicht ohne große Ursache dazu geschritten. Der König und die Großen, die haben ja gar nicht dran gewollt, aber wo man hinkam, da wollte ja das Volk durchaus gegen die Franzosen losziehn. Nun haben sie einmal ein Bischen Unruhe gehabt, nun thun sie als ob die Welt untergehen wollte. — Einer muß doch siegen und der Andre wird geschlagen. So ist es immer gewesen. Wie die Leute sagen, im dreißigjährigen und im siebenjährigen Kriege, da habe ich es selbst erlebt, — da war es viel schlimmer, und da ging es viel wilder her, da haben die Leute auch wohl geklagt, aber sie haben sich geduldig in Gott ergeben, und solch Zeug hat wohl keiner geschrieben. — Ich denke immer erst so ein Bischen mit meinem dummen Verstande nach, aber wenn dieses so einer liest,

der! das nicht thut, der sollte ja wohl gar ganz auf unrechte Wege kommen.

C. Lieber Freund, lassen Sie uns davon abbrechen, so etwas wird nicht bezahlt. Haben Sie nichts gesehn, nichts gehört? Ist nichts Neues passirt, gar nichts? Ich meine so etwas, woraus sich ein angenehmes Geschichtchen componiren ließe.

M. Ich wüßte nichts! Der Gouverneur ***, der *** übergeben hat, ist gestern hier durchgereist.

C. So, bravo! was hat er gesagt? Wie hat er gelebt? Was hat er verzehrt?

M. Er war sehr still, und hat eine gute Mittagsmahlzeit hier eingenommen. Er hatte einige Packwagen bei sich, und mußte bei den schlechten Wegen Vorspann nehmen. Sonst war er heiter und zufrieden.

C. Bravo! bravo! gut gelebt! — schwere Wagen, zufrieden, heiter, froh, vergnügt; das ist Wasser auf meine Mühle. Sehen Sie hier, was ich von diesem Ehrvergessenen Festungskommandanten sage.

M. (liest) „Die Festungen des Landes fielen ohne Gegenwehr, denn die käuflichen oder muthlosen Befehlshaber — da stockt die Feder, und ist nur fähig, tausend Flüche über jene Nichtswürdigen aufzuzeichnen. Elend und Verachtung sey der Verräther Loos, so lange sie ihr schimpfvolles Daseyn herumschleppen, ihr Grabesgesang sey Rabengekrächz, die Schande ihr Grab, nie bedecke die heilige vaterländische Erde, in welcher brave

Preußen ruhen, ihre verwitterten Schedel, und späte Enkel sollen ausspein, wenn sie die Schimpfnahmen der neuen Kartouche nennen.“

Ja nun wunderts mich nicht! vor einigen Tagen sagte mir mein Barbier, warum so viele Kommandanten weit wegreisten, wenn sie unschuldig wären; ja nun wundert es mich gar nicht; wenn man so von ihnen redet, ohne ihre Vertheidigung gehört zu haben, so müssen sie sich ja wohl entfernen, wenn sie nicht risiren wollen, daß man sie steinigt.

Gott behüte mich dafür, daß ich die Festungskommandanten vertheidigen wollte, aber welche furchtbare Schuld ladet der auf sich, der dieser Männer Unrecht vergrößert, und sie vor der Welt entehrt, ehe er wissen kann, in wiefern sie es verdienen.

E. Wenn ich aber nicht so etwas bekannt mache, so geht der preußische Staat unter. Ohne mich würde der König gewiß die Befehlshaber, die ihre Festungen ohne Noth übergaben, nicht bestrafen. Ich weiß nur alles allein, und sehe alles am besten ein. — Wenn mich der König nicht zum ersten Minister macht, so wird aus der neuen Organisation gar nichts. — Da muß ich drein hauen und schlagen.

M. Glauben Sie das nicht, der König hat wohl gezeigt, daß ihm die Augen aufgegangen sind, er wird ohne Sie wohl Recht und Gerechtigkeit handhaben, und er hat ja sogar während dem Kriege, als er noch alle

Hände vollauf zu thun hatte, schon eine Bekanntmachung über die Bestrafung der Platzkommandanten herausgegeben.

C. Ei was herausgegeben. Da müssen die Köpfe wie Schneeflocken fliegen, da bekomme ich Stoff zu noch hundert Bänden, und kann manchen Prozeß wörtlich abschreiben.

M. Ein Reisender aus Königsberg hat uns letzt erzählt, daß unser brave König vorjetzt Tag und Nacht daran arbeitet, um sein Land wieder glücklich zu sehn. Er sucht im Großen und Kleinen das wieder zu ersparen, was der Krieg den Unterthanen geraubt hat. Seine Minister, seine Adjutanten sind eingeschränkt und viele verabschiedet. Seine eignen Domainen hat der vortrefliche Landesherr sogar an die Franzosen verpfändet, um nur die Kontributionen zu berichtigen, und dem Volke die großen Unterhaltungskosten der fremden Armeen abzunehmen.

C. So? ein Reisender. Was hat er sonst erzählt?

M. Lauter Liebes und Gutes. Er ist in Königsberg gewesen, als der König zum ersten Mal wieder dahin gekommen ist. Dieser hatte alle Feierlichkeiten zu seinem Empfange verbeten, und kurz darauf, als er im Schlosse abgestiegen war, und die Leute sich zu Tausenden unter seinem Fenster versammelten, und Gott dankten, daß sie ihren lieben König wieder hatten, da trat er auf den Altan heraus, und gelobte es laut, daß er alles er-

littene Ungemach wieder gut machen, und seinem Volke ein strenger Richter, ein liebender Vater seyn wolle. Darauf setzte er sich zu Pferde und sprengte durch alle Straßen der alten Königsstadt, und grüßte jeden, auch den Geringsten seiner lieben Preußen mit huldreicher Miene, und die Thränen entströmten hierbei seinem verklärten Auge.

C. Klingt gut, wird aber nicht bezahlt, nicht gelesen, und dann ist es ja noch Zeit genug, von dem König viel Liebes und Gutes zu sagen, wenn er erst wieder in Berlin ist. — Jetzt sind die Franzosen noch da, und wie gesagt, da muß man jedem nach dem Munde reden können. Das insinuirt! — Jetzt decke ich dem ins Land gedrungenen Feinde die Blöße unserer Nation auf, mache ihn im Vertrauen mit Geheimnissen bekannt, die ich hinter den Gardinen erlauschte. Ich habe alles dieses schon seit vielen Jahren gesammelt, ich hätte es früher, ehe das Uebel einbrach, an Ort und Stelle anbringen können, aber da hätte ich mich mit meinem Bewußtseyn, im Stillen Gutes gestiftet zu haben, begnügen müssen, es hätte mir nicht das schöne Honorar von vielen Louisd'or eingebracht. Man muß klug seyn! jetzt war es Zeit, jetzt in der Krisis, wo alles in Verwirrung ist, da macht so etwas Epoche. Jetzt schreibe ich ein schwarzes Register, jetzt lege ich den Feuerbrand an den brennenden Staat!

Die ihre Nation nicht verläugnende Deutsche.

Einige Tage nach der Schlacht bei Jena, waren in D. mehrere französische Generale in dem Hause eines preußischen Edelmanns einquartiert. Der Wirth, welcher die Gewalt über sich besaß, sich in die Zeitumstände zu schikken, bewirthete seine Gäste gut, und unterhielt sie mit Witz und Laune. Die Gesellschaft, welche aus noch mehrern andern französischen Officieren und eingeladenen Gästen aus der Stadt bestand, war im Ganzen sehr heiter und vergnügt, nur die junge Wirthin Charlotte, eine deutsche Frau, vermochte nicht, ihrer Empfindung Gewalt anzuthun. Die Franzosen wandten alle Künste der Unterredung an, und suchten durch das ihnen so eigne Talent der angenehmen schmeichelnden Unterhaltung, diese schöne Frau aufzuheitern. — Allein ihre Blicke verriethen immer tiefe Trauer. Sie entdeckte den Fremden, sie sey eine geborne Preußin. — Von Jugend auf hätte sie den preußischen Staat geliebt, wie ein Kind die Mutter, die es am Busen trug und auferzogen. Als ihr die Geschichte die Reihe der edlen und großen Regenten aus dem biederen Geschlechte der Hohenzollern gezeigt habe, sey ihre Zuneigung immer mehr und mehr gewachsen, und die Thaten des einzigen Königs und der so vielen preußischen

Helden unter ihm, haben sie mit unzertrennlichen Fesseln der höchsten Liebe und Verehrung an den preußischen Thron gefesselt, sie stolz auf ihr Vaterland gemacht. — — Wie könne sie heiter bei den Ereignissen des Tages seyn, sie, deren Brüder bei Auerstädt und Jena waren?

Plötzlich erscholl eine rauschende Kriegsmusik, und der französische Kaiser mit 10,000 Mann Garde rückte ein. — Es war ein herrlicher Anblick, ein herzerhebender für jeden Franzosen. — „Sie müssen ihn sehen, den geliebten Kaiser, den großen Helden.“ (rief man Charlotten zu.) Sie trat ans Fenster. — Und er, ein römischer Triumphator, zog stolz einher, und hinter ihm die Siegeszeichen, die preußischen Adler.

Sie vermochte den Anblick nicht zu ertragen, — sie wendete das thränenvolle Auge ab von der Fahne, vielleicht dem Arme des blutenden Bruders entrissen.

Jeder fand ihren Schmerz gerecht, und auf den wahrhaft Großen mußte diese Scene des unverstellten Gefühls der Deutschen, wenn er sie bemerkte, einen schönern Eindruck machen, als das Vivat im Thore der eroberten Stadt.

Berichtigung über den General von Kleist.

Jemand hat sich, aus irgend einer Absicht (eine gute kann es nicht gewesen seyn), das Vergnügen gemacht, und folgende ganz unwahre Geschichte ausgesprengt: Der General Kleist, ehemaliger Gouverneur von Magdeburg, sey nach der Uebergabe der Festung auf seiner Reise nach Dessau von französischen Marodeurs überfallen und aller seiner Sachen beraubt worden. Sie hätten bei ihm einige hunderttausend Reichsthaler gefunden.

Da ich zufällig an demselben Tage von Magdeburg nach Dessau reiste, so bin ich es der Wahrheit schuldig, zu erzählen, wie der General Kleist nach Dessau gekommen ist. Ich bin erbötig, die Wahrheit meiner Aussage mit einem Eide zu betheuern. Bis ich aber dazu aufgefordert werde, rufe ich die Herrn von Brockhusen, von Kyckpusch und von Zichlinski, die in Gesellschaft des Generals reisten, so wie die Dienerschaft sämmtlicher Herren, zu meinen Zeugen auf. So wenig ich mich unterfangen würde, ein entscheidendes Urtheil über diesen General zu fällen, eben so wenig darf ich und jeder ehrliche Mann aber auch das verschweigen, was lügenhaften Gerüchten von ihm widerspricht.

Von Kleist ist am andern Morgen nach der Uebergabe mit 4 Mann französischer Eskorte, welche er sich ausbat, nach Kalbe gefahren. Er und seine 2 Packwagen sind daselbst glücklich und unbestohlen angekommen. Nachdem er hier übernachtete, ist er am andern Tage mit den französischen Husaren nach Dessau gereist, ohne daß man ihn angehalten hätte, wie auch das Schreiben, welches er der Sauvegarde an den Marschall Ney mit zurück gab, belegt. Kleist hat sich nachher noch einige Monat ungestört in Dessau aufgehalten.

Der Lieutenant von Hellwig vom königlich preußischen Husarenregiment von Plötz.

Auf der Retirade des weimarschen Corps wurde der Lieutenant von Hellwig mit 50 Husaren detaschirt, um die Gegend abzupatrouilliren, wo möglich Gefangene von der feindlichen Armee einzubringen, oder irgend einen andern glücklichen Coup auszuführen. Ohnweit Eisenach erfuhr er durch einen Officier, daß die 5000 Mann, welche in Erfurt kapitulirt hatten, von einer schwachen französischen Bedeckung transportirt, die Gegend passiren würden. In diesem Augenblick faßte er sogleich den Entschluß, alles zu versuchen, diese Gefangenen zu befreien. Er wandte nun alle Mittel an, um genau die Stärke der französi-

schen Eskorte zu erfahren. Man versicherte ihm mit vieler Glaubwürdigkeit, daß sich nur 50 Pferde zur Bedeckung bei dem Transporte befänden. Allein so sehr dieß auch seiner Hoffnung schmeichelte, so verführte ihn die geringe Angabe doch zu keiner Nachlässigkeit. Er konnte sich nicht einbilden, daß 9000 Mann von so Wenigen transportirt würden, und machte eine kluge und vorsichtige Disposition, um seiner Sache ganz gewiß zu seyn. Nachdem er sich mit seinen Leuten eine Strecke nach der Gegend, woher sie kommen mußten, begeben hatte, theilte er sein Kommando, legte bei Eicherod in einem dichten Gehölz auf beiden Seiten des Weges ein Versteck und instruirte seine Leute genau, sich nicht eher, als auf ein gegebenes Signal zu rühren. Er selbst begab sich auf einen Ort, von dem er alles genau übersehen konnte. Kaum war eine Stunde vergangen, als er eine lange Staubwolke bemerkte, aus der sich endlich der französische Transport von den gefangenen Preußen entwickelte. Die Eskorte bestand aus 5 Cavallerissen Avantgarde und 500 Mann Infanterie Bedeckung. Die Stärke des Feindes schreckte ihn nicht ab; um diesen aber desto wirksamer zu überrumpeln, ließ er ihn erst zwischen sich durch marschiren. An der Spitze befand sich eine geschlossene Compagnie, an den Seiten war eine vertheilt, und am Ende schloß wieder eine Compagnie. Kaum waren die letzten durch das Versteck passirt, als Hellwig zum Angriff blasen ließ, und zugleich mit verhängtem Zügel von bei-

den Seiten auf den Feind ansprengte. Seine Husaren machten sich, ungeachtet des heftigen feindlichen Gewehrfeuers, bald Platz. Die letzte Compagnie wurde aufgerollt und niedergehauen. Darauf warfen sie sich auf die Tête und andre zerstreute Mannschaft. Der Kampf war hitzig und das Terrain durchaus unvortheilhaft für Cavallerie.

Hellwig wurde durch mehrere Schüsse gestreift, und von einigen Bajonettstichen lädirt, allein seiner und seiner Preußen Bravour vermochten die Franken nicht zu widerstehen. Bald war der Feind theils getödtet, oder er ergriff aus einander gesprengt die Flucht, und Hellwig sah sich als Retter von 9000 Mann seiner Kameraden.

Diese ruhmvolle That krönte noch der glückliche Ausgang, daß sämmtliche Befreite später zu des Königs Armee stießen.

Gern sagte ich dem Leser mehr von diesem jungen Helden, so wie auch von dem Major von Stöffel und Major von Schill, welche sich sämmtlich in dem letzten Kriege durch Beweise ihres Muthes und ihrer Vaterlandsliebe unvergängliche Denkmäler setzten. Allein leider sind ihre Thaten, und die mehrerer anderer braven Officiere, noch nicht hinlänglich bekannt und verbürgt, um sie in einem Blatte aufzunehmen, dessen Tendenz strenge Wahrheit ist.

Ich bitte daher einen Jeden, der Kenntniß von dergleichen schönen verdienstvollen Handlungen hat, sie mir zur Ehre unsers deutschen Vaterlandes mitzutheilen. Wo-

hin so etwas zu senden ist, zeigt das Inhaltsblatt dieses Heftes.

Daß die preußische Cavallerie wohl zu fechten versteht, wenn sie sonst nicht in Defilees gebracht und wenn sie gut angeführt wird, bezeugt auch wohl noch folgendes Beispiel. Ueberhaupt haben die Preußen in den kleinen, einzelnen Scharmützeln des letzten Krieges, wenn der Feind ihnen nicht zu vielfach überlegen war, stets die Oberhand errungen.

Der Lieutenant von Hirschfeld griff mit 30 ermatteten Pferden 62 Mann französische Kerncavallerie, bei Neu-Haldensleben im Magdeburgischen, an, machte 6 Gefangene, 7 Beutpferde, und jagte den im vollen Galopp fliehenden Feind eine Stunde weit über Neu-Haldensleben hinaus. Unter den Gefangenen befand sich ein Unterofficier mit Depeschen des Generals Guyot, aus denen sich ergab, daß dieser General mit einer zahlreichen Cavallerie in Wollmirstädt stehe, und der Marschall Soult ein Lager bei Wansleben bezogen habe.

= Das erste Mal, wie Preußen wieder in einer ordentlichen Schlacht gegen Franzosen standen, zeigte Lestocq, indem er mit 10,000 Mann ihren 30,000 Mann starken Flügel zurückschlug, daß in ihm und in den Seinen noch derselbe Muth, wie einst bei Mollwitz, herrschte.

Geistesgegenwart eines preußischen Dragoners.

In der Schlacht bei Eilau wurde ein preußischer Dragoner Officier tödtlich blessirt. Ein Gemeiner eilte hinzu, und fragte den Sterbenden; ob er ihm in irgend etwas einen Dienst erzeigen könnte. Der Officier zog ein reichgefaßtes Medaillon aus dem Busen, und bat den Dragoner dringend, dieses an eine Dame, welche er genau beschrieb, gelangen zu lassen. Er versprach es, und ritt zurück ins Getümmel der Schlacht. Bald darauf erhielt er eine so starke Wunde an den Kopf, daß er nicht weiter zu fechten vermochte und vom Pferde stürzte. Seine hauptsächliche Sorge in diesem Augenblick war, das Kleinod, welches ihm der Officier als seinen letzten Willen anvertraute, zu retten. Er ließ dem Blut am Kopfe freien Lauf, tauchte sein Schnupftuch darein und wand dieses um seine Hand, in welche er das Portrait nahm. Durch diese List machte er den Feinden, welche ihn übrigens rein ausplünderten, glaubend, er habe einen Schuß in die Hand bekommen, und Niemand fand das ihm Anvertraute. Als später die Franzosen vom Schlachtfelde getrieben wurden, gelang es ihm wieder zu den Preußen zu kommen, und er genoß die lohnende Genugthuung, seinen Auftrag ausrichten zu können.

Tod des General-Lieutenants Grafen von Schmettau.

Ein jeder, der diesen edlen Mann, beseelt von glühender Vaterlandsliebe, gekannt hat, wird gern hier etwas über sein Ende hören. Er befand sich in der Schlacht bei Auerstädt am linken Flügel des bataillirenden Corps, ohnweit dem König, welcher sich ebenfalls immer im dichtesten Feuer und Kampfgewühle aufhielt. General Schmettau hatte mehrere zurück geworfene Regimenter wieder gegen den Feind geführt, und ralliirte eben einige Grenadier-Bataillons, um durch diese mit gefälltem Bajonett in Hassenhausen einzudringen, und durch die Besitznahme dieses Ortes der Schlacht einen wahrscheinlich siegreichen Ausgang zu geben. Die Franzosen sahen aber die Wichtigkeit dieses Postens ein. Sie waren von den Preußen schon ein Mal bis auf Wenige, die sich in die Häuser warfen, hinausgedrängt worden, und vertheidigten daher den Platz hartnäckig. Durch einige Kanonen, die sie sehr zweckmäßig auf einer kleinen Anhöhe placirt hatten, enfilirten sie die Angreifenden, und ihre in den Gärten hinter Hecken und Bäumen gelagerten Tirailleurs, streckten die nahenden Reihen nieder. Schmettau begeisterte eben die Seinen durch eine im-

ponirende Anrede, als ihm eine Kugel in den Leib drang. Er hatte Standhaftigkeit genug, seine Schmerzen zu verbergen. Einem Officier, der das hervorquillende Blut bemerkte und ausrief: „Ihre Excellenz sind ja verwundet!“ — bedeutete er, daß er sich irre, indem das Blut von einem Schnitt herrührte, den er sich aus Versehen mit dem Degen in die Hand gegeben hätte. — Darauf unternahm er einen förmlichen Sturm mit mehreren ausgesuchten Bataillons, die sich freiwillig erboten, mit ihm zu gehen; aber leider traf noch eine Kugel diesen zweiten Schwerin in dem Augenblick, als er im Begriff war, mit der Fahne voraus zu dringen, und machte seinem Leben und der Ausführung des Unternehmens ein Ende.

Der russische Kosacke Simulewitsch.

An der Avantgarde der russischen Armee bei Braunsberg war ein von Kosacken besetzter Posten, den die französischen Vorposten gewöhnlich angriffen. Ein Kosacke war von Chasseurs attakirt, und als diese davon jagten und er ihnen nachsetzte, von einem versteckt gewesenen Tirailleur erschossen worden. Darauf bat ein Anderer seinen Officier, er möchte ihm erlauben, den Platz des Gebliebenen, zu dem sich die Uebrigen eben nicht drängten, zu besetzen. Er ritt nun mit seinem Pferde, welches verhungert und

elend aussah, indem er es fürchterlich mit dem Kannschuh peitschte, vor. Als er auf seinem Platze war, steckte er sein Pfeifchen Tabak an, hüllte sich in seinen Mantel, und schien, so wie das Pferd, einzuschlafen. Allein seine niedergedrückten Augen schossen wild umher.

Da die Kosacken gewöhnlich viel Silber und Gold versteckt bei sich tragen, so glaubten die Franzosen in diesem eine leichte und angenehme Beute zu sehn. Augenblicklich naheten sich zwei Kavalleristen, und in einiger Entfernung der Dritte.

Der Kosacke that, als ob er sie nicht bemerkte, und als sie ihm näher kamen, wendete er sein Pferd und schien vor ihnen zurück zu fliehen. — Als sie ihm aber Stichgerecht waren, warf er sein Pferd schnell wieder herum, schlug mit seiner Lanze ein Rad, und in demselben Augenblick hatte der Eine, welcher sogleich vom Pferde stürzte, einen Todesstich in die Brust, und der Andre einen von hinten zwischen die Rippen. Letzterer kam zwar noch eine Strecke mit seinem Pferde fort, allein in einiger Entfernung sah man ihn absteigen, und sich neben seinem Pferde legen. Mit höhnischem Lächeln ritt nun Simulewitsch auf den Dritten zu, und forderte ihn heraus, allein dieser, der das Schicksal seiner Kameraden sah, schien keine Lust zu haben, sich mit ihm einzulassen, und räumte das Feld.

Der Kosacke hatte bei dieser Gelegenheit dem einen Franzosen ein rothes Band, worauf ein weißer kleiner

Stern fast (wahrscheinlich irgend ein Orden), abgenommen und zeigte dieß Ehrenzeichen, welches er sich in den Bart gesteckten hatte, im Hauptquartier zu Bartenstein.

Etwas vom Regiment von Tschammer.

Unter den traurigen Schicksalen vieler preußischen Regimenter nach der Schlacht bei Jena und Auerstädt, verdient das Regiment von Tschammer, welches sich in allen vorigen Kriegen rühmlichst auszeichnete, auf seiner Retirade einer besondern Erwähnung. Durch forcirte Märsche und den Mangel der nöthigsten Dinge ward dieses Regiment so geschwächt, daß der Kommandeur am 4. November ohnweit Gadebusch, auf offenem Felde von Viertelstunde zu Viertelstunde halten, und die abgematteten Leute wieder Kräfte zum Gehen sammlen lassen mußte. Viele Soldaten starben, nachdem sie sich niedergelegt hatten, vor Mattigkeit, andere vermochten, noch lebend, nicht wieder aufzustehen und fielen dem Feind, der ihnen auf den Füßen folgte, in die Hände. Es war Keiner unter ihnen zu finden, der sich nicht die Füße wund gegangen hatte. Rührend war es zu sehn, mit welcher Liebe und Treue zu ihrem König diese Leute sich noch suchten fortzuhelfen, indem ihnen beinahe alle Kräfte dazu mangelten. Sämmtliche Offi-

ciers von oben herunter verließen ihre Pferde, gingen neben ihren Kameraden her und theilten ihr Geld und ihre Kräfte mit den Bedürftigen. Selbst die ältesten Befehlshaber des Regiments gingen an der Spitze zu Fuß, um ihrer Leute Muth zu beleben.

Der Lieutenant v. L., ein patriotisch denkender edler junger Mann, trat vor seine Kompagnie, die ihn mit betrübten Augen anblickte, zog seine Börse und vertheilte seine ganze Barschaft unter die Leute, indem er sagte: „ich will nichts vor Euch voraus haben.“ Er selbst behielt nicht mehr für sich, als er jedem Einzelnen gereicht hatte.

Durch das langsame Fortkommen gerieth dieses Regiment nicht selten hinter die Arriergarde. Bei Gadebusch umringten es zwei französische Kavallerie-Regimenter, um es gefangen zu nehmen, es ordnete aber rasch seine Reihen und entzog sich durch eine tapfere Gegenwehr und den Verlust von 1 Officier und 10 Mann der Gefangenschaft.

Da durch diese letzte Anstrengung die Lage seiner Leute immer bedenklicher wurde, so sendete der Kommandeur zu dem General von Pellet, unter dessen speziellem Befehl er stand, und ließ ihn um Unterstützung und Rath bitten. Nachdem sich aber dieser General von dem Schicksal des Regiments überzeugt hatte, hielt

er es für unmöglich etwas für daſſelbe zu thun und überließ es ſeinem Schickſale.

Schon verzweifelte es an ſeiner Rettung, als der General v. Blücher hiervon Nachricht bekam. Er ließ ſogleich eine Kolonne halten, zog es an ſich und brachte es durch andre Hülfen mit fort.

In Lübeck hielt ſich das Regiment vortreflich; es war mit unter den Bataillons, welche am Mühlen- und Horſterthor einen ſo ſchönen als entſchloſſenen Coup machten. Der Feind, der das Burgthor genommen hatte, drang die Königsſtraße hinauf, um dem Marſchall Soult und Großherzog von Berg die andern Thore zu öffnen; die preußiſche Beſatzung ward hierdurch im Rücken und von vorn angegriffen. Sie ließ aber ihr drittes Glied kehrt machen und leiſtete, beſonders das Regiment Tſchammer, einen dem Feinde unerwarteten hartnäckigen Widerſtand. — Mit Hülfe der Cavallerie ward auch der Feind nach dem erſten Vordringen wieder in die Königsſtraße zurückgeworfen. Dieſe Entſchloſſenheit des Regiments trug viel dazu bei, daß es dem General v. Blücher gelang, mit ſeinen Truppen aus der eroberten Stadt zu kommen, und das Regiment entſchädigte ihn hinlänglich für die Sorge, die er für daſſelbe getragen hatte.

Drei preußiſche Huſaren.

Drei Huſaren vom Regiment Blücher, welche bei Lübeck kapitulirt hatten, fanden ein Mittel nach England hinüber zu kommen. Der Oberſt von Mosheim, ein engliſcher Officier, nahm ſie in ſeinen Dienſt. Den einen, welcher ihm vorzüglich gefiel, ſtellte er als ſeinen Kammerdiener an, und faßte bald ein ſolches Zutrauen zu ihm, daß er ihn ohne Bedenklichkeit über alle ſeine Sachen gehen ließ. Die übrigen beiden behielt er auch als Bediente, bis zu einer andern Verſorgung, bei ſich. Der Oberſt und dieſe drei gingen bei der letzten Expedition der Engländer mit nach Kopenhagen, und der eine Huſar hatte ſtets eine Chatulle, in der einige tauſend Guineen waren, und ſeines Herrn ſämtliche Schlüſſel, unter Aufſicht. Als er erfuhr, daß ſich die Engländer wieder einſchiffen würden, erſuchte er ſeinen Herrn, ihn zu entlaſſen, indem er ſeinem Vaterlande jetzt wieder näher wäre. Der Engländer ſchlug dies rund ab.

In der Nacht vor der Einſchiffung vermißte der Oberſt Mosheim, welcher nicht einmal in ſeinem Quartier war, ſondern entfernt davon etwas zu beſorgen hatte, ſeine drei Leute. Er hatte noch kurz vorher ſeine ſämtlichen Schlüſſel dem Kammerdiener gereicht. In

der traurigen Ueberzeugung, daß man ihm alles würde genommen haben, eilte er nach Hause.

Er fand aber daselbst alles in der besten Ordnung und ihm fehlte auch nicht das Geringste, weder an Geld noch an andern Sachen. Sogar hatten die drei ehrlichen Leute einige Kleidungsstücke, die sie vom Obersten erhielten, zurückgelassen. Auf dem Tische seines Zimmers befand sich ein Billet von seinem treuen Diener, worin er seinem Herrn anzeigt, daß er dem Drange, nach seinem Vaterlande zu eilen, nicht widerstehen könnte, und ihn daher verlassen müßte. Zugleich dankte er ihm für alles Gute, was er ihm in seiner unglücklichen Lage erzeigt habe. Er bemerkte noch, daß man sich keine Mühe geben möchte, ihn wieder zu bekommen, weil er sich schon bereits mit seinen Kameraden an sicherm Ort befände, und doch auf keinen Fall mit nach England gehen würde.

An den Lieutenant von Thadden, der zu Lübeck im Burgthore von einer Granate getödtet wurde.

Du, der oftmals in vertrauter Stunde
Deines Herzens Wünsche mir genannt, —
Oftmals sprachst mit unverstelltem Munde:
„Süß ist doch der Tod furs Vaterland!

Früher, als ein wohlverdienter Orden,
Als ein Kranz von Lorbeer dich umwand,
Iſt Dir nun der ſchöne Tod geworden,
Doch zu früh der Tod für's Vaterland.

So wie Kleiſt, war Dir die Huld der Muſen,
Mavors und Minervens Gunſt beſchert, —
Edlen Sinn trugſt Du im jungen Buſen,
Ja Du biſt des Edlern Thräne werth! —

Süß iſt's wohl und ehrenvoll zu fallen;
Schön iſt's wahrlich und beneidenswerth,
Wenn um ihn den Siegsgeſang erſchallen,
Der Erblaſſende Trommeten ſchmettern hört.

Doch wenn über Dich die Feinde dringen,
Und der Freund Dein heilig Grab verließ,
Nicht die Deinen Dich zur Ruhe bringen
Und des Unbekannten Fuß Dich ſtieß; —
— dann iſt ehrenvoll der Tod des Helden,
Dem zwar minder ſüß die letzte Stunde iſt. —
Deine Thaten wird ein Freund doch melden,
Wenn Du auch kein Furſt der Erde biſt.

Wild drang der Feind am Burgthor an. —
Da ſtandeſt Du mit wenig Mann
Im engen Kreis am Thor: —
Und immer weiter drang er vor,

Er warf zurück die Reiterei,
Sie sprengten rauschend Dir vorbei; —
Doch mußte er vor Deinen Schlünden
Die Hemmung seines Andrangs finden.
Es riß in seine feste Reihn
Gewaltig die Kartätsche ein. —

Du schossest hin, sie schossen her
Mit schmetternden Granaten;
Es fielen um Dich immer mehr
Der schützenden Kameraden,
Die Kugel schlug im Mauerstein
Wie in des Kriegers Schädel ein.

Da tratest Du zum Feuerrohr,
Das Leichen nur umlagen,
Und schwangst die Lunte selbst empor,
Das Letzte noch zu wagen.

Da kracht und zischt es fürchterlich,
Es schwärzte sich der Himmel;
Und hin zum Orkus riß es Dich
Hinab aus dem Getümmel.

Tapferkeit zweier däniſchen Seeofficiere gegen weit überlegene engliſche Gewalt.

Aus dem Blatte: Dänemark im Jahr 1807.

Nach eingelaufenen Rapporten vom Herrn Commandeurcapitain Sneedorf, Chef der Seedefenſion in Norwegen, wurde das Linienſchiff, Prinz Chriſtian Friedrich, welches in Chriſtianſand lag und vom Capitain Jeſſen kommandirt wird, am 27. September zur Uebergabe aufgefordert von dem engliſchen Commandeur Stafford, Chef einer aus zwei Linienſchiffen, zwei Fregatten und einem Brigſchiffe beſtehenden feindlichen Escadre, welche ſeit dem 17ten September den Hafen von Chriſtianſand blokirt und durch ausgeſchickte Fahrzeuge beunruhigt hatte. Die Aufforderung war des Inhalts, daß die däniſche Flotte durch die Capitulation von Kopenhagen an die engliſche Uebermacht wäre übergeben worden, und der Commandeur Stafford deshalb von Admiral Gambier beordert ſey, das Linienſchiff, Prinz Chriſtian Friedrich, in Beſitz zu nehmen; daß der Commandeur hoffe, der Chef des däniſchen Linienſchiffes würde, da die engliſche Force der ſeinigen ſo weit überlegen wäre, um der Stadt Chriſtianſand zu ſchonen, und unnützes

Blutvergießen zu ersparen, das von ihm befehligte Schiff übergeben. Capitain Jessen antwortete: daß das Schiff, welches er zu kommandiren die Ehre hätte, keinesweges in der Capitulation von Kopenhagen einbegriffen seyn könnte, und es würde bis aufs Aeußerste, auch gegen jede noch so überlegene feindliche Macht vertheidigt werden; übrigens wäre ihm die Schuld nicht beizulegen, wenn durch barbarisches Betragen der Engländer irgend ein Unheil die Stadt Christiansand träfe. Nachdem die Aufforderung auf diese Weise abgewiesen war, wurde von der englischen Escadre ein Angriff versucht, welcher aber durch die Unterstützung von fünf Kanonierschollen unter der Anführung des Capitainlieutenants Bille dergestalt abgeschlagen wurde, daß die Jollen die feindliche Escadre auf ihrer Retirade verfolgten. Nach der eigenen Aussage englischer Offiziere in Kopenhagen, hat die feindliche Escadre in dieser Affaire beträchtlich gelitten, während unsrerseits keiner weder getödtet noch verwundet wurde. Inzwischen fuhr die feindliche Escadre fort, den Hafen von Christiansand zu blokiren; da aber Capitain Jessen Ordre hatte, wo möglich eine Vereinigung zu suchen mit dem Commandeurkapitain Sneedorf, der mit dem Linienschiffe Prinzessin Louisa Augusta und dem Brigschiffe Lougen in Fredriksvärn lag; da auch die Stadt Christiansand durch einen erneuerten Angriff großer Gefahr ausgesetzt seyn würde, entschloß sich Capitain Jessen, den Hafen zu verlassen, segelte in der

Nacht zwiſchen dem 29. und 30. September mitten durch die feindliche Eſcadre, und war ſo glücklich, ſich am 1. Oktober mit den Schiffen in Fredriksvärn zu vereinigen.

Vom Capitainlieutenant Meſer, Chef der Fregatte Diana von 20 Kanonen, beſtimmt nach Algier und Weſtindien, iſt ein Rapport, d. Hafen von Carthagena den 22. Sept. 1807, und zwar folgenden weſentlichen Inhalts, eingelaufen: Nachdem ich am 12. Sept. d. J. die Rhede von Algier verlaſſen hatte, wurde das mir anvertraute Schiff in der See beträchtlich beſchädigt. Ich berief ſogleich eine Commiſſion zur Unterſuchung der Sache, und da nach dem Urtheil derſelben, die Fortſetzung der Reiſe nicht rathſam befunden wurde, entſchloß ich mich, den Hafen von Carthagena zu ſuchen, als den einzigen Ort, wo ich glaubte, die Ausbeſſerung des Schiffs bewerkſtelligen zu können. In einer Entfernung von ungefähr ſechs Meilen von Carthagena begegnete mir eine engliſche Orlogsfregatte von 44 Kanonen, welche über 24 Stunden mit aller Force der Segel auf mich Jagd machte. Gegen 8 Uhr des Abends, als es anfing dunkel zu werden, war die Fregatte beinahe eine Meile von mir entfernt. Des Morgens beim Aufgang der Sonne betrug ihre Entfernung nur noch eine halbe Meile, und durch Hülfe aller Segel ſuchte ſie näher zu kommen. Um 6 Uhr zog ich unter Abfeuerung eines Schuſſes Flagge

und Wimpel auf. Die Fregatte antwortete erſt nach Verlauf einer halben Stunde mit einem Kanonenſchuß, ſchickte mir aber unmittelbar darauf einen ſcharfen Schuß vorne vorüber, welchen ich ſogleich mit einem ſcharfen Schuſſe beantwortete, worauf alsdann die Fregatte die engliſche Flagge und Wimpel aufzog. Da ich durch Segeln der Fregatte den Vorſprung nicht abgewinnen konnte, ließ ich die unterſten Segel fallen, um ſie zu erwarten. Nachdem wir eine Weile gelegen und uns angeſehen hatten, beſchloß ich auf die Fregatte herab zu ſteuern, um ihr zum Schuß näher zu ſeyn, ihr, wenn ſie feindlich verfahren wollte, ſogleich die volle Lage von hinten herein zu geben, und alsdann durch Manövriren mich ſo in den Vortheil zu ſetzen, daß ich in einer kurzen Entfernung ihr gehörig zuſetzen konnte. Als ich mich der Fregatte näherte, wurde gefordert, daß ich einen Officier an Bord ſchicken möchte. Ich ſchlug dieſe Forderung ab, erlaubte aber, einen Officier zu mir an Bord zu ſchicken. Der Officier kam ſogleich, fragte nach meinem und des Schiffes Namen, und bat mich ſehr inſtändig, in derſelben Lage zu bleiben, bis er wieder an Bord ſeines Schiffes gekommen wäre. Nun ließ ich den Lieutenant Lous an Bord der engliſchen Fregatte gehen, um den Capitain zu komplimentiren. Der Capitain erzählte, daß England mit Dänemark in Krieg verwickelt wäre, und Kopenhagen von 12000 Mann engliſcher Truppen eingenommen. Als der Lieutenant Lous wieder an Bord kam,

und mir dieſe Neuigkeit erzählte, wunderte ich mich ſehr, daß der Capitain nach ſo vieler Großſprecherei ſich nicht mit mir ſchlagen wollte, ob ſchon mein Schiff um ſo viel kleiner war. Ich drehete nun ab und ging nach Carthagena, gefolgt von der engliſchen Fregatte bis dicht vor dem Hafen dieſes Orts. Den 18. September ankerte ich im Hafen von Carthagena; den 19. des Nachmittags erſchien die engliſche Fregatte vor dem Hafen; den 20. waren zwei engliſche Fregatten daſelbſt; ich vermuthe, daß die erſte die zweite geholt hatte, da ſie es nicht wagte, allein mit mir anzubinden.

Politiſche Anekdoten.

Ein neues Spiel.

Im Sommer 1807, als eine ſpaniſche Armee Hamburg beſetzt hatte, ward dieſen Soldaten das Kartenſpiel, welches nicht ſelten zu Exceſſen Anlaß gab, unterſagt. Da ſie gewohnt waren ſich die Zeit mit Spielen zu verkürzen, ſo fielen ſie auf das Würfeln; auch dieß ward verboten. Die Spanier waren untröſtlich, und wußten nicht, was ſie vor langer Weile anfangen ſollten. Bald hatten ſie aber ein neues Spiel erfunden, welches ſo originell als neu iſt.

Es legten sich mehrere Burschen auf der Straße in Sonnenschein, und jeder hielt ein Stück weißen Zucker in der Hand. Auf wessen Zucker sich die erste Fliege setzte, der hatte gewonnen.

Der Schreibfehler

Vor einigen hundert Jahren wurde bei einer Königskrönung dem Konsistorium zur Krönungspredigt der Text Psalm 21, Vers 7 und 8 gegeben. Dort heißt es;

V. 7. „Denn du setzest ihn zum Segen ewiglich, du „erfreuest ihn mit Freuden deines Antlitzes."

V. 8. „Denn der König hoffet auf den Herrn und „wird durch die Güte des Höchsten fest „bleiben."

Der Schreiber irrte sich in der undeutlich geschriebenen Zahl, und setzte statt des 21. Psalm, den 22. Psalm Vers 7 und 8 an. Hier heißt es:

V. 7. „Ich aber bin ein Wurm und kein Mensch, „ein Spott der Leute und Verachtung des „Volks."

V. 8. „Alle die mich sehen, spotten meiner, sper„ren das Maul auf und schütteln den Kopf."

Treue eines Hundes.

Diese wahre Begebenheit, die sich in den letzten Jahren bei der Belagerung von Gaeta zutrug, verdient der Vergessenheit entrissen zu werden.

Während des Bombardements dieser Festung befand sich eine Magd, ein kleines Kind, welches im Bette lag, und ein großer Pudel in einer abgelegenen Wohnung. Plötzlich schlug eine Bombe durch die Stube, worin sie waren. Die Magd stürzte halb bewußtlos von dem furchtbaren Lärm erschreckt hinaus, und eilte zur Wohnung eines Nachbarn. Nachdem sie sich von ihrem ersten Schrecken erholt hatte, fiel ihr das Kind ein, und sie kehrte zurück, um zu sehn, was aus ihm geworden wäre. Als sie aber in die Stube trat, fand sie diese zu ihrem größten Erstaunen leer. Aus dem unbeschädigten Bette konnte sie ersehn, daß die theilweise eingestürzte Decke das Kind nicht getroffen hatte. Sie folgte dem Pudel, der heftig an ihr heransprang und freudig mit dem Schwanze wedelte, die Treppe hinunter, welcher sie auf den Hof zu einem Mißberge führte, wo er das Kleine hingeschleppt hatte. Sollte man einem solchen Thiere Ueberlegung absprechen können? Herr Dr. Gall würde den Schädel dieses Hundes gewiß theuer bezahlen, um Versuche über das Organ der Theosophie bei ihm anzustellen.

Vorwurf über zu viel Gedichte.

Man wirft mir vor, daß ich zu viel Gedichte in die Löfheimer einrücke. Ich verstehe diesen Vorwurf nicht! —

Die Dichtkunst ist die höchste Vollkommenheit der Rede, sie ist eine Sprache, in welcher wir die todten Worte zu einer lebenden Melodie hervorgehen lassen, und sie mit den Empfindungen unsers Herzens vereinigen. Sie macht den Busen für das Große und Schöne empfänglicher; und aus ihrem Munde tönt die höchste Philosophie, die ergrübelteste Weisheit, die kindlichste Einfalt, gleich mild und angenehm dem Lehrer wie dem Schüler.

Unsre deutschen Väter verweilten so gern bei den Gesängen ihrer Barden, welche ihre ruhmvollen Thaten und den Tod der in der Schlacht Gebliebenen mit ernstem feierlichen Tone meldeten; warum soll ich, dem es so wohl thut, sagen zu können, ich bin ein Deutscher, der ich so gern die einfachen schönen Sitten des herrlichen deutschen Volkes beibehalten möchte, warum soll ich Euch Deutschen nicht von denen singen, deren Grabhügel die bebenden Ruinen unsers Ruhms stützen? —

Unser deutscher Euripides sagt: —

„Und wie nach hofnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz
Ein Kind mit heißen Reuethränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz,
So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.“

Louis Ferdinand.

Eine Phantasie.

Nur dieses fühl' ich, und erkenn' es klar:
Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld.

Schiller.

Mit junger Kraft trat er hinaus ins Leben,
Der Genius, der kühn den Fittig schwang,
Begann sich freier, göttlicher zu heben,
Er sah die Horen, die Chariten schweben,
Dem Ohr ertönte Castalidensang.

Entzückend, wie der Ton der Götterlieder,
Schien ihm der Sphären schön verschlungner Tanz,
In ihnen fand er jene Formen wieder,
Und auf die Erde strahlten sie hernieder,
Und mild erschien sie, zauberisch, im Glanz.

Er sah sie flammen in den weiten Fernen
Im ewgen Licht, das immer neu sich schafft,
Von ihnen wollt' er ewges Wirken lernen,
Die Welt beglücken gleich den schönen Sternen,
Harmonisch ihnen, — Er mit seiner Kraft.

Schön lächelt anfangs ihm die Welt entgegen,
Der Jugend Traum scheint herrlich ihm erfüllt,
Und die Gefühle, die sich in ihm regen,
Umfächeln ihn auf mühevollen Wegen,
Ihn stärkt des ewgen Ideales Bild.

Doch bald sieht er, daß die entstellten Herzen
Auch keine Kraft zum einzig Wahren lenkt,
Er sieht die Frechen mit dem Heilgen scherzen,
Verhüllt sein Haupt in tiefen Seelenschmerzen,
Und flieht, indem er seine Fackel senkt.

Die Jugend brauste: aus der Wogen Schäumen
Entstieg, wie Venus Amathusia,
Der hohe Geist zu ewig schönen Räumen,
Und sieht das Land, was er in seinen Träumen
Hienieden schon im Zauberspiegel sah.

In jenen heilgen Götterregionen
Empfindet er der reinen Seele Glück:
Und ja! die Erde, welche wir bewohnen,
Mit dem Gepränge ihrer goldnen Kronen
Wird nur ein kleiner Punkt für seinen Blick.

Druckfehler des ersten Heftes

die sich wegen der Entfernung des Druckorts eingeschlichen habe

Seite	9	Zeile	5	v. unten,	statt Rund lies: Run
—	15	—	2	— —	statt 20,000 lies: 10,000
—	24	—	3	v. oben,	lies: von der Parade gehn.
—	29	—	3	— —	statt Junkers lies: Junker
—	31	—	6	v. unten,	statt erwog das lies: erwog er das.
—	—	—	4	— —	statt Einziger lies: Einz'ger
—	41	—	12	v. oben,	statt es widersprechen lies: widersprechen
—	50	—	1	v. unten,	statt Leuten lies: Leute.
—	56	—	10	v. oben,	statt Oeterode lies: Osterode.
—	63	—	8	— —	statt Solcimann lies: Soliman.
—	—	—	9	— —	statt Goletta lies: Goletta
—	93	—	4	— —	statt um Dir lies: um Dich

Löscheimer.

Herausgegeben

von

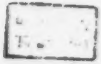
H. v. L—n.

Ein

Journal in zwanglosen Heften.

Drittes Heft.

1808.



Inhalt.

Ueber die Lage der unglücklichen deutschen Offizianten, welche im Herzogthum Warschau ihrer Stellen entsetzt sind . . . . . Seite 1

Antwort auf eine Bemerkung über meine Löscheimer in der allgemeinen Zeitung 5

An den Frieden. (Sonett) 6

Glück des Krieges. (Phantasie.) 7

Bemerkungen zu dem ersten Aufsatz des 8ten Stücks der Feuerbrände: „Unser Adel.“ 9

Bemerkungen über das preußische Officier-Corps. Von dem Herrn R. L. in Magdeburg eingesandt . . 28

Der Kapitain von Braun bei Danzig 33

Berichtigung einer unwahren Nachrede in den nordischen Miszellen 35

Der preußische Cornet am 14. Oktober 1806. (Eingesandt.) 47

Betrachtungen über die Kriegszucht bei den verschiedenen Völkern. (Fortsetzung.) 52

Gedanken beim Anblick eines Säuglings an der Mutter Brust 67

Auszug aus einem Briefe von B. in Paris . . 69

Ueber die letzte Schrift des Herrn von Berlepsch, ehemaligen Hofraths ꝛc. von einem preußischen Patrioten. 72

Fortsetzung der Beobachtungen über Polen und dessen Schicksale . . . . . Seite 79

Fragment einer Standrede am Sarge des deutschen Reichskörpers 86

Der Einzug des Fürsten von Neufchatel und Valengin in sein Fürstenthum, im Jahr 1657 . . 102

Ueber die Juden in den preußischen Staaten . . . 103

Ein Gespräch zwischen Friedrich II. und Joseph II. . 113

Marlborough 115

Der neue Herostrat 117

Die Reise nach Memel 117

An die Denker der Zeitbegebenheiten 117

An von C. 117

Parodie des Schillerschen Reiterliedes aus Wallensteins Lager 118

Anekdoten 120

Aufforderung 123

Ihr wollt mit Freuden Euch erquicken,
Ihr schmachtet nach Ergötzlichkeit —
Das Mittel ganz Euch zu beglücken,
Liegt Euch so nah! — Ihr sucht so weit! —

Ueber die Lage der unglücklichen deutschen Offizianten, welche im Herzogthum Warschau ihrer Stellen entsetzt sind.

Ihr, die ein warmes Gemach wirthlich schützt, derer die Freuden eines sättigenden Mahls harren, die ihr die ermüdeten Glieder auf weichen Kissen zur Ruhe strecken könnt, ihr, die ihr noch berauscht vom Weine des Mittags, am Abend schon wieder den Becher duftend füllt, — haltet einen Augenblick ein im seligen Genusse und erblickt das Elend dessen, der jetzt hinausgestoßen von allen Mitteln, von aller Hoffnung, von allen Freuden, das Stück Brot nicht besitzt, seinen Hunger zu stillen, und wenn er es hat, dieses mit Thränen netzt; — gedenket der Leiden derer, die nicht eine Decke finden, die zitternden Glieder zu wärmen. — Gedenket ihres unverschuldeten Unglücks! —

Und ihr, die ihr im köstlichen Prunk kalt und ohne Thränen den Jammer dessen sehn könnt, der aus demsel-

ben Fleische und Blute wie Ihr geschaffen ist, erzittert vor dem Ungeheuer, das Ihr im Busen tragt, — erzittert vor dem Augenblick, wo einst der Bettler vor dem Fürsten einher gehn, und ein strenger Richter sich dessen nicht erbarmen wird, der sich seines Nächsten nicht erbarmte! —

Doch dir galten diese Worte nicht, edler Mann, — der du hervor trittst und ausrufst, wo ist er, der Schmachtende? daß ich mein Gewand mit ihm theile, ihn mit Speise und Trank laben könne; der du deinem Munde den süßen Trunk entsagst, aufstehest und fragst: wo ist mein Bruder, daß er an diesem Glase mit mir anstoße und sich sein verzagendes Herz im Safte der Trauben erquicke?

Für dich waren meine harten Worte nicht, du Edle, die von Mitleid erglühend, die Perle vom Busen reißest, um sie dem Darbenden zu reichen, du, deren Stirne ein köstlicheres Perlendiadem von hier getrockneten Thränen einst herrlich umglänzen wird.

Dort in Polens unwirthsamen Wüsten schleichen sie umher, die unglücklichen Familien, die eurer Hülfe so sehr bedürfen. Vor kurzem waren sie in preußischen Diensten, bei einem mäßigen Auskommen, bei einfachen Sitten, wohlhabend und zufrieden. Unter niedrigem Dache lebte so mancher glückliche Vater, so manche frohe Gattin vom lächelnden Kreise gesunder Kinder umspielt. Sie ahndeten nichts von dem Elend, was sich wie ein zertrümmernder Bergsturz auf sie herabwälzte. — Der Krieg nahm

ihnen Habe und Gut, allein sie trugen alles Unglück mit Geduld und hofften auf die Rückkehr friedlicher Zeiten, denn der Schuldlose blickt heiter in die Zukunft. Doch das Schicksal wollte es anders, Alle deutsche Offizianten wurden ihrer Stellen, ohne irgend eine Pension bis jetzt, ohne irgend ein Mittel sich ehrlich zu nähren, entsetzt.

Entstellt, mit bleichem Gesichte, in die Zukunft wie in ein gähnendes Grab blickend, kehren sie nun verzweifelnd ihrer Thüre den Rücken, schauen mit thränendem Auge noch einmal zurück zum Gärtchen, das sie so lange nährte.

Dort in wilden unbewohnten Wäldern, auf schneeigten Haiden, unter zerstreuten Hütten, wird ihnen nicht einmal der schauerliche Trost, — vor fremden Thüren ihr Brot zu betteln. Viele verschmachteten schon in ihrem Elende, viele Glücklichere als die, welche sie überlebten. Seht dort das Paar mit unbedeckten wundgegangenen Füßen wild irrend umher eilen, als wollte es der Wuth des Winters entlaufen. Nicht ihr eignes, das Elend der Kinder zerknirscht sie. Fürchterlich schreien sie die Aeltern um Brot an. Was haben sie verschuldet, diese wimmernden Kleinen, daß sie verhungern, erfrieren sollen.

Es sind Menschen, es sind Deutsche, ihr deutschen Brüder! —

Gerechterweise hat die Stadt Dresden eine Samm-

lung für diese Armen übernommen. Die Beiträge werden an das Hofpostamt daselbst eingesendet.

Wer ein deutsches Herz im Busen trägt, muß hier etwas geben! Laßt uns der Welt zeigen, daß Deutsche ihre Brüder nicht verschmachten lassen, so lange sie noch den Bissen haben, ihn zu theilen! — In jeder Gesellschaft, — im kleinsten frohsten Zirkel, gehe einer umher, sammle und bitte für sie! — Er sammlet für die Ewigkeit, und jeder Geber wird noch nach Jahren einen solchen Tag mit hellrother Farbe in seinem innern Erinnerungsbuche angeschrieben finden.

Der, welcher nicht so menschlich ist, sich einen Mittag zu mäßigen, eine Stunde zu frieren, eine Komödie weniger zu sehen, — um Andre vom Hungertode zu retten, — dieser Unmensch gebe nur das, was er seinem Hunde in einer Mahlzeit vorwirft, — wenn es ihm sonst die Mühe lohnt, — und er wird wenigstens einen Menschen sättigen.

Doch laßt uns bald etwas thun, laßt uns viele einzelne Scherflein sammlen, sie werden vereint eine Summe machen! — Eilet, eilet, bevor sie einsam und verlassen am Wege dahin sinken, und die Ruhe und Zufriedenheit des menschlich Denkenden mit in ihr Grab hinabziehen! —

Wenn wir alle zusammen träten, und jeder die Elle Tuch zu seinem Prahlkleide nur einen halben Thaler wohlfeiler kaufte, und dieses Ersparniß den armen Nothleidenden in Polen sendete, so wäre ihnen geholfen. Dieser

gröbere Ueberrock würde seinen Herrn schöner als die feinste Seide, als der reichste Purpur zieren, er würde ihm ein Talisman gegen alles Uebel, gegen Krankheiten seyn, er würde sich so leicht und so behaglich tragen: denn unser geistiges Bewußtseyn ist die einzige Quelle unserer Freuden, ein heiteres Herz schafft hohes Wohlseyn.

Wohlzuthun ist die höchste Wollust! — Wer sie einmal fühlte, ist ewig ihr unterthan.

Thränen verwandeln
In heitern Blick, —
Göttlich zu handeln
Sey unser Glück!

Antwort auf eine Bemerkung über meine Löscheimer in der allgemeinen Zeitung.

Jede Recension meiner Schrift ist mir stets von dem gesetzten und überlegenden Manne lieb und belehrend. — So die in der benannten Zeitung.

Auf die Bemerkung: daß der erste Heft der Löscheimer auch Zänder enthalte, antworte ich: „Die Tendenz meiner Schrift ist nicht, das Geschehene, unter dem sich natürlich viel nicht zu Entschuldigendes befindet, zu bemänteln und zu beschönigen. Obgleich mein Wunsch und mein Hauptzweck ist, das vorgefallene Gute und Edle unserer Nation, an dessen Existenz man allgemein

zu verzweifeln ſchien, bekannt zu machen, ſo wird man mich doch eben ſowohl unverſtellt und wahrhaft bei der Geſchichte des Fehlenden finden, die ich berühren mußte. Indem ich unparteiiſch die eigentlichen Urſachen unſers Sturzes unterſuche und wohlgemeinten Rath zur Auferſtehung darzulegen wage, hoffe ich die Gluth, welche andere Schriften falſcher unkundiger und giftiger Anſicht nähren, zu löſchen.

An den Frieden.

Sonett.

Schweigt denn nimmer dieſe holde Erde
Von dem Donner, der Verderben hallt?
Blühet jede liebliche Geſtalt
Nur, daß ſie von ihm getroffen werde?
Komm herab auf deinem Sonnenpferde,
Schöner Friede, dem mein Loblied ſchallt:
Mit der Sanftmuth himmliſcher Gewalt
Nahe uns, mit fröhlicher Gebärde.
Wandle du das Feld voll Blut und Graus
Wieder um in ſegenreiche Saaten,
Führe du nach mannhaft kühnen Thaten
Unſre Krieger in der Väter Haus,
Gib den edlen Herrſcher uns heraus,
Deſſen Wohl wir oft von Zeus erbaten.

Glück des Kriegers.

Phantaſie.

In des Kriegs geordnetem Getümmel
Laß uns ſchlummern unter freiem Himmel,
Wo die Morgenſonne uns begrüßt,
Wo nach heißer Tage ſchönen Scenen
Unter ſchmetternder Trompeten Tönen
Man mit Eintracht froh den Tag beſchließt.

In des Friedens vielbeſtäubten Schranken
Da erſterben langſam die Gedanken,
Und der Geiſt wird nur durch Krieg geweckt.
Neid und Haß verbittern dort die Tage,
Während man der Herzen ſtille Plage
Durch der Etikette Zwang bedeckt.

Um den Schmerz, um Unglück ſtets zu meiden,
Raubt der Menſch ſich dort die ſchönſten Freuden,
Und ſein Glück iſt ſeine größte Laſt.
Höchſter Zweck iſt ihm ſein armes Leben,
Denn das reiche kann er nicht erſtreben,
Weil ſein trüber Sinn es nimmer faßt.

Schmerz ſey Uebel! wähnen dieſe Thoren.
Unter Schmerzen wird der Menſch geboren,
Und mit Schmerzen geht er aus der Welt:
Denn der Geiſt mit ſeinen Himmelsgaben
Iſt weit über Tod und Schmerz erhaben,
Der den Körper, und nicht ihn befällt.

Schöner iſts, auf feindlichen Geſtaden
Blutend liegen auf des Sieges Pfaden
Mit dem Schwerte, das man muthig ſchwang,
Als auf ſeidnen angeerbten Decken
Seiner Glieder träge Laſten ſtrecken
Bei der Langenweile ekkem Zwang.

Süßer iſts, in ſeiner Streiter Händen
Seines Lebens ſchöne Laufbahn enden,
Tief durchbohret in der blutgen Bruſt,
Als in großen hohen Marmorſälen
Cour annehmen von den niedern Seelen,
Seiner innern Niedrigkeit bewußt.

Laßt den Schreibern ihre Equipage!
Euch genügt ja eure kleine Gage,
Und Erinnrung mancher edlen That.
Euer Haupt, geſchmückt mit Lorbeerkränzen,
Beugt ſich nie vor jenen Excellenzen,
Die der Scribler zitternd oft erbat.

Schöner Stand, den ich mir früh erwählte,
Deſſen Ruhm mein junges Herz beſeelte,
Stand des Kriegers, ſtets blieb ich dir treu:
Auch als Greis in ſilberweißen Haaren
Bleibt mein Blut geweihet den Gefahren,
Scheint das alte Leben immer neu.

Wohl mir, wenn ich auf der Ehre Wegen,
Mit von Feindesblut gefärbten Degen
Freudig ſinke für das Vaterland:
Wenn ich fallend: Vorwärts Kinder! rufe,
Und mein Geiſt auf einer höhern Stufe
Nachfühlt, was hienieden er empfand.

Dann verkünde keine Marmorplatte,
Daß ich war ein frommer Ehegatte,
Keine Pracht begleite mich hinab:
Dumpf ſoll nur der Todtenmarſch erſchallen,
Dreimal der Musketen Salve knallen,
Eine Roſe blüh' auf meinem Grab.

Bemerkungen zu dem 1ſten Aufſatz des 8ten St. der Feuerbrände: „Unſer Adel.“

Seinem in dieſer bekannten Zeitſchrift angenommenen Charakter gemäß, ſchleudert der Verfaſſer ſeine lodernden

Brände diesmal auf den Adel, sowohl im allgemeinen, als vorzüglich auf den preußischen und im Bezug auf den letzten Krieg insbesondre auf den im Militair stehenden Adel. Ihm, in welchem er mit sophistischer Beredtsamkeit das Urbild aller moralischen, geistigen und physischen Schwäche, Verkehrtheit und Verderbtheit grell und schreiend malt, schiebt Er mit fast fanatischem Eifer die Mißlingung aller Operationen, den Verlust aller Schlachten, — den Erfolg der traurigen Katastrophe des Schicksals Preußens zu. Es bedurfte in der That eines brennenden Kopfes und kalten Herzens solche Behauptungen aufstellen zu können; und wie eine Feuersbrunst, blind wüthend, das Verdorbne und Untüchtige wie das Brauchbare und Treffliche ergreift und verschlingt, so strömt des Verfassers Rede schonungslos über die ganze zahlreiche Klasse des Adels her, reißt alles nieder und vernichtet alles, was sie in der Eile des Erguſſes erreichen konnte. —

Schon seit der französischen Revolution, die auf die Denkweise und die Ueberzeugungen des gebildeten Europa so entscheidend wirkte, wurden aufs neue, unter vielen andern Gegenständen, auch die privilegirten Stände und der Erbadel zur Sprache gebracht und häufige Untersuchungen über ihre Schädlichkeit und Unzulässlichkeit auf der einen, und über ihre Statthaftigkeit und Nothwendigkeit auf der andern Seite, angestellt. Es war natürlich, daß ein so ungeheurer Schritt wie der,

den Adel einer Nation von 25 Millionen Menſchen auf-
zuheben, und eine völlige Gleichheit der Stände zu con-
ſtituiren, die Aufmerkſamkeit aller Beobachter weckte,
und die Frage erregte: ob es nicht in jeder, oder doch
den meiſten Rückſichten heilſamer für den Staat ſey,
lauter gleiche Bürger zu Unterthanen zu haben, ſo wie
gleiches Recht und Gerechtigkeit obwalten ſollte. Man
mußte durch erneutes Forſchen über die Rechte des Men-
ſchen, den Urſprung und Zweck der Staatsverbindungen
und ähnliche natur- und ſtaatsrechtliche ſo wie politi-
ſche Gegenſtände auf manche von den bisherigen abwei-
chende Reſultate kommen. Dazu trat eine von dem
Revolutionsſchwindel erweckte und erhaltne Totalſtim-
mung der Gemüther, ſich von allen Banden des Vorur-
theils und des gedankenloſen Herkommens loszureißen,
ſich emporzuheben und nach ſogenannter Freiheit des
Denkens und Wirkens zu ringen, — alles dieß und
endlich die Einwirkung neuer philoſophiſcher Ideen, die,
ehe ſie zu völliger Reife gediehen, unter das Publikum
gedrungen — alſo nothwendig mißverſtanden und miß-
deutet waren, brachte die Meinung bei der Menge in
Umlauf: der Adel ſey ein verderbliches Grundübel der
Staaten, die Urſache der meiſten Mängel und Gebre-
chen derſelben, — er müſſe alſo nach dem Beiſpiel
Frankreichs hinweggeräumt, geſtürzt werden. Nun war
es aber, abgeſehen von allem übrigen, äußerſt unglück-
lich, gerade das damalige Frankreich, jenes Tummelplatz

der ſchrecklichſten — der ochlokratiſchen Raſerei als Exempel darzuſtellen, und die ſcheußlichen Productionen derſelben, als Erzeugniſſe der Natur und der, thörichte Feſſeln zerbrechenden und in ihre Urrechte eintretenden, Vernunft anzuſtaunen. Noch unglücklicher ſcheint es uns, aus dem Erfolg jener Schreckensſcenen, und dem gegenwärtigen Zuſtand der Nation einen Schluß für das übrige Europa zu wagen, und das Unvergleichbare in Vergleich ziehen zu wollen *). — Eine nähere Erörterung wird uns wohl jeder Leſer erlaſſen, der des Grundſatzes gedenkt, daß jede vergleichende Zuſammenſtellung wenigſtens eine gleiche Baſis erfordere, ein Satz, der ſich ſelbſt zu ſehr ausſpricht, um auf die gegenwärtige Anwendung eines beſonderen Commentars zu bedürfen. Indeſſen kann es doch kaum auffallen, daß, nachdem Preußens letztes Schickſal jene ſchon längſt beſeitigte Materie aufs neue zu wiederholten Malen unter den Ambos der Critik gebracht hat, ſie auch nun wiederum von dem Verf. der Feuerbrände be-

*) S. S. 25. „In Frankreich warf das Volk, empört durch „ſein Mißverhältniß zu dem Adel, dieſe überreife und im „Innern faulende Frucht aus dem Speicher des Staats u. ſ. w. „und that, wie die Erfahrung lehrt, wenigſtens etwas Nöthiges „liches gethan. — Frankreich verdankt ſeine damalige „Rettung und ſeine jetzige Größe allein dieſer Aufregung ſeiner Nationalkräfte durch Vertilgung des „Geburtsadels, der bis dahin ſein Aufſtreben und „thätiges Wirken gehindert hatte.“

leuchtet wurde, der ihr freilich außer einigen vermehrten Erhöhungen und Vertiefungen keine neue Seite abzugewinnen wußte. Ganz eigenthümlich jedoch iſt ihm die auf das preußiſche Officiercorps angewandte Critik, in der Geſtalt nämlich, wie ſie im 8ten Heft S. 1 — 32 erſcheint, und wenn es auch nicht Pflicht und Gewiſſen von jedem unparteiiſchen Kenner der Sache forderte, ſo wäre es ſchon für den bloßen Beobachter, Hörer oder Leſer obgedachter Critik der Mühe werth, ihren, in der Art vielleicht einzigen, Charakter den Augen des Publikums etwas ſichtbarer zu enthüllen. — Wir unternehmen jetzt dieſes Geſchäft, und glauben genug über deſſen Zweck geſagt zu haben, wenn wir betheuern, daß es kein andrer ſei: als in ihm einen, dem Publikum und uns ſelbſt ſchuldigen, Tribut der Wahrheit niederzulegen. —

Es kann hier, wie ſich von ſelbſt verſteht, durchaus nicht von einem Beweis der abſoluten Nothwendigkeit des Adels überhaupt die Rede ſeyn, eben ſo wenig iſt unſre Abſicht, die Vorzüge dieſer Klaſſe der Staatsbürger aufzuführen und gegen den Herausgeber der Feuerbrände und Andrer mehr zu vertheidigen; wir müßten dann nur die Bemerkungen und Unterſuchungen trefflicher Köpfe wiederholen, die uns hierin ſchon vorgegangen, und die durch die Lauterkeit ihres, mit durchdringender Schärfe verbundenen, Strebens nach Wahrheit und Erkenntniß der Dinge, wie ſie ſind und ſeyn

können, (nicht, wie sie seyn könnten, wenn nicht unzählige unerläßliche Bedingungen fehlten) gewiß schon bei den unbefangenen Beurtheilern ihren erfolgreichen Eingang gefunden haben. Ueberhaupt kann in Zeiten, wo in der Regel nur Verdienste die Pforten des Ruhms und Ansehens, insonderheit auch äußere Wirksamkeit eröffnen, und wo die Ausbildung der Staatsverfassungen und Verwaltungen eine Höhe erreicht hat, die keinen Kampf einzelner Stände, wie sie das Mittelalter vorzüglich aufweiset, mehr zuläßet, in solchen Zeiten, sage ich, kann an gefährliche Oppositionen und Auflehnungen oder überwiegenden Einfluß einer besondern Klasse im Staat gar kein Gedanke seyn. So wenig sich unser Zeitalter daher auch rühmen kann, der eigentlich menschlichen Vollendung um ein bedeutendes näher gekommen zu seyn, so stehen wir doch auf dem Punkte, wo fast Alles, um Anspruch auf äußere Auszeichnung zu machen, wenigstens nach Verstandes-Kultur streben muß, und die bedeutende Anzahl verdienstvoller adlicher Schriftsteller und Geschäftsmänner beweist, daß auch der Erbadel etwas Höheres kennt als seine Geburt. Wir finden es daher unnöthig, die fast bis ins Lächerliche gehende und weniger empörende, als Bedauern einflößende Invective gegen den Adel, wobei der Autor immer nur gegen den Stand, nie gegen die Einzelnen, losgeht (als wenn die Einzelnen nicht das Ganze ausmachten), zu beantworten. Behauptungen wie die

S. 3 „Der Adel leiſte faſt nichts, er genieße bloß die Vortheile der Erhaltung und Beſchützung des Staats;“ ferner S. 4 „Der Adel ſey die Mauer — die Bärenhaut — des Staats, der alle, für dieſen günſtige, Lichtſtrahlen von dem Regenten abhalte;“ — dann S. 5, „die Geburtsanſprüche des Adels hätten in ihm einen lächerlichen Geburts- und Ahnenſtolz genährt, der ihn gegen weſentliche Vorzüge gleichgültig mache,“ ſo auch S. 6 „der Adel iſt dadurch zur Seele (?) des Staats gemacht, daß er wie ein ſchwerfälliges verdorbenes Blut in allen Gefäßen des Staatskörpers Hemmungen, Stockungen macht — (daher die vielen politiſchen Schlagflüſſe!) daß er, indem er die Führung und Leitung der Staatsgeſchäfte in allen Theilen an ſich geriſſen hat, wie ein chemiſches Phlegma den Geiſt darin bindet *)? Dann wieder der logiſche Schluß: S. 6 „daher die Erbärmlichkeiten, Verderbtheiten u. ſ. w. die von Jena an bis nach Polen hin eine mächtige Monarchie in den Abgrund zu bringen mitgewirkt haben;“ u. ſ. w. Behauptungen von der Art und ein Gemälde aus ſolchen Zügen zuſam-

*) Es iſt wirklich auffallend, daß ſich z. E. im preußiſchen Staatskörper jenes dicke und verdorbne Blut ſeit Jahrhunderten ſo unſchädlich gezeigt, und erſt in dem letztern Jahre ſo furchterliche Schlagflüſſe bewirkt hat! — die nächſte beſte Statiſtik gibt den vollſtändigſten Beweis von dem ſteigenden Gedeihen des Staats ſeit der Regierung des großen Churfürſten bis auf die jetzige Zeit, alſo faſt 2 Jahrhunderte hindurch.

mengesetzt, ist dem unübertroffensten Londner Carikaturstück zu frappant ähnlich, um nicht mit demselben Lächeln abgewiesen zu werden, womit etwa ein Pitt sein wohlgetroffnes Portrait, in den Buden und Gassenecken aufgestellt, beehrt haben mag. Beiläufig können wir indeß etwas verdienstvolles an dieser neuen Aufklärung über Preußens Schicksal nicht übergehen, daß sie nämlich wenigstens jenem alten Ungeheuer der Vorwelt, das sich aus seinem Schutt und Asche erhebend, sogar ins 19te Jahrhundert einzudringen gewagt hat — wir meinen das Fatum, einen jetzt gerade sehr nothwendigen herzhaften Schlag versetzt hat. Wie sollten wir nicht den als einen Heros des Zeitalters verehren, der es vor der Sclaverei des blinden Fatalismus zu schützen sucht, dieses gefährlichsten Feindes aller Aufklärung! denn was ist uns theurer und kostbarer als gerade sie, die wir mit Aufopferung alles dessen, was sonst dem Menschen das heiligste war, den schönsten Ueberzeugungen eines frommen Herzens, dem kindlichen Glauben an das Einige und Unwandelbare, kurz der wahren Religiosität nicht zu theuer erkauft zu haben wähnen? — Wir wagen es nicht näher zu untersuchen, ob nicht vielleicht der erste und dringendste Schritt zum Wohl unsrer Zeitgenossen und Nachkommen wäre, der dermaligen Aufklärung nach Kräften entgegen zu wirken, und uns allenfalls erst um einen Schritt dem verhaßten Obscurismus des verflossenen Decenniums zu nähern, ehe wir

ein neues Licht (das Eine was uns Noth thut!) anzuzünden eilten. Unſer nächſtes Geſchäft iſt beſcheidner; es beſteht nämlich blos darin, die neuen Strahlen, die der Verfaſſer obgenannten erſten Aufſatzes unſrer Zeitſchrift über das preußiſche Officiercorps der Welt aufgehen zu laſſen für nöthig fand, in das Nichts, woraus ſie gefallen, zurück zu werfen.

Er belehrt uns nämlich S. 25: „daß Friedrich Wilhelm III. faſt allein durch Schuld ſeines adlichen Militairs beinahe die Hälfte ſeiner Staaten verloren;“ S. 7 „daß der Adel als der allein begünſtigte im preußiſchen Militair der Grund aller Verſchlimmerung und Schande deſſelben geweſen“ — „daß das Officiercorps faſt aus lauter unwiſſenden, verdorbnen, untauglichen, übermüthigen u. ſ. w. Subjecten beſtanden habe,“ S. 8, 9, 10, 11, 12 u. ſ. f. Ferner im Bezug auf den letzten Krieg: „die preußiſchen Officiers wären zum Theil eher geflohen als die Gemeinen. S. 13. item ſie wären mit dem erſten Kanonenſchuß geflohen, hätten auf der Flucht Gemeine übergeritten, ſie im Stiche gelaſſen, ſie hätten ſich Mühe gegeben, gefangen genommen zu werden, hätten ihren geſunden Körper durch Verbande entſtellt S. 14 u. ſ. w. Wir mögen dieſe empörenden Beſchuldigungen nicht alle nachſchreiben, man leſe ſie ſelbſt, wenn man ſich überzeugen will, wie faſt kindiſche Leichtgläubigkeit dazu gehört, ſolche Münze auf Treu und Glauben für echt hinzunehmen, und wie Haß und

Verfolgungsgeist selbst Kluge oft zur gröbsten Blindheit und Einseitigkeit verleiten kann. Während das ganze übrige Europa durch mehr als zehnjährige Erfahrung aufs neue mehr als je belehrt wurde, daß die Talente und Auctorität des obersten Anführers der eigentliche Mittelpunkt ist, um den sich das ganze Kriegswesen herumdreht, während das Schicksal der italienischen, österreichischen, russischen Heere klar bewiesen hat, daß nicht die Disciplin, nicht die Bravheit der Truppen, nicht die Geschicklichkeit der Officiere, sondern der einzige Wille *), der die ganze Maschine lenkt und regiert, dem alle andere als Werkzeuge dienen, durch seine Operationen, Evolutionen ꝛc. in unsern Tagen die Entscheidung gibt — tritt ein Einziger auf und behauptet, alles dies ignorirend: Preußens Unglück hätten die Officiere bewirkt! — Wie konnte es ihm entgehen, daß ganz andre Ursachen: der Nachtheil des Zeitpunkts, in den der Kampf fiel, der Mangel an Uebung, die Unbekanntschaft der Preußen mit der, durch Napoleon geschaffnen, überlegnen Taktik, dann ein sehr natürliches, von allen Seiten genährtes, obgleich verderbliches Vertrauen auf die Unfehlbarkeit des Gelingens, und endlich, (was alles sagt!) die Entbehrung Friedrichs des Einzigen, und die Gegenwart Napoleons des Ersten, daß diese Ursachen in Zusammenwirkung

*) S. S. 6 fg. des Hefts, die treffende Schilderung des Generals!

unzähliger Folgen keinen andern Erfolg zulaſſen konnten! Aber wozu wiederholen, was tauſendmal geſagt iſt, und da wiederholen, wo es am wenigſten angebracht. — Wir durchſchauen den Verfaſſer tiefer und erblicken die Beſchaffenheit ſeiner Behauptung vielleicht beſſer, als Er geahndet. Doch, mag ſie ſeyn, welche ſie wolle, ſo iſt es auf jeden Fall unter der Würde eines biedern, wenn auch nicht humanen Mannes, die Ehre eines ganzen Corps, von dem der Autor ſelbſt ſagt, ſein Höchſtes wäre Ehre, jetzt, nachdem es von unſäglichem Unglück verfolgt, gebeugt, niedergeſchlagen, nachdem es zerſtreut und größtentheils aufgelöſt iſt, ſo tödtlich zu verwunden, man möchte ſagen zu vernichten! Aber es iſt noch mehr, es iſt gewiſſenlos, auch nur den geringſten Vorwurf laut werden zu laſſen, wenn er nicht gegründet, nicht mit der ſtrengſten Wahrheit übereinſtimmend iſt. Und das ſind die ſeinigen nicht, ſie ſind im Gegentheil faſt alle, — in dem Lichte dargeſtellt — grundfalſch, verdreht, erdichtet! Kein Officier iſt von ſeinen Leuten vom Schlachtfelde entwichen, keiner hat ſeinen Poſten aus Feigheit verlaſſen, keiner hat die ſchändlichen Künſte, die ihm aufgebürdet, anzuwenden nur geahndet! Man nenne ſie, und wir verſtummen, — der Verfaſſer gebe das erwähnte Bataillon bei Weimar beſtimmt an, Er führe gültige Zeugen und Beweiſe vor, und wir wollen geſtehen, Er habe nicht ganz grundlos geredet! — Oder hält Er es für einerlei, ob ein

verhältnißmäßig schwaches Heer unter schlechter Anführung, bei verkehrten Plänen, verkehrter Position, verkehrter Anordnung, bei höchstem Mangel der nöthigsten Bedürfnisse u. s. w. geschlagen wird, oder ob es schimpflicherweise aus verächtlicher Feigheit kampflos flieht; ob die Officiers bei allgemeiner Verwirrung, Consternation, Zerrüttung, Flucht, sich dem Staat zu retten suchen *), um nicht ohne Zweck und Nutzen entweder lebend oder todt dem Feinde in die Hände zu fallen, oder ob sie, die Gefahr scheuend, Pflicht und Ehre vergessend sich der schändlichsten Feigheit schuldig machen und ihren und des Heeres Namen unvertilgbar brandmarken? — Nur ein Mann, dessen Character und Art sich so im Innern und Aeußern seiner Schriften ausspricht, konnte die Franzosen sagen hören: die Deutschen wären brave soldats mais sans officiers; jedem Andern bekannten sie, die Deutschen wären braves Soldats mais sans chef, ohne einen großen Anführer! Es ist lächerlich, Belege zu sehen, die aus dem Munde einer Dame, S. 7, oder aus dem Zirkel einer Theegesellschaft S. 11 oder gar aus der Beurtheilung des kurzsichtigen, unverständigen Pöbels S. 23 genommen sind, höchst zweideutig aber, Beispiele ohne alle historische Gewährleistung anzuführen

*) und dennoch haben Officiers z. B. von dem Regiment Putkammer ꝛc. ꝛc., nachdem alles wich, sich mit den Worten in die Bajonette des Feindes geworfen: „Mit Preußens Ehre wollen auch wir enden!“

S. 13, 14 und mit einem einzelnen, vielleicht wahren Fall, der doch so viel als wie gar nichts sagt, ein ganzes zahlreiches Corps abzufertigen. Wir läugnen keineswegs, daß Handlungen, wie die Kapitulation von Magdeburg, von Küstrin, entehrend und schändlich sind, und wer würde nicht die allgemeine Indignation über sie theilen, aber wie kann man behaupten, daß nur Adliche dessen fähig seyn konnten, und wer gedenkt nicht der edeln Standhaftigkeit der Befehlshaber von Danzig, Breslau, Neisse, und andrer? Es zeigt gewiß kein unedles Gefühl, wenn fast alle Officiers, die aus den, mit Kapitulation übergegangenen, Städten abzogen, mit verstörtem, niedergeschlagnen Blick, mit stummer Verzweiflung oder hervorbrechenden Thränen vor ihren Corps hergingen und der Feigheit ihrer Commandanten fluchten, wenn andre mit der größten Gefahr des Lebens der Kapitulation entgingen, und auf weiten gefahrvollen Umwegen zu dem König und den Generalen schlichen. Doch warum Dinge erwähnen, die gar keiner Erwähnung bedürfen, so lange Gefühl für Ehre und Pflicht noch existirt, und so lange wir noch nicht dahin gekommen sind, es bei andern bezweifeln zu müssen! Wehe uns, wenn wir, von innen oder von außen gezwungen, dazu schreiten müssen, wehe euch, Deutsche, wenn ihr des alten Nachruhms vor Allen brav, bieder und fest zu seyn, euch unwürdig machtet, und mit dem Andenken an ihn je zufrieden wäret! Aber das werdet

ihr nicht, werdet das Erbtheil der Urväter nicht verschleudern, sondern fest und dauernd an ihm halten, weil es ewig und unvergänglich ist! — Auch jetzt wollen wir an uns nicht irre werden, wir sind noch die Alten, sobald wir es seyn wollen, so lange wir das Höchste fühlen und erkennen, und unbefangen und stark der innern Stimme folgen, die ewig dasselbe gebietet, weil sie ewig das Wahre will. Wir konnten irren, fehlen, wir konnten uns täuschen, denn es ist unendlich schwer den Schein, diesen trügerischen Gleisner, vom ruhigen stillen Seyn zu unterscheiden, aber der Mensch lernt durch Fallen gehen, das Geschlecht wird erzogen, und wohl ihm, wenn die Täuschung vor seinem Blick enthüllt wird, wenn er den falschen Weg erkennt und zum wahren zurückkehrt, wohl ihm, wenn sein Streben nach Edlem dadurch nicht erkaltet, sondern vielmehr verstärkt und verdoppelt wird! Und so soll und kann es seyn! —

Wir verlassen jetzt den Verfasser, nachdem wir unsrer Absicht gemäß Seinen Beschuldigungen des preußischen Officiercorps offen widersprochen, und das Publikum darüber in das wahre Licht gesetzt zu haben glauben. Die Wahrheit und die Ehre jenes Corps verlangte diese kurze Widerlegung, wenn sie auch bei vielen Unterrichtetern des lesenden Publikums nicht mehr nöthig war. Beim Schluß dieses Aufsatzes können wir nun noch folgende Bemerkungen nicht unterdrücken.

Es iſt warlich höchſt traurig, wenn in Zeiten allgemeinen Schwankens, und Ungewißheit deſſen, was man ergreifen ſoll, in Zeiten, wo Ruhe und Einigkeit der Gemüther in den wichtigſten Ueberzeugungen ſo ſehr mangelt, und doch ſo hohes Bedürfniß iſt, in Zeiten, wo tauſend Wunden zu heilen, tauſend Schmerzen zu lindern ſind, — wenn da ſich Männer finden, die unter der Maske der Aufrichtigkeit unſelige Brände der Leidenſchaften, der Zwietracht, des Haſſes, der Unzufriedenheit, und dann des thörichtſten Wahns in die Gemüther des Volks werfen, die anſtatt zu beſſern, noch verſchlimmern, und in der Befriedigung ihrer egoiſtiſchen Begierden den verderblichſten Beitrag zu dieſem, bis zur Rieſengröße angewachſenen Laſter abgeben. Und wenn eine Schrift wie die: Preußens Zukunft, den herrlichen Samen der Eintracht, des Vertrauens, des hoffenden Strebens nach Verbeſſerung und aller Tugenden echter Humanität und Staatsbürgerſinns ausſtreut, wie niederſchlagend iſt es dann, Andere als üppige Auswüchſe entflammter Phantaſie, oder verdorbnen Herzens, hervorſchießen zu ſehen, die durch ihre Exiſtenz nicht nur das Gute erſticken, was durch jene erzeugt wurde, ſondern auch den Boden austrocknen und ertödten, worauf Beſſeres erblühen könnte und ſollte. Denn wenn die Erfahrung der neuſten Zeiten die leider zu lange verkannte Wahrheit ſchrecklich beſtätigt hat, daß aus Zwietracht, Egoismus und Vereinzelung des Ganzen in ſeinen

Theilen alles öffentliche Unheil entſpringt, daß hingegen, durch Gemeinſinn und feſtes Anſchließen aller an allgemeine Wahrheiten, die köſtlichen Gemeingüter der Menſchheit, alles öffentliche ſo wie Privatwohl geſichert, erweitert, gehoben werden kann: ſo iſt es um ſo wichtiger, daß das ohnehin ſchon zu ſehr getheilte Publikum nicht noch mehr vereinzelt und irregeführt werde, daß kein ungeweihter Schwätzer in blinder Wuth an dem heiligen Schatze Gemeinſinn und Gemeinwohl frevle! Wir können wahrlich uns nicht damit entſchuldigen, es habe uns an Gelegenheit zur Vereinigung, zum gemeinſchaftlichen Anſtreben zu Einem Zwecke gemangelt! Wie konnte ſie näher und dringender gelegt werden, als ſeit einem ganzen Decennium? Aber wozu eine Vereinigung, wenn kein Zweck, kein gemeinſchaftliches Ziel da iſt, wenn Jeder ſich ſelbſt zum einzigen Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit, Sorge, Liebe und Furcht gemacht hat, wenn jeder auf Koſten der Uebrigen ſeine Exiſtenz zu erweitern, zu heben trachtet? Und dies war die große Schuld, die an unſerm Jahrhunderte haftete, die wir in unſrer Politik wie in unſrer Literatur, in unſerm öffentlichen, wie in unſerm Privatleben beurkundeten. Und ſonderbar, daß der Erfolg gerade das Gegentheil ſeyn mußte von dem, was jeder erwartete; ſie, die ſich überall abſonderten, trennten, vereinzelten, traf, wenigſtens von einer Seite, alle daſſelbe, ein

gemeinſchaftliches Schickſal, alle theilen Ein Loos; o hätten ſie es doch früher getheilt! —

Aber es gibt große Zeitpunkte im Laufe der Weltbegebenheiten, unendlich wichtig für Belehrung, Beſſerung, Reinigung. Sie ſind die erſten Momente der eintretenden Stille und Ruhe nach einem fürchterlichen Ungewitter, das mit Blitzesſchnelle hereinbrach, und keinen Raum zum Schutz mehr übrig ließ; — die Natur lächelt wieder, ſie öffnet ihre Millionen Quellen des friſchen ſchönern Lebens, in ihren Schoß nimmt die Erde den befruchtenden Himmelsthau auf, und wirkt und ſchafft mit erneuter jugendlicher Kraft. So ſollen auch wir jenen Moment ergreifen und zu dem großen Zweck der Heilung benutzen, es iſt ein flüchtiges Schimmern des Göttlichen, ein Funke der Ewigkeit entfallen, der ſchnell und gewandt erfaßt ſeyn will, um aus ihm die helle reine Flamme der Läuterung und Veredlung anzufachen. Aber wie, wenn er ſtatt deſſen unbemerkt und unbenutzt entflieht, wenn die aus dem Schlummer geweckten Gemüther, die aufs neue geſpannten und regeren Kräfte, der Drang nach Aufroffung aus der Tiefe des gegenwärtigen Unglücks, die frohe Bereitwilligkeit zu jeder Aufopferung, und der ſchöne Enthuſiasmus in jeder Seele des beſſeren Staats- und Weltbürgers, wiederum abgeſpannt, ſinkt und fällt, und um ſo tiefer fällt, je dringender die Noth des Augenblicks war? Wie, wenn anſtatt jenes glühenden Strebens zum Beſſeren, Apathie und Kaltſinn

die Herzen mit einer noch dichteren Schale umschließt, unfähig, den belebenden Strahl der Wahrheit und Liebe des Schönen zu empfangen, und im innersten Gemüthe zu entfalten? Die Aussicht auf die Zukunft ist schon an sich immer anziehend, doppelt anziehend ist sie in Zeiten der Ungewißheit und des Zufalls, im gewöhnlichen Sinne des Worts. Auch jetzt können wir diese Frage nicht unterdrücken, aber wir wagen es nicht sie zu beantworten. — Nur das ist klar, wir dürfen nicht sorglos seyn, innere Sammlung des Gemüths, steter Umblick nach jeder Seite, engeres Aneinanderschließen, physische Beschränkung, geistige Erweiterung sind uns jetzt vorzüglich heilsam. Nur eine so schwarze niederschlagende Ansicht der Welt und ihrer Geschichte wie diese: das Leben und Treiben der Einzelnen, wie der Völker, ist nichts anders, als ein tobendes Meer, das sich ohne Zweck und Absicht auf und nieder wälzt, in dem beständiges Auf- und Niedersteigen wechselt, Entstehen auf Verschwinden folgt, ewiger Kampf der Menschen mit Menschen, der Geschlechter mit Geschlechtern, der Staaten mit Staaten tauscht, nur eine solche, aus düsterer Melankolie, oder schwachsinniger Indolenz erzeugte Ansicht kann mit Gleichgültigkeit dem Wirken und Leiden der Menschheit zusehen, kann ihrer wohl spotten, sie verhöhnen. Wer aber an einen ewigen Weltplan glaubt, wer eine höhere Bedeutung in dem Wechsel der Zeiten sucht, wer die Begebenheiten

als Urſachen und Folge in einer zuſammenhangenden Kette betrachtet, in der kein Glied zweck- und weſenlos da iſt, der bemerkt mit innigerem Intereſſe jede Veränderung im Zuſtande der Nationen, jede große Begebenheit, jede ausgezeichnete That, der begleitet alle Schritte, die ein Volk in ſeiner äußern und innern Wohlfahrt vor- oder zurück führen, mit höchſter Liebe und Sorge, der denkt, arbeitet, wirkt für ſie, opfert ſelbſt ſeine Kräfte mit Freudigkeit für dieſelbe auf, denn er trägt das Volk, die Nation, den Staat, deſſen Bürger er iſt, in ſeinem Herzen, er iſt wahrer Patriot, ſo wie nur der wahrer Weltbürger iſt, der fähig iſt das Ganze, den Inbegriff Aller ſo zu umfaſſen. Nur wenige haben ſich zu dieſer Höhe geſteigert, denn nur wenigen wurde was ſie erfordert, jene Weite des Herzens, jene Lebendigkeit und Reinheit des Sinns, jene Kraft des Aufſchwungs zum Allgemeinen, das das Beſondere beherrſcht, und jenes Durchdringen des Bleibenden und Unwandelbaren. Aber wohl uns, wenn wir uns rühmen können, es alle dahin gebracht zu haben, daß wir in Wahrheit Staatsbürger ſind und heißen können; der echte Staatsbürgerſinn iſt die Stufe zum Weltbürgerſinn, und erſt, wenn wir ſie erſtiegen haben werden, können wir in die volle Würde des Worts Menſchheit in ſeiner höchſten Bedeutung eintreten.

Bemerkungen über das preußische Officiercorps.

Von dem Herrn R. L. in Magdeburg eingesandt, mit der Bitte, es wörtlich so in die Löscheimer aufzunehmen.

Mein Herr Verfaſſer der Löscheimer, — ich finde es gerecht, lobenswürdig und dem Charakter des edlen Mannes angemeſſen, daß Sie als ein Vertheidiger der unterdrückten Partei auftreten.

Der gemeine Menſch ſchmeichelt der machthabenden Größe und neigt ſich ſtets zur ſtärkern Partei, — giftragend vermag er, ſich gleich einer Schlange zu ſchmiegen, (wie ein Beiſpiel anjetzt deutlich zeigt,) ändert er in ſieben Monaten ſeinen ganzen Charakter, und nachdem der früher geläſterte wieder Macht über ihn hat, geht er vom ungerechten und unwiſſenden Verächter zum verächtlichen Schmeichler über.

So nicht ich! — Gern theile ich Ihnen meine geringen Bemerkungen mit, welche der Wahrheit ganz getreu, und im Stande ſind, Licht über den Geiſt, der das preußiſche Corps Officiere belebte, zu verbreiten.

Ich, ein etwas dickköpfiger Bürger, kann eben nicht ſagen, daß ich mich immer recht gut mit vielen der Herren Officiere vertragen habe, aber ich muß doch geſtehen,

daß, wenn man ihnen nur immer mit gehöriger Achtung begegnete, ſie ein ſolches Betragen immer erwiederten. — Wenn ich recht höflich gegen einen Officier war, ſo war er immer noch höflicher gegen mich. — Aber diejenigen, welche ſie überall, wo ſie nur konnten, inſultirten, ſie auf der Straße anrannten, und nicht aus dem Weg gingen und tauſend andre kleine Neckereien aus eigenem bürgerlichen Dummſtolz gegen ſie ausübten, die mußten nicht ſelten eine arrogante, oft unerlaubte Behandlung von ihnen erfahren.

Ich läugne es indeſſen nicht, daß die Herren in den blanken Uniformen, ſich auf Vorurtheile und den Ruhm ihrer Vorfahren ſtützend, wohl mit unter ein wenig zu viel Stolz beſaßen.

Doch zu meiner Sache! — das Elend habe ich mit angeſehn, als die Beſatzung von Magdeburg nach der Kapitulation ausmarſchirte. Ich will meinen Kopf zum Pfande ſetzen, daß auch nicht ein Einziger der jüngern Officiere mit der Kapitulation zufrieden war. Tiefer Schmerz charakteriſirte das Aeußere aller. Wie die Leichen ſtanden ſie zu Boden ſtarrend unter ihren Leuten. Selbſt diejenigen, welche ſonſt die munterſte Geſichtsfarbe auszeichnete, waren an dieſem Morgen blaß wie der Tod.

Einen Officier, den ich genau kannte, frug ich nach verſchiedenen Dingen; er aber, welcher ſonſt ſehr geſprächig war, konnte von nichts Auskunft geben. Man hatte den Subalternen alles verheimlicht, was ſie hätte

reitzen können die Festung noch zu vertheidigen. Sie wußten nicht, ob noch Pulver und Proviant vorräthig sey, und ob hundert oder siebentausend Mann die Stadt belagerten.

Beim Abschied drückte mir der junge Mann die Hand und sagte im höchsten Affekt des Schmerzes: „glauben Sie mir, dies ist der unglücklichste Tag meines Lebens, schon Jena hätte ich nicht zu überleben gewünscht, aber dieses ist noch viel härter.“

Endlich marschirte der Leichenzug zum Thore hinaus. Die Burschen waren sehr unruhig, häufig betrunken und wollten nicht in Ordnung bleiben, da sie erfahren hatten, daß man sie als Kriegsgefangene nach Frankreich führen würde. Einige warfen ihre Gewehre weg und äußerten die größte Brutalität in Reden und Ungehorsam gegen ihre Vorgesetzten. Die Officiere, von Kummer erstickt, suchten sie zu trösten und sagten ihnen: „daß das Schicksal der Gemeinen in einer solchen Lage nicht so schrecklich als das der Officiere sey.“ Die Besatzung ging durch das Sudenburger Thor, durch welches vorher viele dieser Regimenter oft mit Glanz und klingendem Spiel jubelnd ausmarschirt waren. Grausen überfiel alle, als man die Thorwache schon von einer französischen Compagnie besetzt fand, und die ganze Colonne schlich sich gleichsam hier ohne Laut vorbei. Draußen standen viele französische Posten, welche den preußischen Truppen

die Linie ihres Weges bezeichneten und das von allen Seiten in die Züge ſtrömende Volk abhielten.

Langſam ging es nun eine lange Strecke um das Glacis herum, zu einer Ebne, wo die franzöſiſche Armee en parade aufgeſtellt war. Sie verkündete ſich von weitem durch lautes Rufen und prächtige Janitſcharen-Muſik.

Einzelne Franzoſen liefen ſchon, bevor Halt gemacht wurde, in die preußiſchen Glieder und ſuchten ſich hier und da ein vorzügliches Gewehr oder irgend ein anderes Armatur-Stück aus. — Mit ſtiller Wuth, mit dem Blick des gefeſſelten Löwen, ſahen die Officiers gewöhnlich einen ſolchen Menſchen an. —

Vorzüglich merkwürdig aber ereignete ſich in meiner Nähe ein Schauſpiel, welches den aufs höchſte gereitzten Unwillen eines jungen Officiers (doch warum ſoll ich ihn hier nicht nennen?) des Lieutenants von der Goltz, ausſprach.

Ein franzöſiſches Tambourchen lief lachend und die Leute neckend neben dem Zuge her. Eben wollte er einem Tambour eine ſchöne Trommel und ein mit goldenen Treſſen beſetztes Bandelier abnehmen, als Goltz wüthend aus dem Zug eilte und ihm bedeutete, daß er dieſes nicht leiden würde, bevor das Gewehr geſtreckt ſey. Sie geriethen mit Worten an einander, der Tambour wurde grob und G. zog ihm mit ſeiner Klinge eine ſolche Fuchtel über die

Bruſt, daß er rücklings überfiel und das Aufſtehen vergaß. —

Ein franzöſiſcher Stabsofficier, der alles mit angeſehen hatte, kam herbei geſprengt und war ſo gerecht, nachdem er einige Worte mit G. gewechſelt hatte, den Tambour arretirt wegſchleppen zu laſſen.

Solcher Scenen ſind mehrere vorgefallen, und dem patriotiſch Denkenden that es leid, daß er in dieſem Augenblick nicht mehrere Augen hatte, um ſein zerknirſchtes Herz durch den Anblick des auch im Unglück ſtets feſten und nicht zu beugenden Männerſinns wieder etwas aufzuheitern.

Die Colonne marſchirte nun in einem Haken en parade vor dem Marſchall Ney und dem General Kleiſt, welche zuſammen hielten, vorbei. Dieſes war für mich der erſchütterndſte Augenblick. — Ich hatte mich dicht hinter die Generals geſtellt.

Kurz vor ihnen mußten die Officiers das Gewehr anfaſſen laſſen. Allein aller Augen waren zu Boden geſenkt.

Ein Officier fiel mir beſonders auf, — ich kannte ihn, den mächtige Vaterlandsliebe und Ehrbegier mit unbeſchreiblicher Wärme an ſeinen König und den preußiſchen Staat feſſelten, ſchon früher. — Er kommandirte nicht: „Faßt das Gewehr an! — " er durchdrang den General Kleiſt mit einem wüthenden Blick, ein Strom von Thränen entſtürzte ſeinen Augen. Mit Indignation ſenkte

er die Spitze ſeines Degens zur Erde, und er, ſo wie ſein ganzer Zug von der Compagnie des braven vortreflichen Generals von Wedel (der ſchwer verwundet in Magdeburg lag,) wendete ſeine Blicke abwärts von dem rechts haltenden Generals.

Der Wahrheit bin ich es ſchuldig zu geſtehen, daß das Betragen dieſes Officiers, der ſeines Gefühles nicht mehr mächtig war, dem Marſchall Ney im geringſten nicht zu mißfallen ſchien, hingegen bemerkte ich, daß er ſich bei einem Adjudanten nach ſeinem Namen erkundigte, und ihm noch lange nachſah.

Ein unbeſchreibliches Gefühl von Wehmuth, Schmerz und Mitleiden ſchüttelten mich in dieſem Augenblick, — und ich danke meinem Gott, daß ich nicht ſo bin, wie der, welcher ſich bei der Kapitulation von Erfurt in einer Schmähſchrift darüber luſtig macht, daß daſelbſt das preußiſche Commando: Halt! nicht ſo laut und munter getönt habe, wie in glücklichen Zeiten.

Der Kapitain von Braun bei Danzig.

In der ſchönſten Hoffnung, dem Feinde die Einnahme Danzigs zu vereiteln, lief ein engliſches Schiff in Danzigs Hafen mit vollen Segeln ein. Es trug ſechs und zwanzig 24pfünder Kanonen, mehrere hunderttauſend Thaler Geld, eine anſehnliche ruſſiſche, preußiſche und engliſche Beſatzung, ungeheure Munition und andere Vorräthe, und viele wichtige Depeſchen.

Bei seinem Anblick donnerten Danzigs Wälle, von neuem Muthe und neuer Hoffnung belebt, heftiger als je. Schnell andringend hatte dieser stolze Dreimaster schon einige wirksame zertrümmernde Lagen auf des Feindes Schanzen gethan, als er mit dem Vordertheil auf Land segelte und sich plötzlich genöthigt sah, sich dem Feind in die Hände zu geben. Vor Aerger und Gram über diesen unseligen Zufall, wollte in diesem schrecklichen Augenblick alles auf dem Schiffe vergehn.

Der Königlich preußische Hauptmann von Braun trat hervor, erwog den unbeschreiblichen Schaden, den der König dadurch erlitt, wenn dieses Schiff in Feindes Gewalt gerieth; erwog, daß dieses Ereigniß die Uebergabe Danzigs, des letzten wichtigen Punktes, nach sich ziehen würde, und verlangte laut, man sollte sich sogleich in die Luft sprengen. Er faßte des englischen Kapitains Hand und beschwor ihn, seinem Entschlusse zu folgen. Der zweite, der die Entschlossenheit besaß, mit auf des Hauptmanns Seite zu treten, war ebenfalls ein preußischer Officier. Der englische Schiffskapitain war aber durch keine Bitten und Drohungen zu dieser Handlung zu bewegen, welche jeden Einzelnen der Schiffsbesatzung den unsterblichen Ruhm eines Nitters von Assas würde haben ernten lassen. — Der brave Hauptmann von Braun hatte zu wenig Kenntniß von der Einrichtung und Bauart eines Schiffs, um sein Vor-

haben mit eignen Händen ausführen zu können, und das Schiff wurde von den Franzosen genommen.

Berichtigung einer ganz unwahren Nachrede, in den nordischen Miszellen befindlich.

In den nordischen Miszellen Oktober Stück 1807, in einem Aufsatze, Reise nach Rügen im September, heißt es: — die Abneigung Rügens gegen preußische Herrschaft wurde besonders durch das Betragen einiger preußischen Truppen aufs höchste getrieben, die auf der Insel mehrere Monate verweilt und sich so benommen haben, daß auch die Hälfte der Klagen schon zu arg ist.

Ohne sich im geringsten weiter zu erklären, geht der Verfasser dieser unwahren Aeußerung weiter, — er glaubt wahrscheinlich, es werde ihm jetzt bei der Zerstreuung des preußischen Militairs Niemand widersprechen. — Er glaubt seinen Endzweck erreicht: etwas Neues gesagt und seine Beschreibung um einige Zeilen vermehrt zu haben.

Ich läugne nicht, daß ich als Deutscher mich freue, ihm widersprechen zu können. Der erste preußische Truppen-Transport von Pillau nach Rügen im Frühjahr 1807 bestand aus dem Corps v. d. Marwitz *), dem Infanterie-Regiment Rütz, einem Grenadier-Bataillon,

*) neu errichtete Ublanen und Tirailleurs

einer Compagnie Jäger und einer Batterie. Diese Truppen, die theils durch eine beschwerliche Wintercampagne, theils durch die ungeheuren Umwege, die sie machten, um von den Ufern des Rheins wieder zur Armee des Königs zu kommen, sehr gelitten hatten, langten fast sämmtlich, der Schiffreisen ungewohnt, seekrank auf Rügen an.

Man hatte Preußen noch im rauhen Winterkleide, durch den Krieg verwüstet, verlassen, und nach einer zwölftägigen Fahrt lachte an einem schönen sonnigen Morgen die freundliche Insel im grünenden Lenzgewand aus den tobenden Wellen hervor. Die Freude der Landenden war unbeschreiblich.

Folgendes bezieht sich hauptsächlich auf das Corps von der Marwitz, welches vorzüglich die Insel Rügen selbst bequartierte, indem ich sehr wohl davon unterrichtet bin, daß auch gegen das übrige Militair keine einzige reelle Klage hat geführt werden können.

Man landete bei Perth und lagerte sich am Strande, um den schwedischen Befehl wegen der Einquartierung abzuwarten.

= Beiläufig bemerke ich hier, daß es in allen Kriegen von jeher Statt gefunden hat, daß sich allürte Truppen bei Privat-Gelegenheiten immer mit Spannung, gegenseitigem Stolz und Egoismus begegneten. — Eine jede Kränkung fiel den Preußen um diese Zeit aber um so mehe auf, da sie glaubten, man unterdrücke sie mit Vorbedacht, und achte sie ihres Unglücks wegen geringer als

vorher. Sie vergaben daher ihrem Range nichts, beobachteten und vertheidigten ihre Rechte strenger, als sie es vielleicht in jeder andern Lage würden gethan haben.

Endlich nach langem Harren erschien ein schwedischer Adjudant, welcher die Ankommenden gar nicht mit dem freundlichen und humanen Wesen, welches in diesem Augenblick passend gewesen, und die Fremden für ihn eingenommen haben würde, empfing, sondern ganz kurz und auf eine grobe Weise äußerte, man müßte so lange bivouaquiren, bis Anstalten zur Einquartierung getroffen wären.

Der Herr Rittmeister von Dorville, Commandeur des Corps, gab ihm mit vieler Artigkeit zu erkennen, daß es im geringsten keine Umstände und Schwierigkeiten machen würde, sich vorerst, mit Rücksprache des Dorfschulzen, nach preußischer Art in die nächsten Dörfer einzuquartieren, in deren Angesicht man jetzt läge; — daß es den Leuten nicht gut bekommen würde, bei dem eingetretenen starken Regen die Nacht ohne alle Bedeckung im nassen Sande zuzubringen. —

In einem sehr ironischen Ton äußerte der Schwede: „mein Gott, wenn die Soldaten nicht einmal bivouaquiren können?

v. Dorville fiel ihm aber ernsthaft ins Wort: die Leute hätten oft genug in diesem Krieg unter freiem Himmel liegen müssen, und sie würden auch im geringsten keinen Anstand nehmen es hier im nöthigen Falle zu thun.

Allein es wäre offenbar ungerecht, wenn man im Angesichte der reichsten Dörfer, auf einer ganz Truppenleeren Insel im schlechtesten Wetter, den Soldaten ausser Dach und Fach, gleich Missethätern, nicht erlaubte vom Strande zu weichen; — daß er sich wundere, zu einer schon seit vier Wochen vorhergesehenen Landung noch nicht die ersten Anstalten getroffen zu finden, und daß diese abschreckende Behandlung seine Leute eben nicht sehr für die Rugianer einnehmen werde.

Der Schwede schlug vor, die Officiers möchten sich sämmtlich nach dem kaum tausend Schritt entfernten Dorfe begeben, sich vorerst einquartieren und die Leute draußen lassen. — Aber eine solche in preußischen Diensten unerhörte Aeußerung konnte nur von sämmtlichen Officieren mit Lachen beantwortet werden.

Aus der umliegenden Gegend kam nun Jung und Alt herbeigeströmt, die neue Erscheinung zu beobachten. Man staunte die Preußen wie Wunderthiere an. Die Einwohner thaten freundlich gegen sie, schienen aber auch eine große Furcht vor ihnen zu haben; denn sie hielten sich in großer Entfernung von den Leuten auf und beantworteten ihre Fragen nur mit Zittern.

Sehr natürlich war es, daß diese friedlichen Bauern beim Anblick einer Kriegsmacht erzitterten, die man ihnen erst vor kurzem im Kriege mit Schweden so furchtbar und verhaßt gemacht hatte.

Für die Ankömmlinge, die den freundlichen zutraulichen Umgang der Bauern in Preußen gewohnt waren, schienen dieses alles keine guten Vorboten.

Nach einer empfindlich rauhen Nacht, in welcher auf hundertfältiges Ansuchen ein kleiner Wagen mit Holz für das ganze Corps geliefert worden war, erschien der Adjutant abermals und kündigte an: daß die Einrichtung nicht vor Abends getroffen werden könnte.

v. Dorville schickte nun Leute aus, um Gemüse und Fleisch für die Masse, die nichts zu zehren hatte, anzukaufen.

Mit jedem Trupp mußte ein Officier gehn, damit ja keine Excesse vorfielen.

Wo man hinkam, schlossen die furchtsamen Einwohner den Leuten die Thüren vor der Nase zu, läugneten irgend etwas zu haben, und das Wenige was man bekam, mußte man vierfach bezahlen, und noch überdem wurde das preußische Geld zu einem unverhältnißmäßig geringen Preis angenommen *).

Als spät gegen Abend noch keine Antwort von schwedischer Behörde erschien, marschirten die Preußen, um den hungernden Leuten Essen zu verschaffen, nach

*) Mit Fleiß sind Kleinigkeiten hier umständlich angeführt, weil sie auf die nachherige gegenseitige Begegnung großen Einfluß hatten.

einem Dorfe, durch welches der Officier mit den Dislokationslisten kommen mußte, und man lagerte sich auf die Straßen, während einzelne Leute unter Aufsicht in den Häusern einkaufen konnten.

Nun erschien der Schwede wieder, aber sehr entrüstet über das Erdreisten des Corps, und besorgte die Einquartierung, nach welcher man aber in der Nacht noch 4 bis 5 Stunden marschiren mußte.

Unterwegs wollten sich einige Officiers an einem Orte ein Glas Milch geben lassen, die Frau des Hauses führte sie aber statt in die Stube in den Kuhstall, und verneinte irgend etwas zu haben. Als man ihr immer mehr Geld bot, versprach sie etwas zu bringen. Die Officiers folgten ihr und fanden alles was man nur verlangen konnte bei ihr vollauf.

Alles dieses zusammengenommen, stimmte die Preußen eben nicht zur Liebe zu den Rugianern, und derjenige, welcher das schwedische Militair nicht kannte, brach unwillkürlich in die Aeußerung aus: daß es sich sehr schlecht hier aufgeführt haben müßte, indem alle Leute so mistrauisch und ungefällig gegen die Soldaten wären.

Man bezog die Quartiere. Mit Freuden sah man, daß man sich getäuscht habe. Denn so fest man auch im Anfange alles vor den Preußen verschlossen und versteckt hatte, eben so sehr änderte sich dieses alles nach einigen Tagen der Bekanntschaft. Man ward bald gefällig

gegen einander und die größte Uebereinstimmung und gegenseitige Zufriedenheit äußerte sich überall *).

Aus den unaufhörlichen Anfragen und Schreiben der Bequartierten über die geringsten Kleinigkeiten sah man die Aengstlichkeit und Ungewohntheit der Rugianer, sich in eine neue Lage zu schicken.

Alles was die Leute bei den Wirthen verzehrten, wurde nach einer von den dasigen Landräthen festgesetzten Taxe bezahlt, und wegen der ungewöhnlichen Theurung mußte der König noch außer dem schon erhöheten Traktement, noch ein Ansehnliches zuschießen.

Nach mehreren Tagen erhielt das Corps vom Stralsunder Gouvernement eine große Beklagung, daß es dem schwedischen kommandirten Officier nicht habe folgen, sich mit Gewalt habe einquartieren wollen, und außer einer am Strande befindlichen Weide auch die Zäune umliegender Oerter niedergerissen habe.

*) Es gereicht dem preußischen Militair auf Rügen zum Lobe, daß während seines langen Aufenthalts daselbst auch nicht ein Diebstahl, außer daß ein Soldat seines Wirthes Bettuch zerschnitt, um sein gedrücktes Pferd zu heilen, vorfiel. Es hatte sich dadurch die Liebe und das Vertrauen der Einwohner in einem hohen Grade erworben. Diese Behauptung beweist der einzige Zug des Bauernältesten zu Rothenkirchen, der dem Gemeinen Hoker von der Eskadron v. Schmäling, den er im geringsten nicht kannte, und welcher seine Pfeife verloren hatte, einen schönen stark mit Silber beschlagenen Pfeifenkopf zur Ordonanz nach Stralsund auf 5 Tage lieh.

Ueber eine solche lügenhafte Anklage erstaunt, forderte man sogleich die Untersuchung einer Kommission, welche erwies: daß die ersteren Klagen ganz ungegründet wären, die Letzteren aber in so fern Grund hätten: daß die Weide verbrannt sey, und an dem Feldzaun eines Gartens drei Bonenstangen, ein Pfahl und etliche Reisflechten fehlten, ohne jedoch erweisen zu können, wann und durch wen dieses genommen worden sey.

Der Kläger verstummte beschämt.

Hier muß ich noch eines unbedeutenden Vorfalls erwähnen, welcher aber jeden preußischen Officier gegen die schwedischen stimmte.

Ein preußischer Hauptmann mußte im Hause des Commandanten von Stralsund lange auf diesen warten. Während dieser Zeit besah er französische Gewehre, welche im Vorhaus standen, und stieß aus Versehn eine Laterne entzwei. Bei dieser Gelegenheit betrugen sich die Ordonanzen des Obersten sehr unartig gegen den preußischen Officier und meinten, in diesem Hause dürfte niemand etwas anrühren. — Er bezahlte sogleich dem Kammerdiener mit einem Louisd'or den vielfachen Werth des Beschädigten, und (man sollte es kaum glauben) der Oberst machte ihm am andern Tage sehr unartige Vorwürfe über seine Unvorsichtigkeit, indem er sehr stolz äußerte: er verbäte es recht sehr, daß in seinem Hause jemand mit Gewehr spiele.

Bald darauf erhielt das Corps wieder einen umständlichen Verweis über die Unzufriedenheit der Bewohner Rügens mit dem Militair.

Bei dem Befehlshaber des Corps war auch noch nicht eine einzige direkte Klage eingelaufen. Er ertheilte sogleich einen Befehl, sich in jedem Quartier eine schriftliche Anzeige über die bisherige Aufführung der Leute geben zu lassen und dieses Verfahren von acht Tagen zu acht Tagen fortzusetzen. Diese Bescheinigungen lauteten für das ganze Corps sehr schmeichelhaft außer einem Quartier, wo über die Infanterie Klage geführt wurde.

Der Landrath von Jagern, sonst ein sehr artiger, einsichtsvoller und gefälliger Mann, hatte den Fehler begangen, sich in mehrern Dingen nicht an den Commandeur der Infanterie zu wenden, worüber persönliche Uneinigkeiten zwischen den beiden Herren vorgefallen waren. Der H. v. Jagern schrieb daher an den Commandeur einer Escadron, der früher Leute bei ihm in Quartier hatte, folgenden Brief. —

„Bei der vollkommen guten und für mich so erfreu„lichen Aufführung, welche Ew. Hochw. Leute in mei„nem Quartiere bewiesen, kann ich nicht umhin, den „Wunsch zu äußern: daß ich statt der Leute des Hr. H. „v. Z., mit denen ich sehr unzufrieden bin, wohl wie„der Dero Untergebne in Quartier zu bekommen wünsch-

„ꝛc. Können Sie zu meinem Wunsch etwas beitragen,
„so ꝛc. ꝛc.“

Bei weiterer Untersuchung, welche dieser Brief und mehrere Klagen seiner Seits veranlaßten, fand sich, daß der Landrath vor einigen Jahren abgebrannt sey, und daher den Leuten nicht einmal Lagerstroh gab, und daß sie wohl noch über viele andre, ihnen zukommende Kleinigkeiten hören Klage führen können.

Die Fakta, über die sich der Landrath in seiner Klage geäußert hatte, daß er sein Gut würde verlassen müssen, waren: daß die Preußen gewöhnlich noch des Abends um 11 Uhr vor der Thüre sängen, und daß zwei von ihnen, die zu spät zum Essen gekommen wären, die Milchkammer-Thür eingestoßen, und sich eigenmächtig ein Gefäß mit saurer Milch genommen hätten, um ihre bezahlten zwei Groschen nicht umsonst ausgegeben zu haben.

Das Corps ließ, um jeden Schein von zu großer Gelindigkeit zu vermeiden, Erstern das Singen verbieten, und die Andern hart mit Fuchteln bestrafen.

Der Hauptmann v. Z., dem diese ganze Sache eben keine Freude gemacht hatte, ließ dem Landrath, dem 44 Mann nach der Liste der Commission zukamen und der bis jetzt nur 30 hatte, noch die Uebrigen ins Quartier legen. — Jagern weigerte sich sie aufzunehmen. Z. ließ sie mit Gewalt einquartieren. J. re-

hielt nach einer abermaligen Klage Unrecht, und Z., welcher seine Anweisung vorzeigte, Recht.

Diese Klage des L. v. J. gegen den H. v. Z. habe ich angeführt, um ganz der Wahrheit getreu zu seyn, und nichts von den daselbst vorgefallenen Odiosa zu verheimlichen. Allein diese Sache kann wegen der dabei früher und später vorgefallenen Persönlichkeiten gar kein Urtheil über die Aufführung der Preußen auf Rügen fällen, obgleich der L. v. J., welcher viel Achtung auf Rügen besitzt und daselbst viel Stimmen hat, mehrere Häuser gegen benanntes Militair aufbrachte.

Das Jagernsche Quartier ist das einzige unter mehrern Hunderten, ich sage das Einzige, welches benannte reelle? Klagen gehabt hat. Meine Behauptung belegen die wöchentlichen Listen aller Bequartierten, welche sich im Archiv des Corps befinden.

Ich fordre den Herrn Landrath von Lanken, dem sein Ansehn und seine großen Besitzungen auf Rügen eine entscheidende Stimme geben, ihn, der auf Plügenthin und andern Gütern einen großen Theil der Preußen und oft das mit so vielen Beschwerlichkeiten verbundene Hauptquartier hatte, fordre ich auf zu sagen: ob er je Klagen über die Aufführung dieser Truppen hat führen können. Ich ersuche den Herrn von Crassow auf Pansevitz und seinen umliegenden Gütern, die Herren auf Bythegast, auf Groß- und Klein-Stubben, auf Bergglase ꝛc., es öffentlich bekannt zu machen, wenn sie Kla-

gen über die auf Rügen gestandenen Truppen führen können.

Mehrere bequartierte Herren können es nicht läugnen, daß sie einigemal ihre Zufriedenheit unaufgefordert öffentlich über das Betragen der Preußen geäußert, ja sogar gesagt haben: daß sie ihnen wegen ihrer beständigen Aufgeräumtheit und ihres — anständigen militairischen Wesens besser gefielen als die Schweden. Besonders bemerkten verschiedene, daß sie daß Singen militairischer Lieder an den schönen Sommerabenden sehr gern hörten.

Es ist mir daher um so unbegreiflicher, wie ein unberufener Schwätzer, der vielleicht der Aussage irgend eines Schneiders oder Schusters traute *), in seiner sentimentalen Reise auf Rügen das im Anfange Mitgetheilte über die preußischen Truppen sagen kann.

Es ist traurig, wenn derjenige, der sonst Anlagen und Kenntnisse zeigt, von seiner Feder einen so schlechten Gebrauch macht, empörend für jeden gerecht denkenden, wenn er den angreift, den er vielleicht anjetzt minder furchtbar und außer Macht sich zu vertheidigen glaubt.

*) Und selbst diese Leute, wie alle Handwerker, haben erklärt, daß sie in einer Woche, wo die Preußen auf R. waren, mehr als sonst in einem viertel Jahr verdient haben.

Zu bedauern ist es, daß man diese unwahre Bemerkung in einem Hefte findet, welches sich sonst durch seinen Geist vortheilhaft auszeichnet.

Der preußische Cornet am 14ten October 1806.

(Eingesandt.)

Wenn man es sich in unsern Tagen herausnimmt, den Erfolg, den Ausgang der Unternehmungen von Menschen, zur einzigen Norm seines Urtheils über dieselben zu machen, und jenachdem jener gut oder schlecht war, zu bestimmen, ob die mitwirkenden Subjekte etwas taugten oder nicht, — wenn man dem Unglücklichen, dem Besiegten, weil er besiegt ward, alles zur Last legt, ihm jeden Vorzug absprecht, — von einzelnen wenigen Erscheinungen schlechtweg aufs Allgemeine schließt, — wenn man, wie es in den Feuerbränden, u. a. im 8ten Heft geschieht, frech genug ist, über einen ganzen Stand, — ich meine das preußische Officiercorps — den Stab zu brechen, ihm das wenige, aber zugleich das Kostbarste, was ihm bleiben kann, seine Ehre zu rauben, ihm Feigheit vorzuwerfen und zum Verräther am Vaterlande zu brandmarken sucht, — so halte ich jeden unparteiischen, rechtschaffnen Mann, vorzüglich aber jeden Preußen für verbunden, eine unsrer ersten Pflichten, die Gerechtigkeit — zu üben. Er darf es nicht zugeben, daß man einen Theil seiner Mitbrüder,

ungerecht behandle, daß man sie wegen einzelner Mängel durchaus verdamme und ihr Gutes, ihre Aufopferungen und ihre Großthaten ganz verkenne. Er muß jedes einzelne, diesen Unglücklichen zur Ehre gereichende Faktum dem Dunkel der Verborgenheit entreißen, damit man wisse, daß nicht der Feind allein hohen Muthes fähig ist, damit die Welt durch ein Aggregat schöner Thaten auch das Gute und Edle kennen lernt und so faktisch vom Gegentheil jener Invectiven überzeugt wird. Unser Zeitalter, das doch dem Verdienste seine Kronen läßt und wenigstens Sinn für Erscheinungen der Kraft, Mannheit und Größe zeigt, wird solche Erzählungen gewiß nicht ungern aufnehmen, es wird dann über manches billiger und richtiger urtheilen und auch dem Unglücklichen, wo er es verdient, seine Bewunderung nicht versagen. — Vielleicht wird man auch im vorliegenden Falle, in Bezug auf patriotische Selbstverläugnung und einen großen, eisernen Sinn, — kein ganz unwürdiges Analogon eines Scävola, eines Cato finden. Wenn gleich das Resultat minder glänzend war, — wenn gleich der feste Wille hier unterlag, — so war doch hier, wie dort Heldensinn, hohes, lebendiges Gefühl seiner Pflicht, die Triebfeder.

Der Cornet von F***s vom Dragoner-Regiment von Wobeser, hatte kurz vor jener unglücklichen Campagne von 1806 seine militairische Laufbahn begonnen. Durst nach Thaten, Anhänglichkeit an die gerechte Sache

hatten ihn dazu bestimmt. Mit den schönsten Hoffnungen, mit dem besten Vertrauen ging er ins Feld. — Wer könnte so ungerecht seyn, wie man es doch in den Feuerbränden ist, dies Vertrauen auf seine Kräfte zur Schande auszulegen? Ist es nicht so natürlich, daß persönlicher Muth, inneres Gefühl seines Werthes, langverjährte günstige Meinung von der Stärke des Ganzen, Wahrnehmung desselben Geistes an allen andern, — Ueberzeugung von der Gerechtigkeit seiner Sache, — ein blindes, enthusiastisches, dem kältern Beobachter übermäßig scheinendes Vertrauen erwecken? Und weil der Erfolg es nicht rechtfertigt, sollte ich mich berechtigt halten, daraus einen Gegenstand des Spottes und der Schande zu machen! Das sey ferne. Zu welchen großen Resultaten hätte nicht dieser Geist in der preußischen Armee, dieses Vertrauen, den Officier unter besserer Leitung führen können! Wahrlich es verdient nicht eine so elende Parodie des Schillerschen Reiterliedes, wie man im 8ten Heft der Feuerbrände antrift.

„Der 14te Octobr. gab dem Cornet die so lang ersehnte Gelegenheit, seinen Muth zu bewähren; — er that es, indem er einer der ersten der Schwadron in die dichten Reihen eines französischen Chasseur-Regiments einhauete. Nach langem, verzweifelten Kampfe lähmten mehrere schwere Hiebe und ein gefährlicher Stich seine kräftige Rechte; er sank bewußtlos vom Pferde. Sein treuer Camerad, der Reiter Felix, sah ihn, nahm ihn auf sein Pferd und

rettete ihn aus dem Getümmel der Schlacht. Sie kamen bis in den Park vor Weimar, wo sie schon den Feind trafen. Der Verwundete bat seinen Retter jetzt inständig, auf seiner eignen Hut zu seyn und zu den Ihrigen zurück zu eilen, er möge, setzte er hinzu, ihn nur hier im Park lassen, er würde es doch nicht lange mehr machen ꝛc. Der Dragoner that es und kam glücklich durch die Feinde nach Langensalza u. s. f. — Der Officier zu schwach, weiter zu kommen, suchte nun vom Wege ab in die dickbewachsenen Gesträuche zu kriechen. Es gelang ihm mit Aufwand aller seiner Kräfte. Hier wollte er unentdeckt vom Feinde seinen Tod erwarten. Doch dieser letzte Tröster ließ noch auf sich warten. — Nur einen Blick auf das Schreckliche seiner Lage, auf diese fürchterlichen Augenblicke! Zweilange, qualvolle Nächte lag der unglückliche junge Mann an Kräften erschöpft, mit tödtlichen, noch unverbundenen Wunden, aus denen er sich wiederholt verblutete. Er lag in fieberhaften Zuckungen, unter freiem Himmel, von schrecklichen Schmerzen, von Kälte und Hunger gepeinigt. — Aber er achtete dessen nicht, er litt wie ein Held; er wollte nicht leben als Zeuge der Vernichtung Preußens, nicht danken seine Erhaltung den Feinden des Vaterlandes, er wollte mit seiner Sache fallen. Deshalb verschmähte er jede Hülfe, die er sich hätte verschaffen können, sobald er sich zu erkennen gab. — Wie trefflich paßten auf ihn die Worte: „victrix causa Diis placuit,

sed victa Catoni.“ Doch warlich Cato hatte keinen so schwierigen Kampf zu kämpfen, — keine so schreckliche Prüfung zu bestehn, als er. Keine Hand war hier, die seinen Leiden hätte ein Ziel setzen können; gewiß er würde sie gesegnet haben. — Ueber ihn her zog der siegtrunkne Feind; sein lauter Jubel vollendete das Fürchterliche dieser Stunden.

Endlich nach dem schwierigsten der Kämpfe, als aufgeregter Schmerz und Bedürfniß das höchste Ziel erreicht hatten, behauptete die Natur ihre Rechte und der feste Wille des jungen Helden erlag dieser allgewaltigen Hand.

F. rief nun wiederholt mit aller Anstrengung: „aidés-moi, aidés-moi.“ — Es war aber nur eine leise verhallende Stimme, die niemand vernahm. — Zuletzt kamen mehrere feindliche Grenadiere, die über ihn herfallen und ihn plündern wollten; doch der Anblick des schönen Jünglings (F. war wirklich einer der schönsten Officiere in der Armee) der in seinem Blute lag, auf dessen Gesicht schon das Lächeln des Todes war, gebot Ehrfurcht den Kriegern. Sie trugen ihn nach Weimar und holten einen geschickten Chirurgen. — Doch die Hülfe kam zu spät; der Jüngling war für eine schönere Welt bestimmt, zu der er auch nach wenig Tagen einging. B.

Betrachtungen über die Kriegszucht bei den verschiedenen Völkern.

(Fortsetzung.)

Zeitraum, welcher den französischen Revolutions-Krieg bis ans Ende des achtzehnten Jahrhunderts in sich faßt.

In Absicht des Dienstes hatte sich bei den formirten Armeen Europens wenig oder gar nichts Bedeutendes geändert. Nur bei den Franzosen hatte sich die bewaffnete Macht durch die Revolution beinahe ganz aufgelöst. — Fast jede allgemeine Revolution eines Landes ist, und besonders die letzte französische war zu sehr einzelnen Ereignissen und den so schnell wechselnden Einwirkungen verschiedener Parteien und Machthaber, zu sehr der Wuth aufgereitzter Gemüther unterworfen, als daß etwas Bestimmtes über den eigentlichen Charakter der Kriegszucht des französischen Militairs während dieser Zeit zu bestimmen wäre.

Bei der neuen Organisation einer stehenden Kriegsmacht nahm man theils die alte Verfassung, theils die deutschen Heere zum Muster.

Die freiwillige Werbung, die man Anfangs anwendete, reichte im Jahr 1793 nicht hin, die decretirten

300,000 Mann aufzubringen, und man mußte zu einer allgemeinen Zählung aller Waffenfähigen schreiten und das System der Requisitionen einführen.

Seitdem mit den stehenden Heeren und der veränderten Kriegsverfassung die Lehnsfolge aus dem Gebrauch gekommen war, hatte auch kein Aufgebot oder Aufstand des Volks in Masse zur Abtreibung der Feinde des Vaterlandes Statt gefunden. Die französische Republik stellte uns in den damaligen Zeiten zuerst wieder ein solches Beispiel auf, indem es seinen Bürgern keine andre Wahl ließ, als den Krieg oder die Guillotine. Dies, verbunden mit dem der Nation eigenen Enthusiasmus, trieb alles nach den Gränzen, was nur im Stande war, die Waffen zu tragen. Selbst das schwächere Geschlecht vertauschte die Nadel oder den Spinnrocken mit dem Schwerte, und es war nichts seltenes, Weiber in der Uniform der Volontaire zu finden, und unter den Männern mit gleicher Erbitterung in den Reihen der Republikaner gegen die Feinde fechten zu sehn. Dümourier erwähnt vorzüglich mit großem Lobe zweier Mädchen aus Montagne, die den Feldzug in Champagne und nachher in den Niederlanden mitmachten, und sich eben so sehr durch ihren Muth bei allen Gefechten als durch ihre Sittsamkeit auszeichneten. Auch die Schweizer thaten ein Gleiches und die Weiber bewafneten sich im Canton Bern mit Streitsensen, Morgensternen und anderm ähnlichen Gewehr; allein der Erfolg entsprach ihrem Eifer für das

Wohl des Vaterlandes nicht, sie wurden nach blutigem Widerstande geschlagen und größtentheils aufgerieben. Mit mehrerem Glücke vertheidigten die Einwohner des Schwarzwaldes und die Tyroler den vaterländischen Boden gegen die Angriffe der Franzosen, doch auch sie wurden geschlagen, sobald ein günstigeres Terrain der Taktik freieren Spielraum gab, und der Grundsatz: daß regellose Haufen bei allem Muth, bei allem Enthusiasmus, selbst bei Uebermacht, dennoch nichts gegen geübte und disciplinirte Truppen von geschickten Befehlshabern angeführt, vermögen; dieser Grundsatz bestätigte sich auch in diesem Kriege in tausend Fällen auf die evidenteste Weise.

Um diese Zeit sah man in Frankreich ein, daß man einzelne Aufopferungen, des Staates Neuerungen und Aufopferungen von Individuen nicht achten müsse, um das ganze Gebäude stützen zu helfen und zu heben. Man griff mit einem eigenthümlichen energischen Charakter die Sachen an, und sie gelangen. — Man errichtete diese ungeheure Armee eben so rasch als vollkommen, und scheute sich nicht, mit Gewalt die streitfähige Jugend auszuheben, mit Gewalt dem noch nicht ganz ruhigen Volke fast alle Handwerker in Requisition zu nehmen und die Armee schnell mit allen Bedürfnissen zu versehn.

Nicht allein alle Flinten im Lande mußten dem Militair gegeben werden, nicht allein mußten die Kaufleute

alle vorräthige Tücher reichen, sondern es wurde auch jedem Bürger, welcher einen blauen Rock oder Mantel besaß, dieser von der Municipalität genommen, und man verfertigte daraus Monturen für die National-Garden.

Von jeher waren die Bande der Subordination bei den französischen Truppen schlaffer als bei den Deutschen, durch den Ausbruch der Revolution hatten sie sich vollends gänzlich aufgelöst, und es kostete später viel Mühe, sie wieder herzustellen.

Die erste Veranlassung, daß die Soldaten an den, in Frankreich sich immer mehr und mehr verbreitenden Gährungen Antheil nahmen, war folgende: Der König zahlte ein gewisses Anwerbungsgeld, wovon aber auf jeden Mann 15 Liv. zur Anschaffung und Unterhaltung seiner Dienstequipage zurück behalten wurden. Ueberdies gab der König noch jährlich 70 Liv. auf den Infanteristen und 140 auf den Kavalleristen, welches nebst der halben Löhnung der Beurlaubten, der Bezahlung für die Abschiede und einem Theile der Verlassenschaft verstorbener Soldaten eine Kasse formirte, woran jeder Soldat seinen Antheil hatte; doch ward nicht eher mit ihm abgerechnet, bis er den Dienst verließ. Diese Einrichtung hatte das Gute, daß sie den Krieger an seine Fahne fesselte. — Zur Unterhaltung der Wäsche und des Schuhwerkes ward dem Soldaten noch täglich ein Sous abgezogen, und alle drei Monate mit ihm Abrechnung

gehalten. Beide Kassen wurden nachher vereinigt, und sie der Aufsicht der Stabsofficiere und ältesten Kapitains übergeben. Eine von dieser ganz verschiedene Kasse war der Verwaltung des Regiments-Inhabers und Quartiermeisters überlassen, sie bestand aus andern Accidenzien durch Abzüge, Ueberschüsse, Verlassenschaften u. a. m. Hiervon bestritt man den Sold der Hautboisten, das Handgeld für Leute von grösserem Wuchs und ähnliche Ausgaben nach Gutbefinden der Regiments-Chefs.

Der gemeine Mann sah diese Kassen als ihm mit Unrecht gemachte Abzüge und als sein Eigenthum an, welches er bei erster Gelegenheit zurückfordern könne. Sobald daher durch den Antheil, welchen die Soldaten an den Volksversammlungen nahmen, sich auch bei ihnen die Grundsätze von Freiheit und Ungebundenheit zu verbreiten anfingen, forderten sie das Geld zurück, von dem sie behaupteten, es gehöre ihnen und werde von den Officieren aus niedrigen Absichten vorenthalten. Die Besatzung zu Metz erzwang auf diese Art zuerst, daß mit den Soldaten abgerechnet ward, und jeder den ihm von den Kassen zukommenden Theil heraus bekam. Bald folgten mehrere Regimenter diesem Beispiel. Das Regiment des Königs erpreßte 50,000 Thaler von seinen Officieren, machte mit den Reitern von Mestre de Camp und dem Schweitzer Regiment Chateau Vieux gemeine Sache, verweigerte den Befehlshabern allen

Gehorsam und beging nebst den übrigen die gröbsten Ausschweifungen.

Obgleich die Anführer von einem gegen sie unter dem Marquis von Bouillé abgeschickten Detaschement gezwungen und zur Strafe gezogen wurden *), brach doch bald darauf die Empörung der Truppen von neuem aus. Der Vicomte von Voisin, Commandant der Artillerie-Schule zu Valence, der Oberste von Rully, vom Regiment Maim und mehrere andere Officiere wurden von ihren Soldaten ermordet, die übrigen aber fortgejagt. Die Generale sowohl als die Mitglieder des Convents, begünstigten zum Theil diese Unordnungen aus Privatabsichten, und als der Krieg mit den Coalisirten ausbrach, war die Insubordination aufs höchste gestiegen. Die Generale la Roue und Carlo weigerten sich Dumouriers Befehlen zu gehorchen und ein Jäger-Regiment ging in seinen Cantonirungen hinter Condé zurück, anstatt ins Lager bei Maulde zu rücken.

Noch mehr trug die Anstellung des öffentlichen Anklägers und die Errichtung der Revolutionstribunale bei den Armeen dazu bei, alle Mannszucht gänzlich aufzulösen. Jedes Individuum der Armee, selbst der geringste Troßbube hatte nun das Recht, seine Vorgesetz-

*) Bouillé erstürmte Nancy mit 4000 Mann. Der vornehmste Rädelsführer ward daselbst gerädert, 22 wurden gehangen und 41 auf dreißig Jahr auf die Galeeren geschickt.

ten, den Obergeneral nicht ausgenommen, wegen Incivismus anzuklagen und vielleicht unter die Guillotine zu bringen. Ein Beispiel davon ist der General Valetau, der einen Gensdarmen in Arrest schickte, weil er sich ohne Urlaub aus den Cantonirungen entfernt hatte. Der Gensdarme denuncirte nun aus Rache seinen Befehlshaber als einen Aristokraten erst bei dem Obergeneral Souhan, dann bei dem Revolutionsgerichte zu Lille, und weil er bei beiden abgewiesen ward, bei den Jacobinern in Paris, die bald ein Absetzungs-Decret für den General Valetau auswirkten. Nur Pichegrüs Ankunft bei der Armee rettete ihm das Leben, denn ohne diesen wäre er unfehlbar nach den Gesetzen vom 17. September gerichtet worden.

Man könnte tausend ähnliche Beispiele aufstellen, wo auch bei den Armeen die besten, die rechtschaffensten Männer als ein Opfer der Bosheit jener Kannibalen fielen, die als Abgesandte des Wohlfahrtsausschusses, unter dem Namen der Volks-Repräsentanten mit morgenländischer Despotengewalt über die Truppen herrschten. Duquesnoi ließ einen jungen Mann, Namens Louis Belchamps, der sich ihn zum Feinde gemacht hatte, blos deshalb vor das Revolutionsgericht ziehen und hinrichten, weil er eine Lilie auf der Säbelklinge hatte, unter die sein Name gegraben war. Ein anderer Repräsentant, der genug bekannte St. Just, befahl in der Belagerung von Charleroi die Anlegung einer

neuen Batterie, und der General Bollemont hatte diese Arbeit dem Artillerie-Hauptmann Meras aufgetragen. Weil jedoch alle Schaufeln, Hacken u. s. w. bei andern Arbeiten gebraucht wurden, konnte dieser seinen Auftrag nicht erfüllen. Er ward daher auf Befehl des Repräsentanten arretirt und zwei Tage darauf erschossen *). Hoche, einer der bravsten Generale der Republik, entging nur durch einen Zufall der Guillotine; und andre, deren Leben nicht selbst bedrohet ward, sahen sich oft ihrer theuersten Anverwandten beraubt, oft in dem nämlichen Augenblicke, wo sie ihr Blut im Dienste des Vaterlandes versprützten.

Es erstaunt der Deutsche, wenn er diese himmelschreienden Ungerechtigkeiten und Gräuelthaten aufgeführt findet, welche nur noch schwache Schattenrisse der zwischen andern Ständen vorgefallenen sind. — Wohl ihm! — seine frühere Geschichte hat keine Beispiele gleicher, und seine spätere kein Beispiele ähnlicher Schandflecken. —

Alles das Unglück, was wir neuerer Zeit litten, ist erträglicher, als wenn wir Zeugen solcher Unthaten unserer Nation hätten seyn müssen! — Möge der Himmel unsern Enkeln das Gefühl, den Stolz innerer Würde erhalten, daß sie einst nicht mit ihren Enkeln zu tauschen wünschen.

*) Observateur imperial.

Um solchen Preis entsagt der Deutsche (der die deutsche Muttersprache gern Redende) der Größe, Macht und Einheit seines Staatskörpers, bleibt ihm und seinen Mitbrüdern nur die Größe, Macht und Einheit seines Herzens, bleibt ihm nur das kosmopolitische Gefühl des edleren Menschen, erhaben über den Glanz, der nur Individuen umstrahlt. —

So strenge auch oben bemerkte Behandlung des Militairs von Seiten der Repräsentanten war, so diente sie doch zu nichts weniger, als die Kriegszucht im eigentlichen Sinne des Wortes zu erhalten. Die Familiarität der Gemeinen gegen ihre Officiere, die sie selbst aus ihrer Mitte erwählt hatten, war im Anfange des Krieges zu groß, als daß sie nicht hätte dem Ansehn der letzteren nachtheilig werden sollen. Dazu, das Ausbleiben des Soldes oft mehrere Monate lang, wo die Soldaten dann auf Diskretion der Einwohner leben mußten und nicht selten weiter gingen, als sie wohl sollten. Die besseren Generale der Republik suchten immer die Mannszucht aufrecht zu erhalten, oder wieder herzustellen, wenn ihre Bande erschlafft waren, und Hoche ließ den Commandanten des Grenadier-Bataillons, das im Jahr 1795 Neubrac geplündert hatte, nebst den am meisten Schuldigen vor das Kriegsrecht stellen. Alle übrige Officiere des

Bataillons kamen auf vierzehn Tage ins öffentliche Gefängniß zu Rennes *).

Auch Pichegrü gab sich alle Mühe, gemeinschaftlich mit dem General Richard die Mannszucht bei seiner Armee aufrecht zu erhalten. Ein gleiches that Moreau bei seiner Expedition nach Schwaben, wo selbst während seines berühmten Rückzuges von den französischen Soldaten nur unbedeutende Ausschweifungen begangen wurden. Jourdans Abtheilung hingegen bezeichnete ihren Weg aus Deutschland mit Raub und Plünderungen, und erzeugte eben dadurch jene Erbitterung der Landleute, die den Franzosen so nachtheilig ward.

Diese Auftritte erneuerten sich in der Folge auch bei andern Divisionen der französischen Truppen wieder, und die italienische Armee führete im Jahr 1798 zum Grund ihrer Weigerung: unter dem Oberbefehl des Generals Massena zu stehn, die Bedrückungen dieses Generals im Venetianischen an.

Obschon es unbillig seyn würde, eine bald aus Nachgefühl über hartnäckigen und zwecklosen Widerstand entspringende, bald durch die eigne Noth erzeugte Härte gegen die Einwohner feindlicher eroberter Länder, ohne Rücksicht auf die Umstände, als einen gänzlichen Mangel an Mannszucht anzugeben, so läßt sich doch ein Verfahren wie das der Russen in Prag, jener unglücklichen

*) Vie du General Hoche, par Rousselin.

Vorstadt von Warschau, durchaus nicht entschuldigen. Am 4. November 1794 früh stürmten 17,000 Russen die nur mit 12,500 Mann besetzten weitläuftigen Verschanzungen jenseit der Weichsel bei Warschau und erstiegen sie, ungeachtet des hartnäckigen Widerstandes der Polen, bald. Während darauf alles nach der Brücke eilte, welche die sich hier drängende Menschenmasse verstopfte; tödteten die Russen mit zügelloser Wuth alles, was ihnen in die Hände fiel. Weiber, Kinder, Juden und Soldaten fraß das Schwert der Sieger ohne Unterschied, und unter den 15,000 Getödteten fanden sich allein 7000 Juden und 2000 Weiber und Kinder, von denen besonders viele auf die empörendste Art umgebracht worden waren.

Im Allgemeinen trat eine gelindere und menschlichere Disciplin an die Stelle der ehemaligen rauhen Behandlung des Soldaten. Bei den Franzosen wurden 1790 die von dem Grafen von St. Germain wieder eingeführten Schläge mit dem Degen wieder abgeschaft, jeder Militair-Bediente, der überwiesen ward, seinen Untergebenen geschlagen zu haben, ward abgesetzt, mit dreijähriger Gefängnißstrafe belegt, und für unfähig erklärt, der Republik zu dienen. In Rußland setzte Peter der 3te fest, daß der Soldat wegen geringer Verbrechen nicht mehr als zehn Stockschläge bekommen solle. Funfzig erhielt er nur, wenn er in Friedenszeiten auf der Schildwache schlief. Früher schon waren ähnliche Verfügungen bei andern Truppen getroffen worden. Bei den Türken hatte

Sultan Selim die alten Rechte und Gesetze der Janitscharen von Neuem eingeschärft, indem er sie zugleich durch öftere Waffenübungen zu Soldaten zu bilden und die Mannszucht zu befördern suchte.

Die Zweikämpfe wurden auch unter den Kriegern immer seltener, ja in einigen Ländern, z. B. den österreichischen Staaten, gänzlich unterdrückt. Nur bei den Franzosen schien mit dem Republikanismus die Lust, jede Streitigkeit durch den Degen zu entscheiden, desto lebhafter zu erwachen. Oft nahmen mehrere an dem Zweikampf Theil, es entstanden nicht selten blutige Gefechte, die manchen braven Soldaten das Leben kosteten. 1798 schlugen sich in Straßburg zwölf Mann des 9ten Bataillons Sappeurs mit eben so vielen Volontairen der 109ten Halbbrigade, wobei fünf Mann getödtet wurden. Um dem Unfuge ein Ende zu machen, mußte man die Sappeurs unverzüglich abmarschiren lassen. Die Besatzung von Mainz schlug sich im Jahr 1798 fast unaufhörlich, und die Militair-Spitäler wurden nie leer von im Zweikampf verwundeten. Wegen eines bon mot über die Salatgrünen Epauletten der leichten Infanterie schlug man sich mit der größten Wuth mit Säbeln und Bajonetten. Man verbot den Wachen, die Friedensstörer zu den Thoren hinaus zu lassen; allein sie erzwangen den Ausgang mit dem Degen in der Faust, und schlugen sich nachher in Schlachtordnung gestellt. Nachdem durch diesen Zwist mehr als hundert Mann umgekommen waren,

ward ein förmlicher Friede geschlossen, und die darüber ausgefertigte Urkunde dem General Hatry zur Genehmigung vorgelegt.

Es scheint nicht, als habe man dies für ein Vergehen gegen die Disciplin angesehn, auch ist des Zweikampfes in den Kriegsgesetzen der damaligen Republik nicht erwähnt. Widersetzlichkeit gegen die Befehlshaber ward vor dem Feinde mit dem Tode, außerdem aber mit Einjährigem Gefängniß bestraft. Die Strafe des wirklichen Aufruhrs war für die Urheber der Tod, für die Uebrigen zehnjährige Kettenstrafe. Jeder Soldat, der sich im Kriege nicht auf seinem Posten einfand, sollte mit fünfjähriger Kettenstrafe belegt, wer ihn aber verließ, sollte todtgeschossen werden. Die erste Strafe erhielten auch die, welche beim Sturm aus ihren Gliedern gingen um zu plündern. Die übrigen Strafen waren mit geringen Abänderungen dieselben, die jetzt noch bei den meisten Heeren Statt finden.

Zu Anfange des Krieges hatte der National Konvent dekretirt: daß alle Kriegsgefangene unter dem besonderen Schutz der Nation und des Gesetzes stünden und daß daher alle Beleidigungen derselben eben so angesehn werden müßten, als ob sie französischen Bürgern wiederfahren wären. Sie sollten unter der Aufsicht eines Kriegs-Commissairs mit Sold und Brot versehen werden, und die Kranken sollten gleich den Soldaten der Republik gehalten und verpflegt werden. Hiervon waren jedoch die

Emigrirten und die bewaffneten Einwohner der Vendee ausgenommen, die ohne Ausnahme sogleich an das Kriegsgericht überliefert und erschossen wurden. Die Vendee ihrerseits machte es mit den Republikanern eben so, von denen Charette sieben- bis achthundert auf einmal todtschießen ließ als er Machecoul eroberte.

D'Elbee, ein anderer Anführer der Königlichgesinnten, glaubte zwar in den ersten fünf Monaten des Krieges durch eine menschlichere Behandlung der Kriegsgefangenen auch die Republikaner zu einer gleichen Schonung aufzufordern, allein vergebens. Dieser Vernichtungs-Krieg ward lange im westlichen Frankreich fortgeführt, bis endlich die Regierung einsahe: daß man zwar Ernst brauchen, aber auch zugleich Milde anwenden müsse, um jene fürchterliche Partei nicht nur zu besiegen, sondern auch zu beruhigen.

Im Jahr 1794 befahl Robespierre und seine blutdürstigen Genossen, ebenfalls alle englische Kriegsgefangenen, so wie die österreichischen Besatzungen von Landrecis, Quesnoi, Conde und Valenciennes auf der Stelle niederzumachen; allein nur wenige französische Befehlshaber dachten unedel genug, diesen Befehl zu erfüllen, zu dessen Ausübung sich selbst die gemeinen Soldaten nicht gebrauchen lassen wollten.

Auch den in der Geschichte unserer Zeit genugsam bekannten Engländer Sidney Smith, erwartete vielleicht nicht das günstigste Schicksal, als er gefangen und in

Paris in den Tempelthurm gesetzt worden war. Er wußte ihm aber durch seine, mit eben so viel Verschlagenheit entworfene als glücklich ausgeführte Entweichung zu entgehen. Um ihn nun im Verfolg des Kriegs wieder gebrauchen zu können, mußten die Engländer 4000 Franken Ranzion für ihn zu bezahlen sich entschließen. Seinem Beispiele folgte vor sieben Jahren der österreichische General Mack und entwich ebenfalls aus der französischen Kriegsgefangenschaft, in die er sich gleichsam selbst geliefert hatte, um den Dolchen der gegen ihn empörten Neapolitaner zu entgehn. Seiner Flucht setzten sich jedoch ungleich weniger Schwierigkeiten entgegen als jener des Engländers, da er die Erlaubniß hatte, frei herum zu gehn, und weder eingeschlossen noch unter der besondern Aufsicht einer Wache war, wie Sidney Smith. — Mit Unwillen sieht man solche Beispiele, wo Männer das Vertrauen, was selbst die Feinde in ihr Ehrenwort setzten, mißbrauchten, und wo Leute des ersten Ranges sich Vergehungen schuldig machten, die der untergeordnetste Officier zu begehen verabscheuen sollte. Mack hat später für seine Treulosigkeit büßen müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedanken beim Anblick eines Säuglings an der Mutter Bruſt.

Du Bild der Unſchuld, das mit Roſen-Munde
Des Lebens ſüßen Balſam trinkt, —
Du lächelſt forglos jeder Stunde:
Wohl Dir! — Du Engel haſt noch keine Kunde
Vom Schrecklichen, was Dich umringt.

Du blickſt ſo herzvergnügt aus deinen blauen
Kriſtallnen Augen hin und her.
Dem Sünder würdeſt Du vertrauen, —
In's Mordgewühl, zum Brande lächelnd ſchauen
Und ſpielen mit dem blut'gen Speer.

Beglückter Säugling, keine Millionen
Erzwingen dieſe Seligkeit. —
Ein Cäſar ſteigt von ſeinen Thronen,
Er tauſcht mit Dir, — ſoll das Gefühl ihm lohnen,
Daß ihn ein buntes Band erfreut.

Hell hüpft ein reines Blut in Deiner Wange,
Geſund ſo wie Dein Herzchen iſt.
Doch ach! — es wird mir um Dich bange, —
Du küſſeſt lieber ſchon den Mann vom Range,
Als Du den ohne Stern geküßt.

Ich lese in der Mutter ernsten Blicken,
Die tiefergründend auf Dir ruhn; —
Sie fragt: — „wirst Du mich einst beglücken,
„Mein Kind, mit Tugend Dich und Ehren schmücken?
„Du Gutes oder Böses thun?"

Ihr Fuß tritt ahndungsvoll hin in die Ferne
Und weilt betrübt am Leichenstein.
Sie sieht ihr Bäumchen sproßen aus dem Kerne: —
Es wächst und trägt, dann lebte sie so gerne, —
Doch dann, dann wird sie nicht mehr seyn.

Wie sanft die kleine Hand den Busen streichet
Der Lippe gnügt der Milchgeschmack.
Es ist dieselbe Hand — sie neiget
Zur Rettung sich — o Gott und reichet
Zur Frevelthat des Ravaillac.

So hat der Herr sein Ebenbild geschaffen
Voll Göttlichem, voll Menschlichkeit.
Die Zeit kann Herrliches erschlaffen,
Doch gibt dem Manne sie auch Kraft und Waffen
Zum Kampf für die Unsterblichkeit.

Viel liegt in deinem Grund verborgen
Du Weltmeer, allgewalt'ge Zeit, —
Du endest Kaisers, — Bettlers Sorgen;
Wirst zeigen, ob uns ein Vergeltungs-Morgen
Einst aufersteht im Sonnenkleid.

Ich bin ein Gläubiger, ich glaube
Der Auferſtehung Sonnenglanz! —
Des Vaterlandes Lorbeerkranz,
Zertreten liegt er zwar im Staube —
Dem Leuen ward der Leu zum Raube,
Doch ich verzage nicht! — ich glaube
Daß einſt im hohen Feſtes-Glanz
Germania wird auferſtehn,
Und würdig ihre Söhne ſehn.
Der Glaube ſtärket! — Brüder glaubet
Und hofft mit mir, verzaget nicht! —
Wer es auch ſey, — ein Gott — er raubet
Dem feſten Mann den Glauben nicht! —

Auszug aus einem Briefe von B. aus Paris.

Ich glaube dem leſenden Publikum einen heitern Blick auf unſre bisher immer ſo trüb und finſter geſchilderte Gegenwart nicht entziehen zu dürfen, den ihm folgende Stelle eines Briefes aus dem Süden eröffnet:

„Die Geſchichte unſrer Tage hat eine Wiederholung der Erdgeſchichte in meinem Gedächtniß und Nachdenken veranlaßt, die mich beruhigt hat. Die Punkte ſind mir als Reſultate ihrer Zuſammenhaltung und meiner Reflexion hell entgegengeſprungen, dieſe nämlich:

1) Die Geschichte hat, wie der Mensch und die ganze Natur, ihren Frühling, ihren Sommer, ihren Herbst und ihren Winter. Sie hat schon zweimal das Jahr vollendet und wir leben am Ende des dritten Jahres der Menschheit. Es ist zum dritten Mal Winter auf der Erde. —

2) Jede Jahreszeit, wie jedes Alter, hat seine Nachtheile und Vorzüge, in der Kultur wie in der Natur. Alle haben in der Gegenwart das Gute, was ihnen eigenthümlich gehört, und die Hoffnung desjenigen, das dem andern eigenthümlich ist.

3) Die für den sinnlichen Menschen undankbarste Jahreszeit ist für den übersinnlichsten gerade die dankbarste. Darum sind gerade in dem Winter der Geschichte, in den elendesten Epochen der Menschheit die größten geistigen Helden, Genien der Tugend entstanden. Sokrates war eine Tanne des ersten Winters der Menschheit; Christus eine Ceder des zweiten, und dieser dritte wird auch seine Fichte haben, ob ich gleich, trotz dem Namen, nicht glaube, daß dieser schon da sey.

Das für den edlen Menschen wichtige ist zu jeder Jahreszeit, in jedem Menschenalter und Weltalter da; die Natur, Gott, und sein freier Wille. Im allgemeinen Verfall der Staaten und der Gesellschaft treten alle drei gewissermaßen noch reiner hervor, wie der Himmel mit allen seinen Sternen in den Winternächten gerade am hell-

sten strahlt. Die Düfte des Friedens, der Ruhe und der Glückseligkeit verdunkeln etwas den geistigen Aether, wie die Ausdünstungen der blühenden Vegetation den körperlichen benebeln.

Wir wollen also nicht darüber jammern und wehklagen, daß es friert, stürmt, hagelt und schneiet, daß kein Bach rieselt, kein Vogel zwitschert und keine Blume blüht in der heutigen politischen Verfassung Europas. Der Frühling kommt wieder, so gewiß wie jeder andere, und bis dahin wollen wir uns zu Hause halten, uns am Ofen der häuslichen stillen Tugend wärmen, die Früchte des vergangenen Herbstes genießen, neue Bäume pflanzen und für den künftigen Sommer säen, — und um uns den Verlust der Nachtigall, der Rosen und des Abendroths reichlich zu ersetzen, den gestirnten Himmel auf dem festen Teppich der Erde betrachten.

So wenig ein gesunder Mensch, der im Stande ist, Feuer zu machen oder sich auch nur zu bewegen, im strengsten Winter erfriert, so wenig geht eine gesunde Seele, die denken und Tugend ausüben kann, durch den vorüberfahrenden Sturm des Despotismus, des Kriegs und des Sittenverderbnisses zu Grunde. Anfangs freilich ist es der stärksten Seele unmöglich, nicht vom Sturm ergriffen zu werden, wie der stärkste Körper beim ersten Winterfrost vor Kälte schaudert; aber nach kurzer Zeit gewöhnen sich beide an die unfliehbare Nothwendigkeit."

B.

= Ueber die letzte Schrift des Herrn von Berlepsch, ehemaligen Hofrichters und Land- und Schatzraths zu Hannover.

Die Schrift, über welche es mir hier erlaubt sey, zu reden, hat den Titel:

Die bei dem Berliner Executions- und Protectionshofe in meiner Dienstentsetzungs- und Proscriptionssache erfolgten letzten Aktenstücke, meine, den 21sten Junius auf Befehl des Königs von Preußen mit seinem General und Staatsminister, Grafen von der Schulenburg zu Hannover, in Ansehung ihrer Beendigung, gehabte merkwürdige Unterredung, und über ihre gegenwärtige Lage, nebst einer dazu gehörenden Vorerinnerung, und mit einem gewagten Blick in die Zukunft von dem Hofrichter auch Land- und Schatzrath Dr. Friedrich Ludwig von Berlepsch.

Dieser Titel, dessen Länge und Form den Leser sogleich in die Zeiten des dreyßigjährigen Krieges versetzt, hat wahrscheinlich dem Verfasser selbst nicht ankokkend genug geschienen: seine Dienstentsetzung hat leider die Buchdruckerpressen stärker wie die Herzen der Leser gerührt, und die Versuche, anonym das Publikum in

Bewegung zu ſetzen, ſind nicht gelungen. Er umgab daher dieſe Schrift mit einem roſenfarbenen Umſchlage, und in rubro ſteht mit deutlichen Lettern:

Ueber
das Königreich Weſtphalen
rückſichtlich
eines gewagten Blicks
in
die Zukunft.

Dieſer ſo ſehr von dem obigen verſchiedene Titel muß natürlich mehr Leſer herbeiziehn, als jener, aus dem man nichts Neues ſieht, als daß der König von Preußen dem Herrn von Berlepſch befohlen hat, mit dem Grafen von der Schulenburg eine merkwürdige Unterredung zu haben.

Daß der Verfaſſer nicht mehr anonym ſchreibt, iſt rühmlich: noch mehr aber iſt es zu loben, daß er in dieſer Schrift die unehelichen Kinder ſeines Geiſtes, die man leider genugſam erkannte, legitimirte.

Die Aktenſtücke ſind drey Immediatvorſtellungen des Hrn. von Berlepſch an den König, ein Extract des Reichskammergerichts-Protocolls vom 23ſten Nov. 1803. in ſeiner Sache, eine Cabinetsordre an den Grafen von der Schulenburg, und die Correſpondenz des Hrn. von Berlepſch mit den Staatsminiſtern von Hardenberg und

Haugwitz, mit dem Staatssecretair Beyme, und dem Generalmajor von Köckritz.

Die Unterredung mit dem Grafen v. d. Schulenburg ist herrlich. Von der einen Seite ein heftiger leidenschaftlicher Mann voll Eifer für das Gute, voll des innigsten Widerwillens gegen alle Ränke und Schliche: von der andern ein abgezirkelter höfischer Egoist, der sich freut, den Buchstaben für sich in Händen zu haben, und daher glaubt, Jenem überlegen zu seyn. Schulenburg tobt, Berlepsch wird spitzig, und schließt mit der ironischen Anfrage: Ob er ihm rathe, nach Berlin zu reisen? Das müssen Sie selbst am besten wissen, antwortete Schulenburg.

Diese Scene hat denn den Herrn von Berlepsch so sehr erbittert, daß er dem Grafen von der Schulenburg „seine Verachtung dadurch zu erkennen gab," daß er, ohne ihm eine Visite zu machen, Hannover verließ. Ja er geht so weit, daß er den Grafen Schulenburg beschuldigt, durch sein Betragen gegen ihn einen offenbaren Beweis der Geringschätzung seines Königs an den Tag gelegt zu haben. Diese Stelle ist zu lächerlich, als daß ich nicht das ganze deutsche Publikum ersuchen müßte, die Schrift des Hrn. von Berlepsch zur Hand zu nehmen, und von Seite 42, wo von der Theegesellschaft die Rede ist, bis zu Ende des Absatzes zu lesen.

Jetzt heißt es auch, daß der Graf von der Schulenburg das Hannöverische desorganisirt, daß er den gebildeten Hannoveraner wie den rohesten Polen behandelt habe. Wahrlich anders lautete es in der Druckschrift:

Ueber die preußische Verwahrung und Verwaltung der Churbraunschweigischen Staaten u. s. w.

welche, nach dem Ausdruck des Verfassers, ein literarischer (sic!) Sansculotte widerlegt hat. In welchem Licht erscheint er aber hier gegen Schulenburg? Zwar nicht als Sansculotte, denn sonst hätte er Schulenburg angegriffen, wie er noch stand: der Cyniker und der Sansculotte haben keine Furcht; sondern als reiner Egoist, dem nur seine Gönner ehrwürdig, und nur seine Gewalthaber heilig sind. Der Angriff von der Seite, daß Schulenburg durch Beleidigung gegen ihn, den König beleidigt habe, ist vortreflich, und aus der italienischen Schule. Wer den Auserwählten des Herrn beleidigt, sagten Loyola's Schüler, der lästert Gott: wer den Diener Gottes höhnt, der ist des Todes würdig. Distinctionen werden als Schulfüchserey sofort verbannt: der Dolch wird geschliffen, der Frevler fällt. Wir dummen Deutschen haben leider eine langsamere Procedur; die fiskalischen Klagen sind langweilig, und die Richter werden die unitas personae zwischen dem Herrn von Berlepsch und — dem König nie einsehen lernen.

Die Ursache des Krieges zwischen Frankreich und Preußen war bekanntlich, daß Preußen sich durch Frankreichs Anerbieten an England, Hannover zurückzugeben, beleidigt fand. Die Ursache, daß dieser Krieg verloren ging, war die Ueberlegenheit der französischen Armee an Truppenzahl und leichter Artillerie, und das unverantwortliche Betragen vieler unsrer Heerführer. Dies ist wohl zu unterscheiden. Und doch sagt der Herr von Berlepsch

> In acht Monaten des unglücklichsten Krieges — — hatte der König von Preußen, über die unnatürliche Verbindung Hannovers mit Großbritannien, deren schädliche Folgen Er (der Herr von Berlepsch) allen Fürsten und Ständen des nördlichen Deutschlandes 1793 vorher gesagt habe, seine sämmtlichen Staaten bis an den Niemen verloren.

Diese Ursache ist wahrlich gut ausgedacht. Am Ende ist die unglückliche Verbindung Hannovers mit Großbritannien auch an der Entsetzung des Großsultans Schuld, und wir können erwarten, daß dieser gleich dem Herrn von Berlepsch das hannöverische Ministerium deshalb beim Reichskammergericht belangen werde. Richtiger noch würde die Dienstentlassung des Verfassers als der eigentliche Grund aller Uebel, die jetzt das Continent befallen haben, der Contributionen, Requisitionen,

verlornen Festungen u. s. w. angegeben werden, denn wären die Vorschläge des Verfassers befolgt, so hätten die Calenbergischen Landstände mit Frankreich Frieden geschlossen, und Oestreich und Rußland wären sicher demselben beigetreten.

Der gewagte Blick des Verfassers in die Zukunft reducirt sich hauptsächlich darauf:

1) Der König von Westphalen, als Herzog von Magdeburg, wird das Mandat des Reichskammergerichts in Hinsicht auf den Herrn von Berlepsch und seine Dienstentsetzung vollstrecken, (S. 87) weil er im 24sten Artikel des Tilsiter Friedens verpflichtet ist, alle Verbindlichkeiten Sr. königl. preußischen Majestät zu erfüllen, welche dieser als Besitzer der nunmehr abgetretenen Länder auf sich hatte.

Wer das Gegentheil behauptet, beleidigt den König von Westphalen (S. 89.).

2) Alle Staaten von Europa werden einsehn, daß England sie (durch die hingeschickten Subsidien) arm gemacht hat, Frankreich aber (durch die erhobenen Contributionen) sie wieder bereichern will.

3) Der Weg von Münden nach Witzenhausen wird zum Besten des Handels und zur Erleichterung der Reisen reparirt werden (S. 144).

4) Entrepriſen und Speculationen werden anjetzt mit Sicherheit gewagt werden können, weil ſich die Verwaltungsgrundſätze nicht alle Jahr verändern werden (S. 143).

Dieſe jährlichen Veränderungen ſind nicht im Preußiſchen vorgefallen, und meines Wiſſens eben ſo wenig im Heſſiſchen oder Hannöveriſchen. Die feſten Grundſätze der Nationalöconomie im preußiſchen Staat ſind ſtets die Bewunderung der Kenner geweſen.

5) Sperrungen und Einfuhrverbote werden aufhören (S. 134).

Man ſieht, daß der Verfaſſer nie zu Maynz geweſen iſt. In Witzenhauſen iſt wahrſcheinlich keine Douane etablirt.

Sollte es dem Herrn von Berlepſch gefällig ſeyn, dem Publikum nach 2 Jahren zu berichten, was von ſeinen Wünſchen in Erfüllung gegangen iſt: ſo will Recenſent ihm gern erlauben, alsdann ſeine ſiegreiche Antikritik damit zu verbinden: früher aber wird derſelbe ſich ſchwerlich überzeugen, daß ein Berlepſch einen Jerome erräth.

Ein preußiſcher Patriot.

Fortsetzung der Beobachtungen über Polen und dessen Schicksale.

Nach August des Dritten Tode suchte die sächsische Partei, welche aus den Fürsten Radzwil und Lubomirsky, den Grafen Godzki, Potocki, Granowsky, Rzewu ky und Andern bestand, den Churfürsten Friedrich Christian von Sachsen, oder einen seiner Brüder, auf den Thron zu erheben.

Gegen sie bildeten sich aber zwei mächtige Parteien, die des Großfeldherrn, Johann Branicki, welcher durch türkische Unterstützung und durch seinen Einfluß auf die Armee sich auf den Thron zu schwingen hoffte, und die noch furchtbarere der Czartoryski's, von dem Großkanzler von Litthauen geleitet, welche drei der ausgezeichnetsten Polen zu einem Zwecke vereinte, wiewohl alle drei nach der Krone trachteten. Diese drei Candidaten waren Prinz Adam Czartoryski, dessen Vater der Woiwode von Rußland, und Graf Stanislaus Poniatowsky, damals Truchseß von Litthauen.

Vorzüglich aber schadete der sächsischen Partei, welche sich mehr aus eignem Antrieb als auf Anreizungen für den Churfürsten interessirte, und daher von Sachsen aus keine Unterstützung erhielt; ihr, welche die ins

nerlichen Fehden wohl bestanden hätte, schadete das Einrücken von 10,000 Russen in die Gegenden um Warschau mehr als alles andere. Katharina die Zweite erklärte: Es solle durchaus ein Piast gewählt werden. Sie schloß mit Friedrich dem Großen einen Allianz- und Subsidien-Traktat, der insgeheim Poniatowskys Erhebung enthielt. Dies Alles gab den Czartoryski's Muth, und lähmte die Streitkräfte der sächsischen Partei.

Der Konvokations-Reichstag versammelte sich den 7ten May 1764, und der ungestüme stolze Branicki ließ sogleich alle künftige Verhandlungen desselben für nichtig erklären, wenn nicht vorher die Beschwerden einer Anzahl von Senatoren und Reichsboten, die in einem Manifest dem Reichstage vorgestellt worden, beigelegt würden. Dennoch drangen die Czartoryski durch, und Prinz Adam ward zum Reichstags-Marschall erwählt.

Sofort vereinigten sich die Anhänger Branickis und des Churfürsten von Sachsen, und der Großfeldherr schien seine Ansprüche aufzugeben. Beide Parteien verließen Warschau, und legten ein Manifest gegen den Reichstag ein, das von Branicki, Rzewuski, Potocki, Radziwil, Poninski und andern Großen, und einer großen Anzahl Reichsboten unterzeichnet war. Sie begaben sich in das Lager, das der Großfeldherr mit seinen Haustruppen, zu denen noch die seiner Anhänger und einige Regimenter von der Armee stießen, bei Kosceniz bezog.

Nachdem der Konvokations-Reichstag als vermeinter Stellvertreter der Nation den Kron-Großmarschall Bielinski, der dem Reichstage die Wache versagte, seiner Würde entsetzt hatte, nahm er einige Tage darauf auch dem Großfeldherrn Branicki seine Ehrenstelle, weil er die Unterhaltung der Truppen und ihre Disciplin vernachläßigt, die Gränzen nicht gedeckt, Truppen bei Graudenz zur Befriedigung seiner Privatrache zusammengezogen, und bei den jetzigen Zeiten die Republik verlassen habe. Zum Regimentar der Armee ward der Woiwode von Rußland, Fürst Czartoryski, Vater des Prinzen Adam erwählt.

Jetzt gingen mehrere Große zu den Czartoryski's über. Branikis Lager, von den Russen eingeschlossen, litt Mangel an Munition und Lebensmitteln: Radzwil, Potocki, Poninski und mehrere Andre entzweiten sich mit dem stolzen Großfeldherrn, und alle seine Plane scheiterten im Stillen.

Bevor ich zu dem Wahlreichstage übergehe, muß ich noch eine Anekdote vom Konvokations-Reichstage herſetzen. Man brachte die Frage auf die Bahn: Wie der künftige König sich tragen solle? Eine Partey drang heftig auf die Nationaltracht, und füllte eine ganze Session mit sehr ernsthaften Reden darüber aus. Der Primas, als Zwischenkönig, verlor endlich die Geduld, und erklärte, man würde sich vor ganz Europa lächerlich

machen, wenn man diese gehaltlose Frage noch länger behandelte.

Keineswegs! sagte ein Reichsbote von Podolien: es sey mir erlaubt, die großen Vortheile darzuthun, welche die weise, von unsern Vätern gebilligte und aufrecht erhaltene Tracht mit sich führt.

Nun verbreitete er sich darüber, daß die polnische Tracht den Polen unterscheide, die französische dagegen den Wuchs des schönsten Herrn entstelle, und einen polnischen Edelmann einer Verwechslung mit ausländischem Gesindel bloß stelle. Er schloß damit, daß er neulich in seiner Nationaltracht fast wie ein Bauer von dem Zugang zur Oper abgewiesen wäre, wenn nicht der Friseur eines Staroſten sich verbürgt hätte, daß er ein Mann von Stande sey.

Die Partei des Stanislaus Poniatowsky, der sich französisch trug, suchte diesen Reichsboten durch Versprechungen zum Stillschweigen zu bewegen, und es gelang ihr. — —

Der Wahlreichstag begann, und die Familie Czartoryski drang abermals durch: denn am 7ten September 1764 ward Stanislaus Poniatowsky zum Könige von Polen erwählt. Doch seine Regierung begann unter schlimmen Auspicien. Die beiden andern Candidaten aus seiner Familie verbargen ihren Groll gegen ihn unter herrischem Uebermuth, und der eigensinnige Großkanzler Czartoryski wollte ihm in allen Angelegenheiten befehlen.

Am Reichstage von 1766 traten Rußland und Preußen, als Hauptgarants des Friedens von Oliva (1660), zum Besten der Dissidenten auf, und dieß war die Veranlassung der ersten Theilung von Polen.

Seit der Eroberung von Rothreußen durch Kasimir den Großen hatten die griechischen Christen in dieser Provinz ungestörte Lehrfreiheit gehabt, und die Socinianer, welche am Ende des sechszehnten Jahrhunderts sich unglaublich vermehrten, machten mit ihnen zusammen über die Hälfte des Adels und der Nation aus. Um nun alle innerliche Zwistigkeiten zu verhüten, setzte man 1573 auf einem Konvokations-Reichstage fest, wie alle Religionsparteien (dissidentes de religione) sich gegen einander verhalten sollten, und der König Heinrich von Valois beschwor in den pactis conventis die Erhaltung des Religionsfriedens. Indeß bewirkte die katholische Partei, daß in den Artikeln der Wahlcapitulation das Wort dissidentes für die Nichtkatholiken allein gebraucht wurde, wodurch diese zu einer blos tolerirten Masse erniedrigt wurden.

Im siebenzehnten Jahrhundert wurde den Socinianern verboten, Gottesdienst zu halten: ja König Wladislaus Jagello befahl ihnen, bei Verlust ihres Kopfes das Reich zu räumen.

Von dieser Stütze verlassen, und durch den Abfall der unirten Kirche geschwächt, setzten die griechischen Christen ihre Hoffnung allein auf Rußland. Jetzt war

die Zeit gekommen, wo der ihnen so nachtheilige Warschauer Vertrag von 1716 aufgehoben werden sollte.

Rußland ließ zwei katholische Bischöfe und den Unterfeldherrn, die Häupter der Gegenpartei, gefangen nehmen, und nach Sibirien entführen: es ließ Truppen in die Nähe von Warschau rücken, und auf dem Reichstage bewilligten die Landboten den Dissidenten völlige Freiheit des Gottesdienstes und Zutritt zu allen Staatsämtern. Dieß Gesetz, das alle nachtheiligen Verfassungen für die Dissidenten aufhob, heißt die Constitution von 1768.

Die Polen waren eine Zeitlang ruhig. Dann aber traten mehrere Große, von dem französischen Minister Choiseul aufgewiegelt, in die berüchtigte Barer Conföderation zusammen, wobei der General Dümourier eine Rolle spielte.

Die Russen schlugen ein Corps der Conföderirten, und ließen die türkische Stadt Balta, wohin die Flüchtlinge sich begeben hatten, in Feuer aufgehn. Auf Choiseuls Anstiften begannen die Türken einen Krieg gegen Rußland, worauf die Oestreicher ihnen Subsidien anboten, und Truppen in die ehemals ungarischen Provinzen von Polen einrücken ließen.

Katharina II. äußerte einst gegen Prinz Heinrich von Preußen, der sich damals (Dec. 1770) zu Petersburg

aufhielt: wenn Oestreich Polen verkleinern wolle, hätten die andern Nachbarn dasselbe Recht. Prinz Heinrich faßte diesen Gedanken auf, und bewog Friedrich den Einzigen, ihr einen Entschädigungsplan vorzulegen, wonach Preußen für seine an Rußland geleistete Subsidie von jährlich 480,000 Rthlr. jetzt Pomerellen, Ermeland, den Netzdistrikt, Marienburg und Kulm erhielt. Das Ansuchen des Fürsten Kaunitz, daß Friedrich bei einem etwa zwischen Rußland und Oestreich entstehenden Kriege ruhiger Zuschauer seyn möchte, ward zu Berlin rund abgeschlagen, und der Theilungstraktat zwischen Preußen und Rußland den 17ten Febr. 1771 zu Petersburg unterzeichnet. Oestreich, dem man Haliez und Wladimir anbot, trat ihm den 5ten Aug. 1771 bei.

Diese 3 Mächte, die vereint Europa geboten, notificirten dem König von Polen ihre Vorsätze, und schrieben einen Reichstag nach Warschau aus. Der östreichische Gesandte drohte mit Zertrümmerung der Republik, als kein Landbote erschien. Endlich ward am 19ten April 1773 der Reichstag eröffnet, die Stände debatirten heftig, und unterzeichneten im September die Abtretungsurkunde.

(Der Schluß folgt.)

Fragment einer Standrede am Sarge des deutschen Reichskörpers.

Discite iustitiam moniti nec temnere Divos.

Man beschuldigt die Deutschen, und sie beschuldigen sich unter einander selber, einer tief eingewurzelten und weitverbreiteten Gleichgültigkeit gegen ihr gemeinschaftliches Vaterland, und man führt nicht mit Unrecht die mannigfaltigen, einander durchkreuzenden, Interessen der von einander unabhängigen Provinzen, und die unläugbaren Mängel und Fehler der gemeinschaftlichen Verfassung und Verwaltung des deutschen Reichs unter den hauptsächlichsten Ursachen der besagten Gleichgültigkeit, so wie auch der endlich erfolgten Auflösung des deutschen Reichskörpers an. Wirklich gehört Vaterlandsliebe nicht unter die auszeichnenden Vorzüge des deutschen Nationalcharakters. In dem gewöhnlichen Deutschen ist diese Liebe mehr auf die besondere Provinz, in welcher er geboren und erzogen wurde, oder versorgt ist, als auf Deutschland gerichtet, und es gehört eine allerdings ungewöhnliche Erhebung des Geistes und Erweiterung des Herzens dazu, wenn der Norddeutsche und der Süddeutsche, der Obersachse und der Niedersachse, der Franke, der Bayer, der Schwabe jetzt sich einander

unter dem gemeinschaftlichen Charakter des Deutschen achten und lieben sollen. Allein gibt es eine Vaterlandsliebe, welche nicht lediglich aus der Liebe des Ichs zu sich selber hervorgeht, und durch welche man das Vaterland wirklich mehr als sich selbst liebt, gibt es einen bescheidnen Nationalstolz, der gleichweit entfernt von Nationalhochmuth und Nationaleitelkeit, Nationalehrliebe im strengsten Sinn heißen kann, gibt es einen Patriotismus, der von der wahren Achtung und Liebe der vernünftigen Natur unzertrennlich ist, mit der moralisch religiösen, und eben darum allgemeinen Menschenliebe nicht nur besteht, sondern ohne dieselbe unmöglich ist, und den Weltbürgersinn voraussetzt und vollendet: so ist diese Vaterlandsliebe, dieser Nationalstolz, dieser Patriotismus schwerlich bei irgend einem andern Volke tiefer eingewurzelt und weiter ausgebreitet, als bei dem Deutschen, in den gebildeteren Classen seines Mittelstandes.

Wenn der Deutsche sein Volk in irgend einer Rücksicht allen übrigen Völkern vorzieht, so geschieht dieses in Rücksicht auf denjenigen Weltbürgersinn, der den Geist der Humanität und das Wesen der christlichen Menschenliebe ausmacht, und den er vorzüglich bei seinem Volke einheimisch glaubt. In Kraft dieses Weltbürgersinns läßt er jedem andern Volke um so gewisser Gerechtigkeit wiederfahren, weil er die eigenthümlichen Vorzüge eines jeden für ein Gemeingut der gesammten

Menschheit anerkennt. Er sucht jede gemeinnützige Anstalt, jede musterhafte Einrichtung, jedes Meisterstück des Gewerbfleißes und der Kunst, jede Entdeckung und Erfindung auf allen Feldern des Wissens, jede große und edle That, bei welcher Nation sie auch zu finden sey, mit gleichem Eifer auf, und im Namen der Menschheit auf fremdes wie auf einheimisches Verdienst stolz, läßt er sichs mit gleichem Ernst angelegen seyn, die Ehre und den Segen des Auslandes wie des Vaterlands über den Erdkreis zu verbreiten.

= Eben durch die beschriebene Gemüthsstimmung sind die deutschen Selbstdenker mehr vielleicht als Andre aufgelegt, die bestimmteren Begriffe von der vernünftigen Natur der Menschheit, und die reinern Gefühle von der Würde dieser Natur ausdrücklicher und angelegentlicher zur Sprache zu bringen. Mit der zunehmenden Bestimmtheit jener Begriffe und Läuterung jener Gefühle hat sich daher auch in den deutschen Weltweisen in einem so vorzüglichen Grade das Interesse und das Bestreben eingefunden, die einfachen Grundgesetze des vernünftigen Erkennens und Handelns zu erforschen, den Unterschied und Zusammenhang des Vernünftigen mit dem Sinnlichen zu ergründen, den, von Herkommen und Gewohnheit, von List und Gewalt unabhängigen, an sich unwandelbaren, Charakter des Rechts in seinem Verhältnisse zu der an sich wandelbaren Eigenthümlichkeit der Macht und des Vorurtheils zu enthüllen. Von

den deutschen Weltweisen wurde der unbestimmte und vieldeutige Begriff des politischen Gleichgewichts durch Zurückführung der, nur zufälligen und veränderlichen, Gleichheit der Mächte auf die wesentliche und ewige Gleichheit der Rechte festgesetzt und entwickelt, und dadurch jenes Gleichgewicht, das außerdem nur eine vorübergehende Wirkung des Ungefährs, oder ein blendendes Kunststück politischer Taschenspielerei seyn kann, wenigstens in deutschen Lehrbüchern zum Gehalt und Rang des ersten Grundsatzes des Völkerrechts erhoben. Von den deutschen Weltweisen wurde der Unterschied und Zusammenhang der Rechte des gemeinen Wesens mit den Rechten der einzelnen Bürger in dem Grundbegriffe des Staatsbürgerrechts aufgestellt und entwickelt, und dadurch das bürgerliche Leben, wenigstens in der Idee, der traurigen Nothwendigkeit überhoben, zwischen Despotismus und Anarchie hin und her zu schwanken, die einander verdrängen und herbeiführen. Von den deutschen Weltweisen wurde der von Aberglauben und von Unglauben gleich weit entfernende Grundbegriff vom Wesen der Religion in der Identität des Göttlichen und des wahrhaft Vernünftigen aufgesucht und geltend gemacht, und der kindische Unglauben der rohen Unwissenheit, der indifferentistische der verbildeten Cultur, der willkührliche eines verkehrten Willens, und der unwillkührliche der verirrten Speculation mit gleichem Eifer und denselben Grund-

sätzen, wie der grobe Aberglaube der rohen Unwissenheit und der verfeinerte der verbildeten Cultur, der fanatische der Geisterherrschaft und der schwärmerische vernünftelnde einer mystischen Speculation bekämpft. Sind gleich alle diese, unter den Deutschen zur Sprache gebrachten, Grundbegriffe wirklich noch weit, sowohl von ihrer durchgängigen Bestimmtheit und davon abhängigen Anwendbarkeit, als auch von ihrer hinlänglichen Verbreitung entfernt: so sind sie doch wenigstens das Wichtigste und Köstlichste, was die Menschheit durch ihr edelstes Bestreben bisher errungen hat, gehören zu den Bedingungen der fortschreitenden Erkenntniß von dem Einen, was der Menschheit Noth ist, und der Untergang dieser Begriffe, und der denselben entsprechenden Gefühle vor derjenigen Entwickelung und Reife, mit welcher allein ihre lebendige und unsterbliche Wirksamkeit eintreten kann, würde eine der gewissesten Folgen der unterdrückten Eigenthümlichkeit der deutschen Cultur, und der unersetzlichste Verlust seyn, welcher der Humanität von dem gänzlichen Untergang der deutschen Nationalität bevorstünde. Nur erst ein Mal, und zwar in Griechenland, während der kurzen goldnen Zeit seiner Cultur, haben die geist- und herzerhebenden Begriffe und Gefühle von dem Wesen der vernünftigen Natur, und von dem, durch dasselbe bestehenden, Unterschied und Zusammenhang von Recht und Gewalt,

Pflicht und Zwang, Ehre und Vortheil, Moral und Politik zu blühen angefangen. Aber kaum war Griechenland der Botmäßigkeit des weltbeherrschenden Roms unterworfen, als jene Blüten verwelkten, und der lebendige Geist der Weisheit aus dem Körper der griechischen Wissenschaft auf immer entfloh, und von allem, was die Römer bei den unterjochten Griechen noch zu lernen übrig fanden, nichts vorhanden war, als todte, oder doch für wahre Veredlung unfruchtbare Gelehrsamkeit, technische Geschicklichkeiten und Rednerkünste.

Und wie bald dürften die, vom Auslande so leicht und so gerne lernenden, Deutschen das Eigenthümliche ihrer, immer noch erst im Aufblühen begriffenen wissenschaftlichen, Cultur verlernen!

Die Sprache Frankreichs ist schon seit einem Jahrhundert gewissermaßen die allgemeine Sprache von Europa, die Geschäftssprache der Cabinete, die Sprache der Hofetikette, und die Sprache der feinern Erziehung der höhern Stände. Dazu hat die deutsche Nation, mehr als jede andre, durch die Menge ihrer Höfe, ihres Adels, ihrer Staatsmänner, und überhaupt durch diejenigen Klassen beigetragen, deren Inbegriff im französischen Sinne des Worts, Monde, auch bei uns die Welt ist und heißt. Es dürfte schwer zu entscheiden seyn, ob mehr die französische Denkart der Sprache, oder die französische Sprache der Denkart Eingang verschafft hat.

Aber gewiß iſt es, daß beide in der Hauptſache von einander unzertrennlich ſind, und das Weſen der Geiſtesbildung ausmachen, durch welche ſich ſchon lange her in Deutſchland die Vornehmen von den Gemeinen, und die Schule von der Welt auszeichneten. Hauptſächlich auf dieſem Wege iſt die herrſchende Meinung der franzöſiſchen großen Welt und ihre Weltweisheit: daß die Selbſtliebe, welche keine andre Beſchränkung als durch Klugheit von Innen, und durch Gewalt von Außen zulaſſe, die einzige Triebfeder der menſchlichen Handlungen ſey und ſeyn müſſe, und daß die Gerechtigkeit nur in der klugen Macht, und in der mächtigen Klugheit beſtehen könne, — auch die herrſchende Meinung der deutſchen großen Welt geworden; und die alten und neuen Ideen der griechiſchen und deutſchen Weltweisheit von der, ihrem Weſen nach, über Selbſtliebe, Klugheit und Macht erhabnen Gerechtigkeit, von der Gerechtigkeit, welche keine Erhaltung und Beglückung des Individuums anerkennt, als welche mit der Erhaltung und Beglückung der Gattung und durch dieſe beſteht, von der Macht, die nur durch Gerechtigkeit zum Rechte, und der Klugheit, die nur durch Gerechtigkeit zur Weisheit werden kann — wurden und werden nicht weniger auch durch die Weltklugheit der deutſchen Weltleute als ein leeres und unfruchtbares Hirngeſpinſt der, mit dem Weltlaufe unbekannten, Schulleute lächerlich gemacht, und mit dem in Frankreich zum

Sprichworte gewordenen Namen der Metaphysik abgefertigt.

Gleichwohl wird sogar auch die Auflösung des deutschen Reichs und das, unmittelbar vor und nach derselben offenbar gewordene, Unvermögen der deutschen Nation, sich selber zu beschützen, von den deutschen Weltleuten als eine neue Probe der Unwirksamkeit der deutschen Schulbegriffe, und der Gründlichkeit und Fruchtbarkeit der entgegengesetzten Weltbegriffe angesehen und angeführt.

Ohne jene Unwirksamkeit würde freilich die deutsche Nation groß und mächtig gewesen seyn, ihre Selbstständigkeit zu behaupten. Ihre Häupter würden auch beim Ausbruch der französischen Staatsumwälzung nicht aufgehört haben, die Selbstständigkeit der französischen Nation wie die ihrer eignen zu achten. Ihre vereinigten Staatskräfte würden mit keinem braunschweigischen Manifeste in Champagne eingedrungen seyn, sondern sich begnügt haben, die Gränze Deutschlands sicher zu stellen; der deutsche Reichstag würde die Zurückforderung der in Elsaß und Lothringen verletzten Rechte der Seinigen so lange verlangt haben, bis die innere Ordnung und Ruhe in Frankreich wieder hergestellt gewesen wäre. Jede Beeohung der deutschen Gränze durch die Machthaber in Frankreich wäre für Oesterreich und Preussen die entschiedenste, dringendste Aufforderung gewesen, über ihr gemeinschaftliches Interesse ihre gegenseitige Eifer-

sucht zu vergessen, und in der Unverletzbarkeit des deutschen Reichs die Vormauer ihrer eigenen Erbländer zu beschützen. Aber alles, was dabei wirklich geschah und unterblieb, geschah und unterblieb nicht nach den Schulbegriffen, sondern lediglich nach den herrschenden, allgemein geltenden Weltbegriffen, und es war nicht die Weltweisheit irgend einer Schule oder aller Schulen zusammengenommen, sondern die Weltklugheit der Weltleute, welcher die Ueberwinder ihre Uebermacht, und die Ueberwundnen ihre Ohnmacht, Frankreich sein Glück, Deutschland sein Unglück, Europa endlich seine neue Gestalt zu verdanken hat. Diese Weltklugheit allein war es, welche die europäischen Mächte verhinderte, mit dem sogenannten System ihres politischen Gleichgewichts, das von ihnen so oft und laut als der Grund und das Wesen ihrer Unabhängigkeit anerkannt, und durch verheerende Kriege beschützt wurde, sich eben in demjenigen Zeitpunkte zu befassen, da die dringendste und beispiellose Gefahr desselben eintrat. Diese Weltklugheit allein vermochte die europäischen Cabinete, die Verläugnung des ersten Grundsatzes von jenem Gleichgewichte in den Theilungen und Einverleibungen von Polen, theils zu beschließen, theils zuzugeben. Diese Weltklugheit allein verhinderte, den handgreiflich gewordnen Mängeln und Fehlern jenes Gleichgewichts, welche den Uebergang in das Uebergewicht vorherverkündigten, durch eine friedliche Uebereinkunft abzuhelfen, und sonach die gemeinschaftliche Selbst-

erhaltung lieber den sichern Maßregeln der erhaltenden Gerechtigkeit, als dem blinden Ungefähr der zerstörenden Waffengewalt zu verdanken. Diese Weltklugheit allein erlaubte dem immerwährenden deutschen Reichstage zu Regensburg nicht, die so lange her und so allgemein anerkannten, den nahen Einsturz drohenden, Mängel und Fehler der deutschen Reichsverfassung zur rechten Zeit zu verbessern. Diese Weltklugheit allein bestimmte endlich die europäischen Cabinete, die Unabhängigkeit und Erhaltung des deutschen Reichskörpers, der von den einsichtsvollsten Staatsmännern für den Mittelpunkt und die Bedingung des Gleichgewichts von Europa anerkannt war, ihrem Schicksale zu überlassen; geschehen zu lassen, daß durch den Basler Frieden das nördliche Deutschland von dem südlichen getrennt, und das gemeinschaftliche Interesse von beiden auf immer zerstört, und alle darauffolgenden Schicksale Deutschlands und Europas im Frieden zu Campoformio und Lüneville, im Frieden von Preßburg, im Rheinbunde, in der Abdankung des deutschen Kaisers und im Frieden zu Tilsit unvermeidlich herbeigeführt wurden.

Die Frage: wie und warum denn die Weltklugheit der Weltklugen dieses alles so und nicht anders mit sich brachte? und warum dabei durch die Staatsraison nur so und nicht anders zu Werke gegangen werden konnte, wird durch einen ungefähren Zusammenfluß für Deutschland ungünstiger Zufälle, durch den sogenannten

Drang der Umstände, durch gebieterische, eiserne Nothwendigkeit, durch unvermeidliches Schicksal beantwortet.

Allein ist diese Antwort etwas anders als die bekannte und oft genug in ihrer Albernheit erkannte, Ausflucht der faulen oder vielmehr gedankenlosen Denkkraft, die Grundmaxime des türkischen Aberglaubens, die gemeine Wendung, womit die gemeine Selbstliebe ihre gemeinen Verschuldungen von sich abwälzt? — Wir wollen dem gedemüthigten Hochmuthe den elenden Trost überlassen, das sich selbst zugezogene Unglück dem Schicksale aufzubürden, nachdem derselbe noch vor Kurzem übermüthig alles, was ihm günstige Umstände Angenehmes aufdrangen und Unangenehmes ersparten, seinem selbsteignen Thun und Lassen zuschrieb, und dabei die Losungsworte: Selbstthätigkeit, Selbstbestimmung, Selbstachtung, Selbstständigkeit eben so oft und so laut ertönen ließ, als jetzt die Losungsworte: Drang der Umstände, gebieterische Nothwendigkeit, Verhängniß des Schicksals.

Unstreitig ist der gegenwärtige Zustand von Deutschland die Folge des Zusammenflusses mannigfaltiger näherer und entfernterer Umstände, welche, so veränderlich und zufällig jeder derselben vereinzelt seyn mag, durch ihren Zusammenhang den Charakter der Unveränderlichkeit und Nothwendigkeit erhalten. Aber je

sorgfältiger und unbefangener man jene Umstände ins Auge faßt, desto augenscheinlicher geht aus denselben hervor, daß jeder für sich nur eine Bedingung, ohne welche die Auflösung des deutschen Reichskörpers nicht erfolgt seyn würde, keiner derselben aber der wahre und wirkliche Grund gewesen seyn könne, durch den sie in der That erfolgt ist. Hingegen haben alle diese bedingenden Umstände bei aller ihrer Verschiedenheit etwas Gemeinschaftliches, und nur dieses allein ist es, wodurch sie alle zusammengenommen den Rang und die Wirksamkeit eines zureichenden Grundes annehmen konnten und mußten.

Und dieses war wirklich durchaus nichts von unserm menschlichen Wissen und Wollen unabhängiges, nichts unvermeidlich Nothwendiges, kein blindes Schicksal. Es war in der That allein nur der menschliche Wille selber, und zwar in einem Thun und Lassen, wodurch er sich von den ihm längst und wohl bekannten ewigen Gesezzen entfernte, unter welchem das Einzelne und Besondere nur vermittelst des Allgemeinen bestehen kann. Der Deutsche bedenke nur mit der Unbefangenheit eines, die Wahrheit und das Recht liebenden, Weltbürgers zunächst dasjenige, was seit dem Ausbruche der französischen Revolution in Deutschland und durch die Deutschen geschehen und nicht geschehen ist, er lasse dabei die Begebenheiten selber sprechen, und er wird nicht nöthig haben in der Weltgeschichte nach einem Beispiel sich umzusehen,

durch welches das verderbliche Vorurtheil eines blinden Verhängnisses augenscheinlicher widerlegt würde. Er wird freilich am Leitfaden der Thatsachen oft und viele Wirkungen der Willkühr und der Selbstsucht, aber nicht der sich selbst überlassenen, sondern der, unter der Weltregierung des denkenden Urwesens selbst in ihren gesetzlosesten Aeußerungen beschränkten, und den ewigen Gesetzen jener Regierung Zeugniß gebenden, Willkühr und Selbstsucht entdecken, und nicht etwa nur einzelne Spuren, sondern den durchgängig sich selbst offenbarenden Gang der, die menschliche Ungerechtigkeit durch sich selbst niederschlagenden, Gerechtigkeit jener Regierung wahrnehmen.

= Deutschland, Europa und die Menschheit werden durch alle Drangsalen, womit sie seit dem Ausbruche des Revolutionskrieges heimgesucht worden sind, ohne Vergleich mehr gewonnen als verloren haben, wenn die Häupter der Nationen und die Lenker der öffentlichen Ueberzeugung durch die nachdrückliche Belehrung, die ihnen über den wesentlichen Unterschied und Zusammenhang der Klugheit und Weisheit, Macht und Gerechtigkeit geworden ist, wirklich weiser geworden sind; wenn ihnen über die eigentliche Ursache aller bürgerlichen und auswärtigen Kriege, alles Hin- und Herschwankens zwischen Aberglauben und Unglauben, und des schrecklichen Zurückbleibens der Moralisirung hinter der Civilisirung die Augen aufzugehen anfangen; wenn die Unhaltbarkeit und

Verderblichkeit der Systemlosigkeit, welche bisher Politik genannt wurde, zugleich mit der Unentbehrlichkeit, der Möglichkeit und dem Wesen einer Staatskunst begreiflich wird, welche nicht mehr und nicht weniger ist und seyn kann: als die Anwendung des Staats- und Völkerrechts auf die individuellen Umstände jedes Volks. — Wie früh oder spät aber auch diese beispiellose Zukunft aus dem Schoße der, ebenfalls beispiellosen, Gegenwart hervorgehen wird; für die Wenigen, welche ihren allein seligmachenden Glauben an die Weltregierung eines denkenden Urwesens, oder was dasselbe heißt, an Wahrheit und Recht, bisher gerettet haben, und ferner retten wollen, ist es schon jetzt die höchste Zeit, auf die Stimme der Begebenheiten mit ruhigem Ernste aufzumerken, und sich die Belehrung der Zeitgeschichte zur Aufhellung und Berichtigung ihrer Begriffe, und zur Belebung und Veredlung ihrer Gefühle von Wahrheit und Recht zu Nutzen zu machen.

Der Stand und Gesichtspunkt der Wahrheit und Gerechtigkeit ist nur einer und eben derselbe, und von ihm aus allein ist die wahre, von den Täuschungen der Sinnlichkeit und des Eigendünkels geläuterte, Möglichkeit und Wirklichkeit erkennbar, gleichwie nur von ihm aus allein der Wechsel der Erscheinungen oder der Wandel des Wandelbaren durch das denkende Urwesen geregelt ist. Weit entfernt, daß dieser Stand- und Gesichtspunkt durch die wirklichen Begebenheiten der Ge-

ſchichte verrückt oder getrübt werden könnte, wird derſelbe vielmehr durch die Wirklichkeit immer mehr und mehr aufgehellt und beſtätiget. Die Blendwerke und Ungerechtigkeiten der Selbſtſucht vermögen ihn ſo wenig zu verdunkeln, daß er vielmehr durch die natürlichen Folgen derſelben immer auffallender hervortritt. Auf dieſem Stand- und Geſichtspunkt, auf den uns weder eine grübelnde Speculation, noch eine leidenſchaftliche Gemüthsbewegung, ſondern allein die redliche und herzliche Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit verſetzen und erhalten kann, können wir uns mit ruhiger und beſcheidner Zuverſicht verſprechen: daß wir auf dem Schauplatze der vor unſern Augen vorübergehenden Weltbegebenheiten ungeachtet alles Unbekannten, was hinter den Couliſſen vorgeht, das Wirkliche von dem Scheinbaren und Eingebildeten und Vorgeſpiegelten, das Weſentliche von dem Zufälligen, das wahrhaft Edle und Große von dem Blendenden und Abenteuerlichen unterſcheiden lernen. Unſre, dieſer Anſicht angemeſſene, Gemüthsſtimmung wird ſich über die gefühl- und gedankenloſe Gleichgültigkeit, welche den Weltbegebenheiten nur das Intereſſe eines vorübergehenden Zeitvertreibs abgewinnen kann, und nicht weniger auch über die parteiiſche und wilde Leidenſchaftlichkeit der Eigenliebe erheben, welche die Beurtheilung einer Weltbegebenheit dem individuellen und partikulären Intereſſe unterwirft. Es wird uns unmöglich werden, über die Ereigniſſe der Zeit unmännliche und vergebliche Klagen

anzustimmen, in Verwünschung über die Urheber derselben auszubrechen, die rühmlichen Thaten der Sieger zu verkleinern und die begangenen Fehler der Besiegten zu vergrößern. Aber es wird uns auch nicht weniger unmöglich werden, durch Bewunderung des Glückes, der Talente und der Geschicklichkeit uns zu Entschuldigung, Rechtfertigung, Lobpreisung von Maßregeln hinreißen zu lassen, die wir gemißbilligt haben würden, wenn sie der Unterstützung durch Glück, Talente und Geschicklichkeit hätten entbehren müssen. Wir werden durch das merkwürdigste Beispiel, welches die gesammte Weltgeschichte aufzuweisen hat, klar und deutlich einsehen und darthun lernen: „daß und wie Uebermacht und Ohnmacht in der bürgerlichen Gesellschaft nur durch die Trennung des wandelbaren politischen Interesse von dem unwandelbaren moralischen, folglich nur durch Irrthum und Ungerechtigkeit entstehen und bestehen, und daß und wie Uebermacht und Ohnmacht in der bürgerlichen Gesellschaft nur durch die Vereinigung der beiden Interesse, welche allein durch Unterordnung des Politischen unter das Moralische möglich ist, folglich nur durch Wahrheit und Gerechtigkeit aufgehoben und verhindert werden könne und müsse.

Der Einzug des Fürsten von Neufchatel und Valengin in sein Fürstenthum im Jahr 1657.

Bei den glänzenden Einzügen der Fürsten unserer Zeit in ihre Länder, bei den so kostspieligen Festen, welche ihnen ihre Unterthanen geben, wird ein Blick auf den Eintritt Heinrich des II. von Orleans Longueville in seine Staaten gewiß gerne gelesen werden. — Es ist diese Beschreibung aus einem öffentlichen Blatt genommen.

Jener Regent legte die blendende, abschreckende, zurückstoßende und nur durch Furcht herrschende Fürstenhoheit von sich, und setzte sich, wie ein Vater unter seine Kinder, mit an die Tafel seiner treuen Schweitzer, um ihrer Leiden und Freuden Erforscher zu seyn. — Wohl dem Regenten, an dessen Stern und Ordensband nicht das Mark seiner Unterthanen klebt, wohl ihm! wenn sein Herz und nicht das Bajonett zitternder Trabanten herrscht! Wohl ihm! wenn die Geschichte seinen Namen nicht auf die gläserne Tafel der gekrönten Helden malt — sondern er unter die Väter und Beglücker seines Volks mit mächtigem Griffel in Erz eingegraben steht. Wenn auch die Blutbesprengte Trommete des schallenden Nachrufs nicht nach Jahrhunderten öffentlich von ihm schmettert, er bedarf dessen nicht: andre leben

erst nach ihrem Tode, er durchlebte aber lebend schöne genußreiche Jahrhunderte, — ihn vergißt der Edle nicht.

Es war im Jahr 1657, als Heinrich II. von Orleans Longueville Fürst von Neufchatel und Valengin (derselbe, der dem Herzog Bernhard von Weimar im Commando folgte, und der vornehmste französische Gesandte beim französischen Friedensschlusse war) mit einem großen Gefolge französischer Herren sein Fürstenthum besuchte. Damals hat ein treuer Diener aus diesem Gefolge ein Tagebuch aufgezeichnet, welches ein so liebliches Bild von seinem Fürsten malt, daß es wie die Portraits von Vandyk aufgestellt zu werden verdient, selbst für solche, die den Mann zum erstenmale nennen hören.

Auf der Gränze wurde Heinrich von den Landesräthen mit vieler Gravität empfangen und komplimentirt. „Meine Herren," sagte er mit seiner gewöhnlichen Treuherzigkeit, „ich komme in meinen alten Tagen, um meine getreuen Unterthanen und guten Freunde noch einmal zu sehn, und ihnen zu bezeigen, wie lieb ich sie habe. Eure Religion ist nicht die meinige, aber ich habe euch nie darin gekränkt, und so werde ich es halten so lange ich lebe, damit ich einst in meiner Todesstunde die Beruhigung empfinde, Euch glücklich zu hinterlassen." — Als ihm der Pannerherr von Neufchatel das Panier dieser Stadt überreichte, sagte Heinrich: „Nehmt es nur

zurück, Herr Pannerherr; ich will der erste seyn, der sich darunter stellt, als ein guter Bürger von Neufchatel, bereit zu fechten und für des Vaterlandes Ehre und Recht zu sterben."

Je weiter er kam, je mehr Bürger-Fahnen wallten ihm entgegen. Da wändte er sich zu den französischen Begleitern, sprechend: „In Frankreich bin ich nur Fürst auf Pergament, hier in der Schweitz ist es ganz anders. Ich habe Euch das wohl vorher gesagt." Und als er hörte, manche dieser Fahnen kämen von entlegenen Orten, sagte er gerührt: „die guten Leute! Doch scheinen sie es gern und fröhlich zu thun. Ein Beweis, daß sie mich lieben. O dieser Tag macht mir unaussprechliches Vergnügen."

Ein herzliches Vivat tönte ihm von allen Seiten entgegen, es war kein erkauftes, denn das Gefühl seiner Unterthanen spiegelte sich in den Freudenthränen ihrer Augen.

Man beschloß, sein Geburtsfest (den 13 Julius) feierlich zu begehn und bat ihn, nebst seinem Gefolge einem Gastmahl beizuwohnen. Herzlich gern, war seine Antwort. Der Bürgermeister und der Pannerherr mußten bei der Tafel sich neben ihn setzen. Er sprach freundlich und viel, alle seine Worte entzückten. Es war ein hohes Fest für ihn und seine Unterthanen. Keine geschenkten Millionen hätten sie so glücklich gemacht. „In meiner ersten Jugend," sagte er, „habe ich Euch vielen

Kummer gemacht; Ihr müßt mir das verzeihen, Kinder wissen nicht was sie thun." —

Ueber den Aufwand des Festes schien er fast erzürnt. „Lieben Kinder," rief er aus: „wozu dies herrliche Gastmahl? Wir hätten als ehrliche Schweizer mit einander essen sollen (mieux valoit collationner comme bons Suisses). In Eurer Gesellschaft ist mir ein Käse lieber als Ortolanen unter Fürsten." — Als man die großen gewaltigen Pokale zum Gesundheitstrinken herbei brachte, bemerkte er, daß einige französische Herren unter einander zischelten und spöttelten; plötzlich runzelte sich seine Stirne, er erhob die Stimme laut: „Hier ist ein Familientisch, wo nur die Kinder vom Hause mitessen, und jeder Fremdling sich es zur Ehre rechnen muß, wenn man ihm den Zutritt erlaubt." (Sauf par grande faveur faite à quelquesuns dehors.) Bei diesen Worten sah er gewisse Herren von seinem Gefolge scharf an, legte seine rechte Hand auf die Schulter des Bürgermeisters und sagte: „Hier sitzt das Haupt der Familie, dem sind wir Ehre und Achtung schuldig und zwar ich zuerst, weil ich mit gutem Beispiel denen vorgehn muß, die hier unbekannt sind." — Unter dem Donner des Geschützes und unaufhörlichen Feuern aller Einwohner (denn selbst Kinder von sieben Jahren drückten ihre Flinten los) war des Fürsten Gesundheit getrunken worden. Da forderte er den schönsten größten Pokal, erhob sich von seinem Sitze, faßte des Bürgermeisters

Hand, und rief mit lauter Stimme: „Ich trinke von ganzem Herzen auf das Wohlergehn der Bürgerschaft, der ich schwöre: ein guter Herr und treuer Bürger zu bleiben.“ Dann forderte er das Panier, welches er dem Fenster gegenüber draußen wehen sah. Es wurde ihm gebracht. Er gab ein Zeichen, daß er reden wolle; eine ehrfurchtsvolle Stille herrschte, — seine Lieben standen ein harrender Kreis mit gefalteten Händen; seine eigne Rührung erstickte fast die Worte: „Ich bin alt, — (er war damals 63 Jahr) und meine Kinder sind noch sehr jung. Ich vertraue sie hiermit dem Schutze dieses Paniers. Euch, meine Freunde, empfehle ich meine Kinder. Ich werde bald sterben. Sorgt väterlich für ihre Jugend, damit sie einst gute weise Fürsten werden. Ja, meine Freunde, Ihr werdet thun, was ich von Euch begehre, denn Ihr liebt mich, das weiß ich wohl.“ Die Thränen liefen dem Greise über die Wangen. Alles weinte. Der Bürgermeister sprach, und alle sprachen ihm nach: „Gnädigster Herr! unser Leib und Gut gehören nun und immerdar Euch und Euren Kindern.“

Der Verfasser des Tagebuchs macht hier die Bemerkung: es sey unmöglich, diese rührende Scene zu beschreiben; selbst die muthwilligsten Franzosen hätten sich der Thränen nicht enthalten können. „O! ruft er aus: möchten doch die Großen dieser Erde nur einmal einem solchen Feste beiwohnen! Da würden sie lernen,

daß die Gewalt eines Fürsten nur der eines guten Vaters über seine Kinder gleicht."

Sechs Wochen blieb Heinrich in seinen Staaten, und legte sich keinen Abend zur Ruhe, ohne Wohlthaten ausgespendet zu haben. Wie süß muß sein Schlummer gewesen seyn! — Nur eine seiner Wohlthaten werde noch erzählt, aus der sein ganzes Herz sprach.

Die Gemeinde zu Colombier hatte unvorsichtigerweise eine ansehnliche Bürgschaft für einen Schatzmeister, ihren Landsmann, übernommen, und seufzte nun unter einer Schuldenlast von Siebenzigtausend Thalern. Heinrich, dem Schloß und Gegend von Colombier sehr gefielen, pflegte drei Tage in der Woche daselbst zuzubringen. Eines Tages, als er von einem Spaziergang zurückkam, warfen sich die Aeltesten der Gemeinde ihm zu Füßen, und baten um eine Verminderung der drückenden Schuld. „Hört, lieben Kinder," sagte er unverzüglich zu ihnen, „wir stehen hier gerade auf einem angenehmen Platze, nur die Wiese (er zeigte mit dem Finger dahin) ist zu kahl. Pflanzt hier drei Alleen, die auf dieser Stelle zusammenlaufen, dann soll mein Generalprokureur Euch gänzlich quittiren, sobald er die Quittung im Schatten dieser Bäume schreiben kann." Die guten Leute, die nur Verminderung, nicht gänzlichen Nachlaß ihrer Schuld zu hoffen gewagt hatten, wollten danken und fanden keine Worte. „Still, still, sagte Heinrich, übernehmt keine Bürgschaft wieder. Jetzt

holt Eure Schaufeln und Hacken, ich selbst will an der Allee mit arbeiten." — Und er that es. — Unberühmt ist dieser Fürst. Ungerechte Nachwelt! — Als mancher andre Fürst seine Länder besuchte, wurden neue Auflagen gemacht und Handelsstockungen künstlich eingeleitet ꝛc.

Ueber die Juden in den preußischen Staaten.

In dem sechsten Hefte der Feuerbrände (S. 93) ist ein Aufsatz über die bürgerliche Verbesserung der Juden in den preußischen Staaten, der mit dem Prolog der Redaktion (S. 97) auf das Sonderbarste contrastirt, und wahrscheinlich ungelesen vom Redakteur kritisirt wird. Der Verfasser des eingerückten Aufsatzes redet weitläuftig für die Verbesserung der Juden in bürgerlicher Hinsicht, der Redakteur sagt: die Juden seyen unverbesserlich, darum lasse er diesen Aufsatz einrücken. Wahrlich ein vortreflicher Schluß! besser noch als das stat baculus in angulo, ergo pluit.

Die beste Maßregel, den Staat vor dem heimlichen Hasse und den gewinnsüchtigen Ränken der Kinder Israel zu sichern, wäre gewiß die, so wenige als möglich im Lande zu dulden. Möge dieses heimathlose Volk

ganz nach Frankreich ziehen, gerne wollen wir dem undeutschen, feindselig nachstellenden und hämisch schmeichelnden Israeliten Lebewohl sagen: er bereichert nicht das Land, denn sein Erwerb fällt in die todte Hand des Geizigen.

Toleranz! riefen die Koryphäen der deutschen Litteratur vor einigen Decennien, und Deutschland sank zur Erschlaffung herab: um alle Menschen zu dulden, vergaß man das Höhere zu achten: man setzte ein kleinliches Ziel, damit es alle erreichen könnten. Der kalvinische Prediger, der ein lutherisches Kind taufte, war „ein edler menschenfreundlicher Mann," der katholische Priester, der einen evangelischen Handwerkspurschen verpflegte, wurde im Reichsanzeiger als der Held des Jahrhunderts ausgerufen. Der heilige Vincenz von Paula wurde vergessen: lieber Himmel! der litt ja für einen Glaubensgenossen! pour ne pas aimer son prochain, il faut aimer les Caffres.

Ein Volk, dessen Princip noch immer: Absonderung von uns ist, muß endlich ein Land meiden, das es so vielfach in Schaden gebracht hat. Es kann es auch meiden, da es an der Seine eine sichre Zuflucht findet. Die Provinzen des hohenzollerischen Hauses, von einem Gefühle durchglüht, ganz deutsch, müssen nicht mehr von einer heimathlosen Bande entweiht werden.

Und dieses Volk will der Verfasser (S. 101) uns zu Soldaten aufdringen? Trotz des königl. Rescripts vom 21sten October 1799,

„daß Allerhöchstdieselben keine Juden in der Armee haben mögen,"

schlägt er wieder vor, die Juden dem Enrollement zu unterwerfen? Wahrlich dazu gehört entweder eine große Vorliebe für das Volk, was er heben will, oder eine sehr geringe Vorliebe für das Militair, was er hier zu einer Schule der Juden erniedrigt.

Wem ist nicht die Anekdote von dem türkischen Kaiser bekannt, der eine Insurrection in Masse der Juden in Antiochien befahl? Ihrer achttausend Mann sollten sie gewappnet durch einen großen Wald ziehen: da hielten sie bei dem Sultan um eine kleine Escorte zur Sicherung wegen der Spitzbuben an. Der Sultan lächelte, und hieß sie auseinander gehen.

Auf keine Erzählung paßt das E non vero, è ben trovato wohl besser, als auf die von dem österreichischen Judenregiment unter Joseph dem Zweiten, die so ganz aus dem Geiste dieser geschwätzigen Nation geschöpft ist. So oft der Officier das Commandowort ausgesprochen hatte, lief es wie ein Laufeuer durch die Glieder herunter: „Achtung hat Er gesagt, hat er gesagt!!" Am Ende rief er unwillig: haltets Maul! und die Reihen wiedertönten: „Halts Maul! hat er gesagt, hat Er gesagt!"

Ein israelitischer Küraſſier schnallte den Küraß auf

seinen Rücken. „Was soll der Küraß dort?“ fragte der Kaiser. „Nun, Ew. Majestät, wenn mer doch auf der Retirade seyn!“ entgegnete der neue Samson.

Man denke sich ein jüdisches Freicorps siegend, durch Dörfer ziehend, und plündernd: dann werden die jüdischen Feuerbrände weder dem Pastor loci, noch dem Edelmann Geld genug übrig lassen, nach geschlossenem Frieden christliche, aber unschädliche Feuerbrände zu kaufen.

Der Verfasser des obgedachten Aufsatzes sagt: „In der französischen Armee befinden sich viele jüdische „Glaubensgenossen, und sie haben auf die siegreichen „Fortschritte dieser Armee keine nachtheilige Wirkung „gehabt.“ Nun aber hat Frankreich 441,541 Mann Linieninfanterie (unter der Kavallerie und Artillerie werden ohnehin keine Juden dienen), und ich frage den Verfasser auf sein Gewissen, der wie vielte Theil davon Juden sind? Das ganze Lob dieser israelitischen Streiter bezieht sich aber, wenn es nicht auf ihre Verbindungen mit dem französischen Systeme d'espionnage zielt, darauf, daß sie keinen Schaden gethan haben: der geringste Ruhm für einen Soldaten, der als eine belebte Maschine wohl mit muß, wohin die Andern wollen.

Dem preußischen Staat ist es aber nicht um die Menge der Streiter jetzt zu thun, sondern um ihre physische und geistige gute Beschaffenheit, sein Heer soll so wenig eine attilasche Horde, als eine josephinische

Judenschule werden; und der König, der die Polen entließ, die ihm abfielen, wird gewiß die Juden nicht anwerben, die ihn verriethen.

= Ueberhaupt sollte man doch endlich von dem Grundsatze zurückkommen, daß der Zweck des Staatsmanns es sey, so viel Geld und so viele Rekruten zu schaffen, als immer möglich. Der beste und wohlthätigste Reichthum des Staats besteht in der Begütertheit seiner Unterthanen, und das sicherste Heer ist das, was sich auf den leisen Wink des Regenten von selbst zusammen findet. Das unglückliche Plus der Finanzkammern, das den Unterthanen ihre Rinder und Pferde gekostet hat, wird zur Besoldung gezwungener Paradehelden verwandt, ohne daß der Staat Nutzen davon hat, oder es wird von einem guten Haushälter zum Besten seines verschwenderischen Thronfolgers aufgespart. Die Plusmacherey, welche in eine Umstürzung alter Formen ausartet, bringt den Unterthanen eine Verachtung gegen die Normen des verjährten Rechts, eine Tendenz nach bloßem baaren Gelde bei, die dem wahren Glücke des Volks schnurstracks zuwider läuft.

Gespräch zwischen Joseph II. und Friedrich II.

Längst schon hatte Joseph gewünscht, den Helden seines Jahrhunderts von Angesicht zu Angesicht zu sehen, und immer hatte sich keine schickliche Gelegenheit dazu gefunden. Endlich verabredeten sie zusammen ein Rendezvous in Neiße. Josephs natürliche Freimüthigkeit gefiel dem König unendlich: er nennt ihn in seinen Schriften einen liebenswürdigen Charakter.

Der König redete ihn zuerst an, und sagte die merkwürdigen Worte:

„Diesen Tag betrachte ich als den merkwürdigsten
„und schönsten meines Lebens, denn von ihm beginnt
„die Epoche der Vereinigung zweier Häuser, die
„zu lange Feinde gewesen sind, und deren gegen-
„seitiges Interesse es erfordert, eher einander bei-
„zustehn, als einander aufzureiben."

(Diese Wahrheit sollte mit golonen Lettern vor die Cabinetsthüren beider Höfe geschrieben werden.)

„Es giebt kein Schlesien für Oestreich mehr," erwiederte Joseph.

Beide Monarchen verbürgten sich bei einander auf ihr Ehrenwort, bei jedem ausbrechenden Krieg

zwischen Frankreich und England neutral zu bleiben: Darum beherrschten sie Europa.

Friedrich erschien im östreichischen Lustlager bei mährisch Neustadt in östreichischer Uniform. Er verstand sein Interesse besser, als der Minister, der zum Baseler Frieden rieth! Durch ein Bündniß zwischen Oestreich und Preußen wird ja der große Wunsch realisirt, alle Streitkräfte der deutschen Nation, die so unermeßlich sind, in einen Punkt zu concentriren. Vereint trotzt Deutschland den Anstrengungen aller Feinde: aber in seinen Theilen unterliegt es ihnen.

Sieben einträchtige Provinzen konnte Philipp der II., der Herr der neuen Welt, nicht bezwingen: Preußen und Oestreich mit aller ihrer Macht wären unüberwindlich.

O Manen Friedrichs des Einzigen, Josephs des Edlen, seht schützend und waltend auf Eure Enkel herab!!

Toute puissance est foible, à moins que d'être unie.

Écoutez là-dessus l'Esclave de Phrygie.

Lafontaine.

Marlborough.

So wie Napoleon der Held unſrer Tage iſt, war John Churchill, Graf von Marlborough, der gefeierte Sieger im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Durch ſeine kühnen Pläne, und durch deren reißend ſchnelle Ausführung gelang es ihm, die gefürchtete Macht Ludwigs des Vierzehnten in wenigen Schlägen zu entkräften. Den 13ten Auguſt 1704 ſchlug er das franzöſiſch-baierſche Heer unter dem Marſchall von Tallard bei Höchſtedt auf das Haupt. Der Feind verlor 20,000 an Todten und Verwundeten, 15,220 Mann an Gefangenen, und unter dieſen waren 818 Officiere nebſt dem Marſchall von Tallard. 5300 Wagen mit Munition und Proviant, 3600 Zelte, 117 Kanonen, 24 Mörſer, 129 Fahnen und 171 Standarten fielen in die Hände der Sieger. Der Churfürſt von Baiern war ihnen nur durch die Schnelligkeit ſeines Pferdes entkommen. Den 23ſten May 1706 ſchlug Marlborough bei Ramillies unweit Jüdoigne den Marſchall von Villars, der mit 75,000 Mann nach Holland marſchiren wollte. Er benutzte die Vortheile

des Terrains so gut, daß er mit seiner um 8000 Mann schwächern Armee den Feinden über 20,000 Mann, 80 Fahnen, 88 Kanonen und die Standarten der königlichen Leibgarde abnahm. Ganz Brabant und das spanische Flandern fielen ohne Schwertstreich in seine Hände.

So wie Ramillies ein Jena war, wurde Malplaquet ein mörderisches Eylau. Von jeder Seite stritten 110,000 Mann, die Schlacht dauerte 8 Stunden, die Kartätschen hatten ganze Scharen von Truppen niedergestreckt, als Marlborough durch ein geschicktes Manöver, aber mit einem Verlust von vielen Tausenden, das Treffen zu seinem Vortheile entschied. Von beiden Theilen lagen 34,000 Mann auf dem Wahlplatze.

Ein Paar Handschuhe, die die Gräfin Marlborough der Königin Anna abschlug, stürzten den Helden in der Gunst seiner Monarchin, und retteten den bedrängten Ludwig XIV., der sich schon zu einem jährlichen Tribut von 12 Millionen hatte verstehen wollen, aus den Händen seines furchtbarsten Feindes.

Der neue Herostrat.

Schnappend nach Ruhm ergriff er den Brand Herostrat's — doch das Ziel nicht
Gnügte, drum warf in den Tempel der Wahrheit er ihn.

Die Reise nach Memel.

Kühnlich ging er nach Memel, vertrauend geheimes Verhältniß,
Schimpflich schickt man ihn heim, denn er vertraute zu viel!

An die Deuter der Zeitbegebenheiten.

Alles deutet ihr jetzt was geschah, ihr sahe es schon lange!
Wußtet das wie! — doch warum sagtet ihr es nicht vorher.

An v. C.

Tobe und schimpfe nur zu, dich hören nur Frösche des Thales,
Gar zu niedrig stehst du, hoch oben vernimmt man dich nicht.

F. v. S.

Parodie des Schillerschen Reiterliedes aus Wallensteins Lager.

(An die Pseudopatrioten.)

Frisch auf, Cameraden, die Feinde verehrt,
Los gegen die Unsern gezogen.
Der deutsche Sinn ist fürwahr nichts mehr werth,
Der macht uns den Feind nicht gewogen.
Wir setzen gern Ehre und Achtung ein,
Wenn uns die Verleger nur Tausende weih'n.

Wir schreien, daß Bravheit verschwunden ist,
Und machen infame Gedichte.
Doch ändern wir rasch mit betrüg'rischer List
Die vormals erzählte Geschichte.
Da uns Friedrich nun wieder erreichen kann,
Ist bei Jena der Preuße ein braver Mann.

Der kleine Scribent ist gewaltig keck, —
Er denkt nicht an Heut', nicht an Morgen,
Und reitet das Schicksal ihn in den Dreck, —
Das macht ihm ja auch nicht viel Sorgen.
Weil an Feigheit der Führer er glauben kann,
Muß seyn er wohl selber ein feiger Mann.

Mit Gemeinem macht er die Bände groß, —
Braucht's nicht mit Müh' zu erstreben,
Er wühlt mit der Nas' in der Erde Schoß,
Und glaubt dort die Perle zu heben:
Er wühlet und schaufelt so lange er lebt
Bis ganz in Verachtung er sich begräbt.

Der Schreiber und sein verleumdender Troß,
Das sind gefürchtete Gäste,
Kühn nimmt er die Ehre dem festesten Schloß,
Unberufen verletzt er das Beste. —
Er wirbt nicht um Ehre, — er wirbt nur um Gold,
Drum wird ihm auch nur das Erwünschte gezollt.

Die Schwester beim Kaffee befällt die Manie,
Sie muß etwas Neues erfahren.
Da gibt es denn Nahrung vollauf für sie, —
Sie kann's nicht im Herzen bewahren, —
Was man ihr vertrauet, das schreibet sie fort, —
Es findet wohl Leser an jeglichem Ort.

Drum frisch, ihr Konsorten, den Esel gezäumt,
Die Hand beim Geschmiere gelüftet, —
Die Feder kracht, die Tinte schäumt,
Frisch auf, eh' das Neu'ste verdüftet!
Und setzet ihr nicht die Wahrheit ein,
Nie kann Euch der Lorbeer gewonnen seyn.

Anekdoten.

Das Blücherſche Corps zog ſich durch das Mecklenburgiſche der Stadt Lübeck zu, als es bei Krivitz zu einer Affaire mit den nachſetzenden Feinden kam. Das ſchöne Regiment der Ziethenſchen, jetzt Ruderſchen Huſaren, zog mit dem Marſche aus Wallenſteins Lager: Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd! u. ſ. w. ſingend durch die Intervallen der Infanterie auf den Feind zu, und bei den Worten: „Und ſetzt ihr nicht das Leben ein, Nie kann euch das Leben gewonnen ſeyn,“ ließ der Oberſt Jorgas Fanfare blaſen. Die begeiſterten Scharen machten einen herrlichen Angriff, hieben viele Franzoſen vom Pferde, und kamen mit reicher Beute zurück. Nach der Action hörte ein Major vom Regimente, daß zwei Huſaren ſich um ein Beutepferd ſtritten.

Wer iſt der Aelteſte von Euch? fragte er die Beiden.

Ich, Herr Oberſt-Wachtmeiſter, entgegnete der Eine.

Gut — ſo behältſt du dies Pferd: und du, ſagte er zu dem Jüngeren, holſt dir ein Anderes.

Der junge Husar ließ sich dieses nicht zweimal sagen: er saß auf, ritt fort, und kam nach Verlauf einiger Stunden mit einem französischen Chasseurpferde wieder.

Herr Obrest-Wachtmeister, sagte er eintretend zu dem Major, ich melde mich, daß ich mir ein Pferd geholt habe.

Das Regiment von Zenge stand in der Schlacht von Auerstädt sehr lange das heftigste Feuer der Feinde aus. Ein Unterofficier, der zwischen zwei Fahnenjunkern stand, ward von einer Kugel getroffen. Der am nächsten stehende Officier stellte einen Andern an seinen Platz, doch auch dieser sank tödtlich verwundet in der folgenden Minute zu Boden. Herr Lieutenant, riefen die Kleinen unerschrocken, die Unterofficiere fallen hier alle um: stellen Sie doch einen Andern wieder her.

Der Muth solcher unerwachsenen Knaben legt das ehrenvollste Zeugniß für den Geist des Heeres ab, worin sie gebildet wurden. Die hohe Geistesgröße des Junkers vom Treskowischen Regiment, der sich mit der Fahne in die Saale stürzte, hätte in ähnlichen Fällen wohl Nachahmer gefunden.

Die Franzosen waren stürmend in die Thore von Lübeck eingedrungen, und es erhob sich in den Straßen der Stadt ein fürchterliches Gemetzel. Da ging eine Schildwache vor dem Hause eines Lübecker Kaufmanns in dem heftigsten Kugelregen ruhig auf und nieder: es war ein Infanterist, und seiner Sprache nach ein Märker. Der Kaufmann, der aus einem höhern Stockwerke verstohlne Blicke in das Gemetzel wagte, rief ihm zu, ins Haus zu treten. „Ich gehe nicht von meinem Posten," sagte der Preuße, und ging ruhig seinen kleinen Spaziergang weiter. Eine Kugel traf ihn durch den Hut, eine andre schlug an sein Seitengewehr. Der Kaufmann, dem es immer weniger geheuer dort unten schien, ermahnte ihn noch einmal, auf die sichere Diele zu treten. „Ich hab's schon einmal gesagt, ich geh nicht weg," entgegnete der Märker, und in dem Augenblick traf ihn die Kugel eines Franzosen in die Brust.

Er verdiente ein Monument.

Aufforderung.

Alle diejenigen, denen Thatsachen bekannt sind, welche zur Ehre der Deutschen, und besonders des anjetzt niedergedrückten preußischen Staates gereichen, ersuche ich, sie mir zur Einrückung in mein Journal mitzutheilen. Es ist so viel Schönes und Edles geschehen, das theils während des Krieges nicht entdeckt werden durfte, theils nicht konnte, und was der Vergessenheit zu entreißen ehrenvoll wäre, — damit der künftige Geschichtschreiber nicht durch die bittern Schriften des Tages verleitet, nur das Böse, nicht aber das Gute aufstelle.

Obgleich es mir nicht an Stoff zu dieser Schrift gebricht, so nehme ich doch jedes historische Faktum mit Freuden auf, um dadurch dem Publikum etwas

Ganzes liefern, und die Fragen in spätern Heften beantworten zu können, was haben Schill, Krockow ꝛc. ꝛc. ꝛc. eigentlich in diesem letzten Kriege gethan? und wie nützten sie dem Staat und dem König? ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Löscheimer.

Ein

Journal in zwanglosen Heften.

Zweiter Band.

Viertes bis sechstes Heft.

1808.

Löscheimer.

Herausgegeben

von

H. v. L — n.

Ein

Journal in zwanglosen Heften.

Viertes Heft.

1808.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.
Univ. Bibl.
München

Inhalt.

Dem Unvergleichbaren. . . Seite 1

Ein Wort für deutsche Herzen. . . — 4

Wie sind die zu beurtheilen und was kann man von denen fordern, die seit dem Unglücke des preußischen Staates die Mängel desselben aufdecken? — 7

Beweis daß der Herr v. C. Niemanden die Moralität absprechen kann. . . — 20

Bemerkungen eines Hessen wegen der bei ꝛc. erschienenen Broschüre: Hessen vor dem 1. Nov. 1806. Von einem ehemaligen hessischen Capitain. . . — 25

Die hessische Insurrection im Winter von 1806—1807. — 50

Mehrere Nachrichten zur Ehre der preußischen Armee.
Zwei Briefe an den Verfasser der Löscheimer. — 61
Der Junker von Petersdorf bei Prenzlau. — 78
v. Constant Villars. . . — 80

Edles Herz des Prinzen Ludwig von Preußen. — 83

Ein paar Worte über den kleinen Krieg in Schlesien im Jahre 1807. . . . — 84

Preußens Zukunft, eine Rezension. . . Seite 85

Beitrag, aus Dresden, von einem unbefangenen Mann. — 93

Vertheidigung des Hauptmanns von Le Blanc im Regiment Sr. Königl. Hoheit des höchstseligen Prinzen Louis, welcher dazu kommandirt, die Kapitulation von Magdeburg mit unterschrieben hat. — 100

Schreiben des königl. preuß. Hauptmanns v. Pfuhl. — 113

Einige bestimmte Nachrichten über Organisation der neuen preußischen Armee. . . — 116

Ueber den Vorzug des Adels in Hinsicht auf Officierstellen. Von einem deutschen Edelmann. — 117

Dem Unvergleichbaren.

Weil ich des Großen mich, des Herrlichen erfreue,
So gib mir Größter Du die Salbung, Du die Weihe.

Nacht umhüllte die Welt und es seufzte die Menschheit nach Helle,
Da griff Friedrichs Arm hinauf in unendliche Ferne
Und vom Augelstern her holt er die Leuchte der Weisheit.
Als er nun stand in strahlender Gluth, der blitzende Adler,
Da verkohlten des fühlenden Herzens Empfindungen nimmer.
Du hast Europa besiegt, — dich werden die Zeiten bewundern,
Doch was du thatest als Mensch, Jahrtausende werden es feiern.
Seinem Haupte wird nimmer ein Zweiter den Lorbeer entreißen,
Was Zehntausende Anderer thun, vermocht er mit Tausend. —

Wer ist so kühn sich mit ihm zu vergleichen, in hellerer Einsicht
Und in des Herzens schöner Erhebung geschieden vom Niedern.
Siehe! er lachet der Schmähschrift, lacht des Pasquills am Palaste.
„Heftet es tiefer hinab, dem Volke bequemer zu lesen" —
Spricht der erhabne Mann, statt solchen Frevel zu ahnden. —
Groß, ein Halbgott, ragt er, — doch kann des Landes Geringster
Kühn die Stimme des Rechtes erwidern dem drohenden Zepter.
Friedrichs erweiternder Geist will vergrößern Sanssoucis Gärten,
Und dem Weltbezwingenden setzt sich ein Müller entgegen,
Dem Monarchen der Aermliche! und der Regenten Muster
Ehret des Niedern Erb', und lohnt die biedere Kühnheit!
Welch ein Mann! o, welch ein Monarch wär ihm zu vergleichen?
Seyd' ihr erstorben, ihr Deutschen? sind Eure Herzen erfroren?
Muß ich denn Euch erst mahnen an jene stattlichen Thaten; —
Wie er enthaltsam als Sieger das feindliche Eigenthum schützte! —

Nicht die Millionen, die Letzten, entzieht er Bedrückten,
Er erschaffet sie selbst, schnell nach verheerendem Kriege. —
Wie nach blutiger Schlacht ihn Fama nimmer berauschte. —
Sieh'! sein Auge thränt, er beweint im einsamen Zelte
Seine gefallenen Streiter, — Victoria tönt es von Außen,
Draußen verkünden donnernd Sieg die mordenden Schlünde. —
Und bei Leuthen fußet der Heros auf Berge von Leichen,
Bricht sich den breitgewachsenen Lorbeer herab, — ist am größten
Wenn sich gigantischen Schicksals Felsen gegen ihn thürmen.
Sieh es vernimmt in des Kampfes verworr'nem Gedränge der Streiter
Seinen gewaltigen Ruf gleich muthbelebender Tuba! —
Und des Heerstabs vertraute Rechte ergreift nun die Flöte;
Zaubrisch tönt es umher, es feiern die Grazien und Musen.
O! Apoll, vertraue mir Schwachen erst göttliche Worte!
Bei so unsterblicher Größe erlahmt die menschliche Sprache. —
Soll ich ihn schildern als Staatsmann, als Weiser, als siegender Führer, —
Wie er betritt den Parnaß, der selten dem Herrscher sich öffnet?

Wagte ein Raphael wohl, zu malen das Auge des Halbgott's,
Seinen himmlischen Glanz und die niederschmetternden Strahlen,
Die den Verräther entseelten, als giftige Schale er reichte?
Hör es Regent! er verzieh, verzieh dem schwarzen Verbrechen! —
Nimmer will irdische Größe und irdischen Glanz ich bewundern,
Denn sie verwehen wie Staub, an dem sich der Pöbel ergötzte.
Doch was dem lichten Kristalle des Herzens entstrahlet, das stehet,
Stehet ein ewiger Fels, steht ewig wie Gott und die Wahrheit.

Ein Wort für deutsche Herzen.

In Trümmern liegt das geliebte Vaterland — mit ihm das Glück Tausender! Ach! seine Söhne sind dahingestreckt in Schmach und Trauer! Nicht des Menschen Gewalt, des Schicksals Macht schleuderte auf uns den strafenden Blitzstrahl! — Vielleicht wars Noth. Schwand nicht dahin in schmählicher Krankheit der Mensch? Die

Schwindsucht „Egoismus“ wars, die allmählich ihn verlöschen machte. Kränkliche Grillen trieben vom Hohen ihn herab, zu niedern thierischen Ansichten und unersättlichem Jagen nach sinnlichem Genuß. In dicker, düstrer Atmosphäre athmete schwach der Geschwächte; ihm leuchtete matt die Sonne durch Nebel. Sein Blick sank herab zum Boden und blieb haften am Irdischen. Da brauste des Sturmes Fittig über die Erde, Blitze zischten, Donner rollten. Die Luft wird entgiftet. Aber in hellem Brande lodert Alles. Im Sturme des Schicksals geht unter die Matte. Aber des Starken Brust erweitert sich, und kühn blickt er in tausend Gefahren. — Herausgerissen ist der Mensch nun aus dem Zustande des Versinkens — zwar schmerzhaft, aber es führt zum Ziele. — Noch waltet der erste dumpfe Schmerz, noch bluten immer neue Wunden. Doch langsam erhebt das Haupt der Deutsche. Er, der Gerüstete mit jeglicher Männerkraft und Jugend, verkannt, sich selbst verkennend einst, doch einst sich erkennend. Vergebens spricht ihm Hohn die Rotte verächtlicher Schriftsteller, von eignen Furien der Verworfenheit gemartert, aus eignem Busen voll schändlicher Bosheit, Gift in die Wunden des Unglücklichen zu gießen sich bemühend — schon jetzt tragen sie das Brandmark an der Stirn — auch ihre Stunde wird schlagen. — Vergebens ruft der Zweifler: es gibt keine Deutsche! Er beurtheilt nur sich selbst! Der Unwürdige,

der Erschlaffte, der kein Deutscher zu seyn vermag — er hat kein Recht über uns zu rechten. Dem, dem das Blut wallt beim schönen Namen Vaterland, er fühle in seinen eignen Busen, da steht geschrieben, wessen er fähig ist. Er blättere in den Annalen der Väter, da stehts, was der Deutsche that; er durchspähe die große Anzahl der großen Männer seines Volks, und er wird begeistert seyn von Liebe und Achtung. Wenn er Gelegenheit hat, so blicke er auf seine Landsleute, er durchschaue den Schein, und freue sich der vielen edlen, herrlichen Männer. Er überzeuge sich, daß die Zahl jener Zweifler, deren jede Nation sich zu schämen hat, nur darum stark scheint, weil sie stark schreit, darum, weil sie es darf.

Die Zeit der Männer, der Kraft, ist diese. Des Deutschen Muth ersterbe nicht! Seine Hoffnung sey lebendig. Er erniedrige sich nicht vor dem Laster! Er fühle Selbstachtung. Der edle Sinn des Germaniers werde erhalten. — So mag er mit Größe gegenwärtiges Leiden dulden, bis auch ihm das Schicksal winket.

O! mein Vaterland! mit heißer, glühender Liebe umfaß ich dich — Selbst im Unglücke ruf ich laut: wohl mir, daß ich ein Deutscher bin!

Wie sind die zu beurtheilen, und was kann man von denen fordern, die seit dem Unglücke des preußischen Staats die Mängel desselben aufdecken.

Empörend war es, wie leichtsinnige und parteiische Zeitungsschreiber und Buchmacher seit dem Augenblicke über den preußischen Staat herfielen, seit welchem sich dessen Unglück anhob, und seitdem sie, nach ihren individuellen Ansichten, die Erhebung desselben für unmöglich hielten. Empörend war dieß, theils an und für sich selbst, theils wegen der damaligen Lage der Dinge. Zur Zeit der Gefahr des Staats, verordnete Solon, soll jeder ohne Unterschied Partei nehmen. Weit entfernt, daß diese Verordnung eines Weisen jenen parteiischen Schreiern zur Entschuldigung gereicht, deckt sie vielmehr ihren Unverstand nur noch mehr auf. Weil Solon mit Recht voraussetzte, daß die Weisesten die beste Partei ergreifen, und diese durch ihre kräftige Stimme ungemein verstärken würden, darum gab er seine Verordnung. Aber durften die Weisen Deutschlands, durften die Männer, welche hellere Ansichten von Preußens Verfassung und Europens Wohl hatten,

damals, als Preußen sank, schriftstellerisch Theil nehmen? konnten und durften sie alles sagen, was sich für Preußen und seine Verfassung und seine Schritte und seine Lage sagen ließ? Ach, sie durften es nicht, und so behielten die parteiischen, leidenschaftlichen und verfinsterten Schreier ein unbestrittenes Feld, auf dem sie enthusiastisch und tapfer, aber schon darum nicht ehrenvoll fochten, weil sie — keinen Gegner hatten.

Noch immer ist der Zeitpunkt nicht da, wo alles gesagt werden darf, was Preußen, trotz der etwanigen einzelnen Mängel seiner Verfassung, trotz seiner unglücklichen, aber warlich nicht hinterlistigen Politik rechtfertigen und seine verblendeten Richter beschämen kann. Aber so gewiß die vergifteten Waffen dieser Menschen noch jetzt, wo doch Friede seyn soll, fortwirken, und so gewiß selbst ein Sieger, der laut und öffentlich sich seiner Billigkeit und Gerechtigkeit rühmt, die verachten muß, die einem gedemüthigten Staate auch noch die ihm gebührende Achtung rauben wollen: so gewiß muß man es auch für Pflicht und überall für erlaubt halten, die, welche sonst blindlings alles glaubten, was in der Sprache des Affekts vorgetragen wurde, auf die aufmerksam zu machen, denen sie glaubten, und die biedern und treuen Vaterlandsfreunde zur Vorsicht und Prüfung zu ermuntern. Zu dem Ende setze ich hier einige Grundsätze fest, die jeder gebildete und sittliche Mensch für wahr halten muß, und prüfe

nach diesen Grundsätzen die, welche leichtsinnig ein leichtes Feld betraten.

1. Auch dem Bösewicht, wenn er die traurigen Folgen seines Verhaltens einerntet, wenn er den schrecklichen Tod des Missethäters stirbt, schenkt der verständige und gute Mensch sein Mitleiden, und unmenschlich ist es, in dem Augenblicke, wo er das volle Maß der Gerechtigkeit erfährt, dieses Maß nicht bloß durch leidenschaftliches Verhalten seines Betragens, sondern auch durch Schimpfen und Uebertreibungen und Andichtungen zu überfüllen. Wie sind also die zu beurtheilen, die auf eine eigentlich hämische und boshafte Art den preußischen Staat und seinen wahrhaft verehrungswerthen Beherrscher und die höchsten Gewalten zu einer Zeit beschimpften, die bei jedem Guten wehmuthsvoll zurückriefen das Andenken an das Rühmliche des preußischen Königs, wenn dieses Guten auch nur halb so viel gewesen wäre, als es wirklich war, und an die lobenswerthen Eigenschaften und die Verdienste des preußischen Staats, und wenn deren auch weit wenigere gewesen wären?

2. Jeder gute Mensch benutzt das Unglück, worein sich ein Mann, mit dem er in Verbindung steht, durch Thorheit oder durch sittliche Fehler stürzt, allerdings dazu, um ihn klüger, weiser, besser zu machen. Aber, wenn er andre, mit diesem Unglücklichen unbekannte Personen reizen will, mitzuwirken, daß der Unglückliche

sein Elend zu größerer Weisheit und Moralität benutze: so macht er diesen nicht dadurch verhaßt, daß er nur das Böse von ihm erzählt, sondern sucht vielmehr durch Aufzählung seiner guten Eigenschaften für ihn zu interessiren und zu erwärmen. Wie sind denn nun die zu beurtheilen, die, unter dem Vorwande, der Zukunft nützlich vorzuarbeiten, nur Preußens Mängel, und das mit den schwärzesten Farben schilderten, und das viele wahrhaft Gute dieses Staats entweder ganz verschwiegen, oder in Schatten stellten? Dürfen sie noch sagen, uns leitete nur Wahrheit und Theilnahme am Schicksale des preußischen Staats, und der Wunsch, ihm willige Hände zu seiner höhern Erhebung zu verschaffen?

3. Wem es wirklich nur um Wahrheit, Tugend und Menschenwohl, nicht aber um Ergießung seiner Leidenschaftlichkeit zu thun ist, der stellt sich nicht hin und posaunt alle Fehler und Mängel des durch einzelne Unvorsichtigkeiten in Unglück gerathenen Menschen vor solchen aus, die noch größere Gebrechen haben. Im Gegentheil wird er diesen sagen: seht, in solches Elend führte einen, an sich höchst schätzenswerthen Menschen Mangel an Weisheit und Ueberlegung; o spottet seines Unglücks nicht, haltet euch nicht für besser, weil euch dasselbe Unglück nicht traf, sondern glaubt, daß, wenn es nach der Würdigkeit ginge, euch wohl noch ein härteres Loos gefallen wäre, und gewiß fallen wird, wenn ihr nicht durch Beispiele belehrt, euch ändert?

Und wie? sollte es nicht mehrere Staaten geben, mit denen sich der preußische im hohen Selbstgefühle messen könnte? Staaten, deren Herrscher noch im weit eigentlichern Sinn ihre Unterthanen nur als Mittel zu ihren ehrgeizigen Zwecken behandeln und betrachten? Staaten, die noch weit von der Kultur, die im Preußischen herrscht, zurückstehn, noch bei weitem nicht so angelegentlich, als der preußische, alle Mittel zur Erhebung der Kultur und Erhöhung des Wohlstandes, die nur in ihrer Gewalt stehn, hervorsuchen und benutzen? Staaten, die nicht bloß durch Kriege, sondern auch durch Nichtbezahlung der Vorschüsse und Interessen tausend Familien unglücklich machen? Staaten, die erst von Preußen lernen müssen, mit welcher Redlichkeit und Humanität — ich rede von Regierungsgrundsätzen, wobei einzelne grobe und schlechte Staatsdiener, deren jedes Land hat, nicht in Betracht kommen können — man neu erworbene Provinzen behandeln muß? Staaten, die keine Ahnung von der Preßfreiheit haben, deren sich Preußen erfreute; die erstaunen würden, wenn sie eine Geschichte dieses Staats lasen, die jeden Regenten offen, und manchen — selbst schimpfend beurtheilt, und deren Verfasser anfangs, deren Verleger stets im Preußischen lebte, ohne je darüber Anfechtung zu erfahren? — Wie sind nun die Skribenten zu beurtheilen, die es sich angelegen seyn ließen, zu beweisen, daß der preußische Staat den Grund seines Untergangs

in sich selbst trüge, daß er früh oder spät sich doch von selbst aufgelöst, und seine Auflösung verdient hätte? die so etwas von Preußen sagten, während sie es nicht sahen, oder nicht sehen wollten, daß, wenn es sichre politische Wettergläser gibt, ganz andre Staaten den Keim ihres Untergangs in sich selbst nähren? Konnten sie einen deutlichern Beweis sowohl von ihrer Blindheit in Absicht des preußischen Staats, als von ihrer Engherzigkeit und Leidenschaftlichkeit ablegen?

4. Der verständige und gute Mensch nimmt keinem Unglücklichen, selbst nicht dem, der es durch seine Schuld wurde, die Hoffnung besserer Zeiten, so lange sich nur die mindeste Möglichkeit dazu zeigt; eben so wenig nimmt er denen, die dem Unglücklichen noch helfen, oder dessen Schicksal erleichtern könnten, durch gänzliche Herabwürdigung des Unglücklichen und durch ein leidenschaftliches Geschrei: daß hier alle Anstrengung und Hülfe vergebens sey, den Muth und die Kraft zum Beistande. Es darf hier nicht der Ort seyn, zu beweisen, daß es auch nach der Schlacht bei Jena, auch nach der schändlichen Ergebung Magdeburgs noch leicht möglich war, Preußen ganz zu retten; aber an der Möglichkeit selbst zu zweifeln, geziemt — wenigstens dem kurzsichtigen Menschen nicht. Wie sind denn nun die zu beurtheilen, die gleich nach der Schlacht bei Auerstädt das Todeslied am Grabe der preußischen Monarchie sangen, die des Königs Standhaftigkeit herabwürdigten, welche Ver-

ehrung verdient, und wenn sie auch noch traurigere Folgen gehabt hätte, und wenn der Standhafte auch noch treuloser behandelt worden wäre? welche mit der Sprache der Leidenschaft, die sich so leicht in das Herz des Ungebildeten schleicht, bewiesen, daß alle fernern Anstrengungen nicht nur vergebens, sondern auch für einen solchen Staat, wie der preußische sey, schlecht angebracht wären und von Verblendung zeugten!

5. Wenn nur die zu Zeugen eines Verhafteten zugelassen werden, die gegen ihn zeugen, wenn jeder, der ihn mit Erfolg vertheidigen könnte, zurückgewiesen wird: so prüft der gute und verständige Mensch um so sorgfältiger das, was er gegen den Unglücklichen aussagen will; ja, er würde es sich nie verzeihen, wenn er den, der keinen Vertheidiger und Fürsprecher hat, einer Sache beschuldigte, die er nicht mit voller Ueberzeugung als wahr beschwören kann. — Durften die wahrhaft Gebildeten und Edlen des preußischen Staats für ihr unglückliches Vaterland freimüthig und offen sprechen? durften sie alles anführen, was zur Rechtfertigung des Königs und Staats gereichte? konnte manche entehrende Beschuldigung anders entkräftet werden, ohne sich selbst zum Märtyrer hinzugeben, oder einen edlen Palm gefunden zu haben? Wie sind nun die Skribenten zu beurtheilen, die alles, was ihnen ihre erhitzte Einbildungskraft und ihre Leidenschaftlichkeit eingab, ohne alle Prüfung dem Publikum preis gaben? sie, die es doch wuß-

ten, daß man ihnen kaum widersprechen, vielweniger sie gründlich widerlegen durfte? Oder können sich wirklich die, die den preußischen Staat schmähten, mit Ueberzeugung sagen, daß sie jede ihrer Behauptungen beschwören können?

6. Eine solche Vorsicht und ernsthafte Prüfung wäre doch wohl vorzügliche Pflicht einer solchen Zeitschrift, die sich des warlich schönen Zwecks rühmt, durch Aufzählung der Mängel der preußischen Staatsverfassung und der Inconsequenzen, die sich die preußische Politik zu Schulden kommen ließ, für die Zukunft Gutes zu stiften. Eine solche sollte doch am wenigsten ungeprüfte Urtheile hinwerfen. Ist das nicht aber der traurige Fall selbst mit den Feuerbränden? Ach, auch sie haben mich betrübt, ungeachtet sie, so viel ich davon gelesen habe, in einem anständigen Tone abgefaßt sind, und viele Wahrheiten, aber auch falsche, gefährliche Urtheile enthalten. — Von Moralität darf nach diesem Blatte in der Politik gar nicht die Rede seyn; sobald man nur einen guten Zweck hat, so ist das Wie gleichgültig, und die Moral kommt dabei in keinen Betracht. Daher hätte Preußen 1792 sich rasch Böhmens bemächtigen, einen preußischen Prinzen auf den polnischen Thron setzen, dem Könige von England, als dieser den Frieden von Amiens brach, Hannover, außerdem die ganze Küste nebst den Hansestädten, Mecklenburg und schwedisch Pommern wegnehmen, und, so-

bald Oestreich Miene machte, Frankreich zu bekriegen, Böhmen erobern sollen. Ist das nicht ein gewandter Politiker? Hat der nicht Fortschritte in der Kultur gemacht, die einen Alexander, ante christum natum, beschämen? — Wer würde es läugnen, daß Preußen sich viele politische Fehler zu Schulden kommen ließ; aber das offene Geständniß dieser Fehler, sobald man sich von ihnen überzeugt sah, ein Geständniß, das an und für sich selbst ehrenvoll ist und bei einem glücklichern Erfolge gewiß überall erhoben worden wäre, dieses Geständniß, ohne hinlängliche Kenntniß der wahrhaft verwickelten Lage und der Schritte Preußens, fragmentarisch aus dem Zusammenhange gerissen, und auf eine Art zu bespötteln, wie es nur ein parteiischer Feind bespötteln kann — das ist doch arg. — Eine große, menschenbeglückende, vor allen fernern Kriegsgräueln bewahrende Idee scheint es diesem Politiker zu seyn, wenn Einer der Richter über ganz Europa ist! Wollten das nicht längst schon mehrere Völker? Und lagen nicht eben darin die Quellen unzähliger Kriege? und muß das nicht so lange seyn, so lange nicht jedes edlere Gefühl alle Menschen verlassen hat?

Selbst Herr Benkowitz glaubt an einen ewigen Frieden, wenn Friedrich II. und Napoleon gemeinschaftliche Sache gemacht, und — Europa getheilt hätten! Abgesehen von diesem sonnenklaren Irrthume — wann werden sich doch die gebildetsten Schriftsteller Europens,

und namentlich Deutschlands, vereinigen, um der Welt zu sagen, und stets zu sagen, und nichts Höheres zu sagen, als: es gibt außer Moralität und Gerechtigkeit kein Heil, und die Menschheit kann sich nicht heben, wenn sich nicht auch in der Politik und in den Kabinetten die Stimme der Gerechtigkeit mehr hebt; es kommt eine Zeit, und sie muß kommen, wenn es einmal besser werden soll, wo jeder ungerechte Eroberer ein Gegenstand des Abscheus und der allgemeinen Befehdung jedes gerechten Kabinetts ist; ob gleich diese Zeit noch nicht da ist, so ist sie doch das Reich, das wir erwarten, nach dessen Maximen wir schon jetzt jede politische Unternehmung und jeden Herrscher richten müssen, der — von Menschen des neunzehnten Jahrhunderts tiefe Verehrung fordert.

Was kann denn nun wohl jeder verständige und gute Mensch von dem verlangen, der die Mängel der preußischen Staatsverfassung zur Verbesserung derselben aufdecken will?

1. Ein solcher muß von aller Parteilichkeit und Leidenschaftlichkeit frei seyn; ihn muß durchaus lediglich der Wunsch leiten: Wahrheit, Tugend, Menschen- und Bürgerglück zu befördern, und eben deswegen muß er durchaus selbst — ein wahrheitsliebender, religiöser und wahrhaft sittlicher Mensch seyn *).

2. Er muß die Verdienste, die Preußen sich um

*) Siehe folgenden Aufsatz.

Europa und Deutschland erwarb, kennen und zu würdigen wissen. Die ältere Geschichte wird ihm dazu Belege genug liefern, so wie die neuste ihn lehren wird, was für Zeiten durch Preußens aufgehobenen Einfluß zu erwarten sind.

3. Er muß die Staatsverfassung Preußens selbst gründlich kennen, sich nicht bloß auf die Aussagen leidenschaftlicher oder schlechter Menschen verlassen, und die Folgen der Thorheiten und Laster einzelner mächtiger Menschen — denn in welchem Lande ständen nicht zuweilen eigennützige, ehrgeizige, schlechte oder thörichte Menschen oben an? — nicht dem ganzen Staate oder dessen Verfassung zur Last legen.

4. Er muß auch die Staatsverfassungen anderer Länder genau kennen, um gründliche Vergleichungen anstellen, und sich vor einer Ungerechtigkeit hüten zu können, die, an einem Privatmanne ausgeübt, für diesen schon höchst verderblich, noch weit mehr aber es für einen Körper ist, auf den Millionen Glieder Hoffnung und Zutrauen setzen, Glück und Hülfe erwarten sollen, und dem sie Treue, Liebe und Anhänglichkeit beweisen müssen, wenn er nicht, nebst ihnen, ganz verderben soll.

5. Er muß schon aus Achtung für Wahrheit überhaupt jede Beschuldigung, die besser Unterrichtete nicht ohne die höchste Gefahr für sich und ihr Vaterland widerlegen können, zurückhalten, wenn er sie nicht

unumstößlich beweisen kann. Dahin gehören besonders einseitige Darstellungen des preußischen Verhaltens beim Kriege Oestreichs mit Frankreich, der Ursachen und der eigentlichen Veranlassung des letzten Krieges, einseitige Vergleichungen dieser und jener Nationen mit einander.

Einsender dieses gehört auch zu denen, die sich oft empört gefühlt haben über einzelne Gebrechen der preußischen, besonders militairischen Verfassung; zu denen, die in glücklichern Zeiten des Staats nicht bloß in ihrem Wirkungskreise, sondern auch vor dem großen Publikum, den heißen Wunsch ausdrückten: überall, und besonders in militairischer Hinsicht auf den bessern Geist der Zeit zu achten; zu denen, die ein ganz anderes politisches Betragen wünschten; zu denen, die jeden Schurken verwünschen und jede Natter anspeien, die der wahrhaft edle und standhafte König erhob und an seinem Busen nährte; zu denen, die durch eine verkehrte Politik für Gegenwart und Zukunft ungemein viel verloren. Aber das alles konnte ihn nicht blind machen gegen die großen Vorzüge seines Vaterlandes, von denen er, wie von seinem Daseyn überzeugt ist, nicht blind gegen die Entschuldigungen wegen des Unglück bringenden politischen Betragens. Und konnte nicht jeder aufmerksame Beobachter es eben so oft, als ich, hören, daß die, welche sich, ohne echte Moralität im Herzen zu tragen, sehr weise dünkten, und sich zu Preußens Richtern aufwarfen, zu noch weit verkehrtern und wahrhaft entheh-

renden Maßregeln würden gerathen haben? konnte nicht jeder, durch Achtung auf die neusten Zeitereignisse, zu der Ueberzeugung gelangen, daß nur eine verächtliche Zaghaftigkeit von einer fremden Seite dem Könige von Preußen die Ergreifung des einzigen Mittels, das allem jetzigen Elende vorgebeugt hätte, unmöglich machte? Und wenn man jenes auch nicht erwägen wollte, und dieses nicht beobachten konnte, so hat doch wohl ein Staat, dem auch nur Ein so in aller Rücksicht verehrungswürdiger Mann, wie S.., V.. ist, die größten Aufopferungen bringt, um für ihn wirken zu können; ein Staat, dem mehrere hundert der stimmfähigsten Deutschen, wenn sie der Ehre, ihm zu dienen, genießen könnten, Aufopferungen bringen würden, für die mancher Schreier Wahrheit, Gerechtigkeit und Tugend mit Freuden verläugnen würde; ein Staat, dem, wenn nicht von obenher so unaussprechlich viel Schurkerei und Feigherzigkeit geherrscht hätte, von allen Seiten Vertheidiger aufgestanden wären; ein Staat, dem es, wie seine ganze, vorzüglich seine neuere Geschichte beweiset, ein Ernst ist, wie nur wenigen andern Staaten, jede Quelle des Elends zu verstopfen, jeden Grund des Mißvergnügens, freilich nicht mit tollkühner Hand, wie die Leidenschaft es wünscht, sondern mit Weisheit zu heben, und echte Kultur und dauerhaftes Bürgerglück zu befördern — ein solcher Staat hat doch wohl Anspruch auf Achtung, und eben deswegen Anspruch auf die zar-

teste Schonung bei Aufdeckung einzelner Gebrechen und Mängel, Anspruch auf Bescheidenheit und Vorsicht im Urtheilen über ihn.

O Ihr theuern Preußen, zu denen ich spreche, und deren Wohl mir, ob ich gleich nicht mehr Eure Mitbürger bin, so am Herzen liegt, wie mein eigenes, bewahret Eure Wahrheits- und Vaterlandsliebe, Eure Redlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Religiosität! Prüfet, ehe Ihr glaubt, und vor allen Dingen — trauet nicht jedem Geiste!

K.

Beweis, daß der Herr von C. Niemanden die Moralität absprechen kann.

Man erinnert sich aus dem ersten Bande der vertrauten Briefe, daß der Herr v. C. dictatorisch vom Prinzen Louis sagt: „Moralität war nicht in ihm.“ Noch über manche andere Personen ergeht in dem Lava-Strom seiner Schriften dieses Urtheil. Dieser strenge Richterspruch über das höchste Gut des sittlichen Menschen erregte im Anfange Verwunderung und Nachdenken bei mir. Dieses so dreist ausgesprochene Urtheil — dachte ich — setzt entweder selbst einen hohen moralischen Standpunkt, oder einen umfassenden, freien, tiefen,

durch Menschenkenntniß geschärften Blick in die Seele der so Abgeurtheilten voraus; wie dürfte es sonst einer wagen, so bestimmt den Nebenmenschen zu richten. Was mir diese Sache aber zum Räthsel verwirrte, waren die vielen falschen Ansichten, die ich in den Schriften des H. v. C. fand. Jetzt ist mir das Räthsel gelöst.

Es ist eine unumstößliche Wahrheit, daß Niemand von einer Sache urtheilen kann, von der er selbst nicht den mindesten Begriff hat, oder doch nicht so urtheilen kann, daß es verdiente von einem Dritten beherzigt zu werden. Wie würde man z. B. lachen, wenn ein unwissender Bauer über Kants Philosophie absprechen wollte. Gerade in diesem Falle verhält sich der H. v. C. mit der Moral, welches unwidersprechlich aus seiner neuesten Schrift: „Wien und Berlin in Parallele" hervorgeht *). Er scheut sich nicht, dort einen sehr unmoralischen Streich von sich selbst abdrucken zu lassen, nämlich die vorgesetzte Verführung eines jungen unschuldigen Mädchens auf einer Wallfahrt in Böhmen. Bloß das religiöse Gefühl des Mädchens entzog es seiner Wollust. Daß er den Plan zur Verführung

*) Ueberhaupt ist das ganze Buch eines der jämmerlichsten Produkte, welche je den Wunsch erzeugt haben, daß die Buchdruckerkunst nicht erfunden sey. Ich war einmal Willens eine ausführliche Beurtheilung desselben zu schreiben. Aber ich fand bald, daß es, im strengsten Sinne, unter aller Kritik sey. Ich begnüge mich also, nur meine Leser vor diesem höchst gemeinen Machwerk hiermit zu warnen.

hatte, erhellt daraus, daß er es den ganzen Weg zu Fuße bis ins Nachtlager begleitete, damit er neben ihr sich auf die Streue legen konnte. Er versichert zwar, daß seine Moralität einige Einwendungen gemacht, die Natur aber ihre Rechte behauptet habe. Nach meinen Begriffen ist Moralität nichts anders, als die siegende Gewalt des Geistes über rohe, sinnliche Triebe der physischen Natur. Sobald diese Gewalt nicht siegend ist, ist sie nicht mehr, folglich ist dann die Moralität vernichtet. Von welcher Art mag nun wohl die Moralität und Natur des H. v. C. seyn? — Ich habe einen Hund, welcher das treuste, klügste Thier von der Welt ist, bis auf den Punkt der Liebe, da hilft nicht Erziehung, nicht gute Worte und Schläge, sobald er eine Hündin weiß, folgt er der Natur, und vergißt Treue und seinen Herrn. Dafür prahlt er aber auch nicht mit Moralität und spricht sie Niemanden ab. —

Noch ein Mal, in dem Buche gesteht der Verfasser, daß er schon im 22sten Jahre gern genossen habe, wo es ihm geboten wurde; da hat er sich sogar durch einen Berliner Lohnlakei zum Werkzeuge eines unsittlichen Weibes anwerben lassen, und sich bemüht, durch seine damalige Stärke dem (ehrenvollen) Zutrauen der Messaline Ehre zu machen. Er wirft ferner den Berlinern vor, daß sie so moralisch verdorben seyen, daß sie ihre Sünden gar nicht verheimlichten und nichts fehle, als daß sie sie auf offener Straße ausübten.

Wenn dieses wirklich der Fall wäre, so wäre es doch bei weitem so arg nicht, als dergleichen Unsittlichkeiten von sich selbst drucken zu lassen, wie der H. v. C. So weit hat es noch kein Berliner getrieben. Aus diesem Allen erhellet nun, daß H. v. C. gar keinen Begriff von Moralität hat, folglich Niemanden dieselbe absprechen konnte, weswegen sich die von ihm unmoralisch Gerichteten trösten können.

Sollte sich auf diese Art nicht auch mancher andere Vorwurf dieses strengen Staatsrichters erklären lassen, z. B. der der Feigheit der preußischen Offiziers. Wer, wie der H. v. C. mit solcher Zuversicht einem ganzen Corps die Bravour abspricht, muß fühlen, daß er im Stande sey, unter unzähligen Martern den Tod fürs Vaterland, wie ein zweiter Regulus zu sterben, besonders, wenn er dieses Urtheil aus patriotischem Unwillen, welches C. gern von sich glauben machen möchte, fällte. Nun hat sich aber ein Held gefunden, der in einem Buche: „Wider die vertrauten Briefe und Feuerbrände des Herrn von C.“ mehrere Male zu verstehen gibt, daß er wünsche, durch persönliche Genugthuung den Streit auszumachen, aber, so viel ich weiß, bis jetzt vergebens. Ein solches Betragen läßt eine Opposition zwischen den Aeußerungen und dem Wesen vermuthen, und läßt nach obigen Voraussetzungen die Competenz des C. Urtheils über die Feigheit der Offiziers sehr bezweifeln. Dergleichen Hän-

del möchten sich wohl nun mehrere finden, ich rathe daher dem H. v. C. als Landsmann, sich lieber ohne gute Pension aus der Torfinsel nach Italien *) sobald als möglich zu begeben, und wenn er künftig fortschreiben will:

Laß' er vorher den Seelen-Staar sich stechen,
Wie kann der Blinde von der Farbe sprechen?

F. v. S.

*) Man sehe oben angeführte Schrift des H. v. Held, worin C. diesen Vorsatz in einem vertrauten Briefe dem P. Buchholz mittheilt, welcher diesen Brief hat drucken lassen, aus Rache, weil, wie er sagt, C. ihm auch einen infamen Streich gespielt hätte. Dieser besteht darin, daß C. aus einem, ihm von B. geliehenen Manuscript in der Geschwindigkeit einige Excerpte gemacht hat. Du lieber Himmel, was ist daran gelegen, womit hätten denn die vertrauten Briefe angefüllt werden sollen?

Bemerkungen eines Hessen
wegen der bei Wilh. Rein und Comp. zu Leipzig 1807 erschienenen Broçure:

Hessen
vor dem 1. November 1806
von
einem ehemaligen Hessischen Capitain.

Preis 10 Gr.

Prolog
an das lesende Publikum.

Es wäre meines Erachtens wohl unnöthig die blasphemischen Aeußerungen des anonymen Hrn. Capitains vor den Augen der Edeldenkenden zu widerlegen, allein auch diese Zahl der Biedermänner faßt vielleicht viele unter sich, welche von den innern Verhältnissen des Hessischen Staats gar nicht orientirt waren, und es für eine stillschweigende Anerkennung der von dem Hrn. Capitain angeführten Behauptungen und Beschuldigungen ansehen würden, wenn die oben genannte Lästerung nicht beantwortet und (da wo sie es verdient) widerlegt würde. — Dieses berücksichtigend, wende ich mich

hiermit an meine deutschen Mitbürger, mit der Bitte, meine Bemerkungen zu lesen, und nur erst nach reifer Ueberlegung über den Hessischen Staat zu urtheilen.

Deutschland, im Februar 1808.

Ein Hesse.

Mein Herr!

Sie fordern am Schluß Ihres Geistesprodukts Jeden auf, das Gegentheil Ihrer Meinung zu sagen, wenn es anders möglich sey, daß es eine Andre als die Ihrige gäbe. —

Wohlan, hier ist eine Andre! —

Sie werden es, wie ich hoffe, mit Nachsicht aufnehmen, wenn ich nicht denselben Schwung der Ideen, die originelle Art Ihres sich zu eigen gemachten Vortrags nachahmen kann, der Ihr Produkt zu einem Cabinetstück macht.

Sollte Ihnen auch hin und wieder Einiges unverständlich seyn, so wird es Ihnen jedoch wenig Mühe kosten, meine Terminologie nach der Ihrigen zu metamorphosiren.

Daß ich nicht die Feder ergreife, um mich mit Ihnen in einen Wettstreit blasphemischer Kernsprüche einzulassen, können Sie sich denken; nur meine rechtschafenen und edeldenkenden deutschen Mitbürger auf Ihre Unrichtigkeiten aufmerksam zu machen, ihnen zu zeigen,

wie unverdient und tief die Ehre eines Staats und eines würdigen Officiercorps von Ihnen gekränkt wurde, dieß ist der Zweck.

Daß Ihre Brochüre manche Wahrheit enthält, werde ich nicht zu widerlegen suchen, daß aber Sie sich emsig bemüht haben, jeden Vorfall von der schwärzesten Seite darzustellen, Schwäche zu Bosheit, Mißgriffe zu absichtlichen Vergehungen, Fehler zu Verbrechen umzuschaffen, dieses ist eben so wahr, als manche Ihrer Behauptungen. Der Mensch findet den Maßstab zum Urtheil über Andre in sich selbst. Ein Guter leitet das Vergehen seines Nebenmenschen von Zufällen und Quellen ab, welche eher entschuldigen als verdammen lassen. Ein Uebeldenkender folgert hingegen immer von Bosheit und den schlechtesten Motiven; und warum? —

„Weil sein Bewußtseyn ihm sagt: daß er im ähnlichen Falle aus den nämlichen Absichten gefehlt haben würde." —

Daß derjenige, welcher sich zum Kritiker eines Staats aufwirft, seine Urtheile mit gebührender Delikatesse zu sagen sich befleißigen muß, wird Ihnen vermuthlich entweder ganz unbekannt seyn, oder ein kleinliches Rachegefühl motivirte Sie, Ihre Bemerkungen in das Gewand der inconsequentesten Impertinenz zu hüllen. —

Seite 5 sagen Sie: — „da ich selbst in dieser unsterblichen Armee gedient habe" — Soll das Wort

unsterblich ein Lobspruch seyn, so ist er hier nicht an seiner rechten Stelle, und Sie hätten, ehe Sie Ihre Kritik begannen, erst lernen sollen, Ihre Gedanken zu ordnen.

Soll es Tadel, Spott oder Verachtung seyn, so würde ich, wäre ich davon überzeugt, die Feder weglegen; denn dann verdienten Sie wahrhaftig die Antwort eines Deutschen nicht, denn es ist unbezweifelt ein verabscheuungswürdiges Vergehen, eines Militairs, welches viele Jahrhunderte hindurch durch Bravour und militairische Tugenden sich auszeichnete, und selbst bei seiner Katastrophe viele sehr würdige Leute in seiner Mitte zählte, im Unglück zu spotten.

Und dieser Lästerung sollte ein ehemaliges Mitglied fähig seyn, ein Mitglied, dessen Eigenliebe auch darin einen kleinen Triumph finden mußte, ein Theil der Kette der braven und sich verdient gemacht habenden Gesellschaft zu seyn, deren einzelne Mitglieder man überall mit Veneration, wenn auch bloß um in ihnen die Verdienste der Vorfahren zu ehren, aufnahm? —

Nein, unmöglich kann ich diesem Gedanken Gehör geben. —

Seite 6 sagen Sie: „mehr noch Ihre Pflicht erfüllt zu haben, als Klugheit es rieth" — — Ich bin in der That neugierig, zu wissen, ob Sie jemals sich die Mühe nahmen, an den Umfang Ihrer Pflichten und deren Heiligkeit zu denken?

Ich glaube wenigstens, daß bei Erfüllung seiner Pflichten man nie irgend eine egoistische Klugheit zu Rathe ziehen darf, und daß es das Gefühl für Ehre und Würde unbedingt befiehlt, so zu handeln, wie es die, durch den geleisteten Eid versprochene Verehrung, Rastlosigkeit und Treue, der Enthusiasmus, den man für den Staat (gleichviel, ob für 13 Thlr. oder 13 Carolinen monatlich) und dessen Forderungen empfinden soll, verlangt.

Ob der Fürst (eigentlich der erste Bürger des Staats) durch eigene Tugenden, weise Verordnungen ꝛc. dieses gänzliche Hingeben verdient? oder durch Fehler, Schwächen und Verbrechen sich dessen unwürdig macht? dieses zu entscheiden, gehört meines Erachtens für ein competenteres Tribunal, als dasjenige ist, welches in dem Herz eines Lieutenants und Capitains ruht, deren heiligstes Bestreben wohl seyn muß, vor dem Richterstuhl seines Bewußtseins und seiner edlen Mitbürger zu bestehen. —

Ueberdieß Herr Capitain, wenn der Schwung Ihres Geistes und Ihre respective Meinung über sich selbst, Ihnen abrieth, der etwas pedantischen Form des Hessischen Militairgesetzes sich anzupassen, wenn Ihr Genie Sie, Ihrer Meinung nach, zu etwas Höherem als einer bloßen Maschine zu bestimmen schien, warum beendigten Sie denn nicht diese Laufbahn der Ihnen lästigen Etiquette durch ein, freilich für Ihren Geist auch

etwas langweiliges Abschiedsgesuch durch alle gebräuchliche Instanzen vom Compagniechef bis zum Kurfürst? — Ich bezweifle fast, daß man Sie gehalten hätte. —

Durch vorliegende Aeußerung documentiren Sie, meines Erachtens, daß Ihnen ein Staatsamt nicht wohl anzuvertrauen sey.

Was Sie sich auf der nämlichen Seite über das jetzige Privatleben des Kurfürsten zu bemerken erlauben, gehört theils nicht hierher, theils würde mich die umständliche Widerlegung dieses absurden Vorwurfs zu weit aus dem mir vorgenommenen Weg entfernen, da meine Bemerkungen eigentlich bloß den von Ihnen gröblich und undankbarer Weise beleidigten Staat im allgemeinen gelten. —

Jedoch kann ich, aus den sichersten Quellen schöpfend, Jeden versichern, daß sich der Empfindungen des unglücklichen Fürsten keineswegs eine unedle Apathie bemeistert, im Gegentheil derselbe für seinen unersetzlichen Verlust tiefes und schmerzhaftes Gefühl hat. — Meines Erachtens ist es auch für den Kurfürsten keine vorwurfswürdige Handlung, in der Gesellschaft einer liebenswürdigen und tugendhaften Dame Zerstreuung seiner Sorgen und seines jetzigen Kummers zu suchen. — Ferner:

Ihre Reflexionen über den Adel sind, wenn Sie Ausnahmen gestatten, nicht ganz unrichtig. Daß Ihr Vortrag aus den Gränzen der Sittlichkeit zu der fade-

sten Zweideutigkeit herabsteigt, befremdet mich nicht mehr. Ich übergehe, da auch vielleicht das schöne Geschlecht diese hingeworfenen Gedanken lesen könnte, erröthend ein näheres Detail.

Was Sie von der glücklichen Metamorphose in Frankreich sagen, möchte wohl manchem Zweifel unterworfen seyn, denn dort trat an die Stelle der Vorzüge des Pergaments, der Vorzug der mehresten Geldsäcke. — Welcher wird die drückendsten Mißbräuche hervorbringen? —

Jetzt kommen wir zu dem Hessischen Finanzsystem.

Daß in dieser Branche der Staatsverwaltung die mehresten und schädlichsten Mißbräuche obwalteten, daß alle diejenigen Regierungsmaximen, welche dem Staat wirkliche (nicht bloß eingebildete) Beschwerden verursachten, aus dieser Quelle flossen, ist leider wahr. Indessen hat jede Sache zwei Seiten, von denen man sie beobachten muß, um nicht zu ungerechten Urtheilen hingerissen zu werden. —

Man muß vorzüglich erwägen, aus welchen Motiven dieses System entstand und welche es hernach zum Staatsübel umschufen.

Sie sagen selbst, daß nach dem 7jährigen Kriege die Finanzen und die Nation in einem üblen Zustand gewesen sey. — Die Armuth der letzteren entstand aus den Verheerungen des geendigten Kriegs, die großen Lücken in den Staatskassen fanden ihren Grund in den

Verschwendungen des Hofs. — Das Volk mochte wohl manchmal über dieses häufige Deficit und die dadurch unmöglich gemachte Unterstützung der verarmten Provinzen gleſſiren; der Hof mochte und mußte oft das Unangenehme des häufigen Geldmangels empfinden, und eine Gelegenheit zur Hebung dieser mannigfaltigen Verdrüßlichkeiten herbei wünschen.

Der nordamerikanische Krieg bot die Hand hierzu. — Es war dieses freilich kein Krieg fürs Vaterland; allein wie viele Kriege vermag die Geschichte wohl aufzuweisen, welche eigentlich und unmittelbar zur Rettung der vaterländischen Freiheit, zur Beschützung des väterlichen Herdes geführt werden? — Nicht einmal der ganze französische Revolutionskrieg, denn die letztern Jahre hindurch floß das französische Blut wohl mehr für den, durch glückliche Erfolge geweckten Ehrgeiz einiger Machthaber der französischen Republik, oder der Bereicherungssucht Einiger, die durch Cabalen den Frieden zu verhindern wußten.

Nur durch die Weisheit und das imponirende Ansehn des damaligen 1sten Consuls Bonaparte, jetzigen Kaisers von Frankreich und Königs von Italien, wurde der Friede hergestellt.

Jetzt, da der Einfluß Englands aufs Continent nicht gehemmt, nein, gänzlich verstopft ist, wird der Friede von längerer Dauer seyn. — Doch zurück:

Der amerikanische Krieg gab dem Landgrafen von

Heſſen Reichthümer, ob bloß per fas oder auch per nefas, laſſe ich an ſeinen Ort geſtellt ſeyn. —

Der vorherige Mangel war gehoben und der Kurfürſt fand, als er im Jahr 1785 den Heſſiſchen, damals Landgräflichen Thron beſtieg, eine reichlich gefüllte Schatzkammer, einen Talisman, durch welchen freilich eine zahlloſe Menge der vortrefflichſten, nützlichſten Anſtalten hervorgezaubert werden konnten, wenn der Kurfürſt von dem Grundſatz ausging, daß dieſes Geld, durch manchen Blutstropfen, manchen Seufzer, manche zerſtörte Vater- und Familienfreude ſeiner Unterthanen gewonnen, einzig und allein dem Lande angehöre, ihm bloß die Verwaltung dieſer Schätze, dieſes Landeseigenthums zuſtehe, und dieſelben zur Beförderung der Kultur und Agrikultur, zur Hülfe für Fabriken und Manufakturen (durch welche die ärmern Gebirgs- und Heidegegenden vorzüglich konnten verbeſſert werden), zur Verbeſſerung der Schulanſtalten (der Baſis aller Menſchenveredlung) zur Bezahlung der Landesſchulden (d. h. der der verſchiedenen Gemeinden) zur Beſſerung der Wege ꝛc. angewendet werden müßten. —

Von allem dieſen geſchah nun freilich ſehr wenig, da der Kurfürſt von der Maxime ausging, daß ein gefüllter Schatz das Wohl eines Landes beſtimme, ihm Feſtigkeit und Anſehn, nach außen zu, gebe, und daher die Anhäufung deſſelben die beſondre Aufmerkſamkeit

erfordre; allein deshalb ist der Kurfürst nicht geradezu und gänzlich allein zu verdammen.

Der Fürst muß jederzeit die Sünden seiner Räthe büßen, so auch hier.

Wenn ein junger Fürst den väterlichen Thron besteigt, so bringen die Diener des Staats, die ihm zunächst sind, einige Zeit damit zu, ihres neuen Monarchen Leidenschaften, seine Steckenpferde, seine Launen, kurz, seinen Charakter zu studiren. — Ist er ein Verschwender, so ist nach einigen Jahren der Concurs eines Höflings kein seltenes Phänomen; ist er ein Freund des Schachspiels, so hört man in allen Häusern von gutem Ton, während dieser Schachperiode, nichts als das einförmige au Roi! à la Reine! gardez! Schach und matt ꝛc. — Ist der junge Fürst ein Schöngeist, so wird es gewiß nothwendig, daß Hrn. Wielands, Geßners, Klopstocks und anderer Meister der deutschen Litteratur Schriften von neuem aufgelegt werden.

So auch hier. Man fand, daß der neue Landgraf die Verschwendung haßte, daß er, geschreckt durch den Zustand der Hessischen Finanzen vor dem amerikanischen Krieg, eifrig darauf bedacht war, einen Rückfall dieses Staatsübels zu vermeiden.

Jeder bemühte sich nun, seinem Souverain das Gute der Sparsamkeit recht anschaulich zu machen; jeder glaubte nicht sichrer zu gehen, als wenn er mit einem neuen Multiplicationsplan in der Hand, sich dem

Landgrafen näherte, ihn in seinen Ideen bestärkte, und auf keinen Fall etwas gegen die fehlerhaften Ideen desselben einwendete.

So entstand nach und nach das so sehr verrufene Finanzsystem.

Die Klagen der Unterthanen erreichten selten das Landgräfliche Ohr, und so nahm der ökonomische Geist immer mehr zu, so gewann endlich alles das Gepräge einer freilich etwas zu übertriebenen Sparsamkeit.

Meyer, Buderus, jetzt Hr. von Carlshausen, waren die vorzüglichsten Direktoren des Finanzcollegiums; wie konnten unter Personen dieses Charakters, dieser Leidenschaften, musterhafte und weise Landes-Finanzbeschlüsse ans Licht der Welt treten? —

Langjährige Gewohnheit band den Kurfürsten an diese und ähnliche Personen; eben dieses Attachement erzeugte es, daß er ihnen zuweilen zu viel nachgab. —

Keiner von denen, welche den Kurfürsten genau kennen, wird sein Herz für unmoralisch und verdorben beurtheilen, den Mangel an besonders guten Anstalten auf den übelsten Motiven ableiten, sondern höchstens dasselben einer von der menschlichen Unvollkommenheit unzertrennlichen Schwäche zuschreiben.

Indessen hatte sich das Land keinesweges über harte Auflagen zu beschweren; die Wohlhabenheit der Einwohner in den Thälern an der Schwalm und Werra

bei Marburg und in der Grafschaft Hanau, ist ein einleuchtender Beweis davon.

Freilich waren manche Gegenden arm, allein hiervon lag der Grund mehr in dem Erdreich dieser Provinzen, welches nicht die vegetabilischen Kräfte hatte, als jenes in den obgedachten Distrikten, oder an der weiten Entfernung von den Handelsplätzen Hessens, weshalb der Nahrungszweig mit Leinwand nicht so sehr cultivirt werden konnte.

Indessen muß ich gestehen, daß ich fast nirgends so wenig öffentliche Bettler getroffen habe, als eben in Hessen, obgleich ich den größten Theil Deutschlands durchreist habe.

Arme Gegenden gibt es in jedem Lande; man nehme Savoyen oder das Erzgebirge in Sachsen, oder einen Theil Brandenburgs. —

Wird es wohl einem vernünftigen Menschen deshalb je in den Sinn kommen, die Fürstentugenden des so allgemein geliebten Königs von Sachsen zu bezweifeln, oder dem edeldenkenden König von Preußen seine erwiesene Herzensgüte abzusprechen.

Dieß sey genug über das Finanzfach; weiter unten werde ich noch eine Anmerkung hinzufügen, welche eine Aeußerung über einen Gegenstand, der auf das Finanzwesen Hessens noch jetzt Bezug hat, enthalten wird. —

Doch noch ein Wort über die Acquisitionen, welche

der Kurfürst gemacht, und die, welche er machen konnte, und nicht gemacht hat.

Auf Ihre Anmerkung Nr. 5. Seite 23 erwiedre ich nur: daß übertriebene Entstellungen der Hessischen Ereignisse nicht hierher gehören. Es sollte mir wenig Mühe kosten, die ernsthaftesten Begebenheiten in das Gewand einer burlesken Fastnachtsposse zu hüllen. —

Meiner Meinung nach war es sehr consequent gehandelt, daß der Kurfürst nicht für den ferneren Länderkauf stimmte, denn trotz desselben, und der hierdurch vielleicht erweckten Palliatif-Annäherung an den französischen Kaiser, konnten Differenzen zwischen Napoleon und dem Kurfürst entstehen, welche die Entfernung aus den Erbstaaten, und lebenslängliches Exil zur Folge hatten, und dann war der Verlust noch um einige Millionen bedeutender; — auch sehe ich den indirekten Vortheil für das Mutterland eben so wenig ein, als den direkten, den eine dergleichen Länderacquisition geben könnte.

Dänemark liefert uns seit länger als einem halben Jahrhundert ein nachahmungswürdiges Beispiel, um wirkliches Staatenwohl zu befördern. — Siehet man auch auf den Häuptern dieser verehrungswürdigen Regenten keinen Lorbeerkranz, an dem das Blut von Tausenden klebt, siehet man auch den Namen der dänischen Kriegsmacht seit langer Zeit nicht in den Jahrbüchern der Weltbegebenheiten, so wird doch die enthusiastische Liebe der dänischen Nation für ihre Regenten, vorzüg-

lich für den nun regierenden König eine schönere Trophäe seyn, als irgend eine andre, welche je von einem Volke ihrem Führer, ihrem Regierer, dem ersten Staatsbürger dargebracht wurde. —

Jedoch ist die geographische Lage Hessens auch freilich von der Dänemarks sehr verschieden, und eine glücklich und weise behauptete Neutralität, wo in der kleinsten Handlung Consequenz läge, würde zu den Meteoren der Welt zu zählen seyn.

Ihre Aeußerungen über den Kurprinz, das unglückliche Opfer des Sturzes seines Hauses, übergehe ich mit Stillschweigen, und bekenne mein Unvermögen, Ihnen im Flug Ihrer himmlischen Impertinenz zu folgen. Wenigstens glaube ich nicht, daß wir jetzt befugt sind, die Schwächen und Fehler dieses Prinzen zu bekritteln.

Ihre geäußerten Ideen über die politischen Grundsätze und Systeme des Hessischen Hofes sind nicht ganz unrichtig; nur ist sehr dabei die äußerst intrikate Lage unsers Vaterlandes zu berücksichtigen. —

Auch wundert mich es sehr, warum Sie, da Sie doch so viel für den Kurfürsten gewirkt zu haben angeben, (Seite 6) nicht zur Zeit, wo dergleichen Rathschläge Nutzen schaffen konnten, damit ans Tageslicht traten.

Des Kurfürsten strenge Aufmerksamkeit auf Kleinigkeiten des Anzugs, sowohl beim Militair als Civil, betreffend, entstand, in Hinsicht des erstern, diese Pedanterei

wohl aus der Erziehung, welche er genossen hatte, und welche in diejenige Periode fiel, wo dergleichen Kleinigkeiten gleichsam die Verbindungswörter der Militairdisciplin ausmachten.

Der große Friedrich gab hierzu den Ton an.

Freilich veränderte sich seit dem Absterben des größten Monarchen, der seit der Geburt Christi einen Thron zierte, nicht weniger als Alles, und auch dieser unmodische und für das 19te Jahrhundert unzweckmäßige Kleiderzwang hätte sich bei den Hessischen Corps mit ändern sollen: allein es war ein Mißgriff des Kurfürsten, eine zu feste Anhänglichkeit an eine mehr als 50 jährige Gewohnheit, und so blieb es. Obwohl dieser Mißgriff beinahe einer der unschädlichsten für den Staat war, so wurde dennoch am mehresten hierüber gekrittelt. —

Auch glaube ich gewiß, daß, auf gegründete Vorstellungen, dasjenige der Armatur und Bekleidung, welches dem Zweck des Soldatens geradezu entgegen war, noch würde geändert worden syn.

Die Gage war nach Verhältniß dessen, was von den Officiers im Aufwand gefordert wurde, vorzüglich für die Subaltern-Officiers zu wenig. — Hiervon suche man die Ursache theils in dem Einfluß des Hrn. Buderus von Carlshausen und Consorten, theils in dem Beispiel, welches die mehresten Regenten dem Kurfürst hierin gaben. —

Jedoch hat die einige Mal erhöhte Gage bewiesen, daß man anfing, auch hierauf Rücksicht zu nehmen, und der Soldat war zuletzt wirklich ganz gut bezahlt. Die innere militairische Organisation war, vorzüglich in Hinsicht der Kavallerie, fehlerhaft, und beruhte auf zu ängstlichen Kostenberechnungen.

Allein, nimmt man an, daß die Armee des Kurfürsten von Hessen niemals allein gegen eine fremde Macht als Feind stehen konnte, immer nur eine subordinirte Rolle in den Kriegen anderer Staaten behaupten konnte, so läßt sichs wohl leicht einsehen, daß der aus dem Mangel der beritt enen Kavallerie entstehende Nachtheil von keinem Umfange seyn konnte.

Uebrigens waren unsere Arsenale nach Proportion der Landesgröße, meiner Ansicht nach, reichlich genug gefüllt, und das Fehlende konnte, wenn die Noth stieg, mittelst der wohl conditionirten Kassen des Kurfürsten, leicht herbeigeschaft werden, welches auch gewiß geschehen wäre.

Ihre Bemerkungen wegen der (um Ihre geistreichen? Worte zu benutzen) militairischen Frohndienste sind sonderbar genug.

Bei der in Hessen eingeführten Recrutirungsordnung konnte dem Lande kein so großer Nachtheil erwachsen; denn obgleich jeder gesunde und gerade Bauers- und (mit Ausnahme einiger Städte) Bürgerssohn zum Soldaten geboren wurde, so würde dennoch der

glückliche Fortgang der Fabriken keineswegs hierdurch gehemmt worden seyn, wie es die so sehr und weit bekannten Eisenwaaren-Fabriken in der Herrschaft Schmalkalden deutlich erweisen; vielmehr sehe ich in diesem allgemeinen Recrutirungssystem eine sehr gute Manier, um den vielleicht etwas geschwächten kriegerischen Geist der Hessischen Nation noch immer in einem sehr venerablen Zustande zu erhalten.

Geben Sie sich die Mühe, mein Herr Capitain, den Geist der Menschen, vorzüglich den Geist der untern Volksklassen etwas genauer zu studiren, und Sie werden sich in Kurzem völlig überzeugen, wie sehr Kleinigkeiten, ich will hier die Nothwendigkeit der Hessen, Soldat zu werden, eine Uniform anzuziehen, sich als unmittelbarer Staatsdiener zu glauben, einmal so nennen, auf den Geist eines Volks wirken, und öfters die Motiven ihres Ruhmes werden.

Daß Moralität, gute Sitten, Unschuld und Männerkeuschheit nicht die Früchte eines solchen militairischen Systems sind, gebe ich als Freund der Wahrheit gern zu, daß aber die Verderbniß der Sitten heutzutage auch ohne dieses System in die ländlichen Hütten der Nachkommen der Catten Eingang gefunden haben würde, ist unbezweifelt; jedoch sind mir fast nirgends kraftvollere Menschenstämme vorgekommen, als eben in Hessen; man nehme die Schwälmer, die Dymelaner, Wesfraner, Schwarzenfelser ꝛc. —

Jetzt einiges über die von Ihnen S. 66 berührte Geistesbildung der Officiers, an welcher Sie Ihre ganze Galle ausgeschüttet zu haben scheinen.

Vermuthlich glaubten Sie, ohne sich unmittelbar unter die seltenen Ausnahmen zu zählen, durch Ihre Brochure genugsam zu zeigen, daß Sie in die schwarze Reihe nicht gehörten. Sehr bescheiden! muß ich gestehen — — doch, was halte ich mich bei einem Thema auf, wo jeder Vernünftige seine eignen Glossen darüber macht. —

Ganz besonders große Generale konnten wir nicht haben, wenigstens konnten die Verdienste derselben nicht gehörig an den Tag treten, weil es eine Laune des Kurfürsten war, selbst als Schöpfer alles Guten und Ruhmwürdigen unsers Militairs angesehen zu werden, weil Hessen auf eigne Hand keinen Krieg führen konnte, und weil, wie schon oben erwähnt, in den Kriegen, wo wir als Hülfs- Allianz- oder Contingentstruppen auftraten, unser Corps immer zertheilt, unsre Generale stets Andern subordinirt, mithin sie nicht im Stande waren, ihre ihnen verliehenen Talente zu entwickeln und an den Tag zu legen; dazu kam die ewige Jalousie unter den alliirten Armeen, das unselige Uebel, daß der eine Heerführer ein Auge aufgeopfert hätte, um seinen Nachbar ganz blind zu machen; wie konnten da Generale so kleiner Armeen (oder besser Corps), wie das Hessenkasselsche ist, Thaten vollführen, welche ihren Ruhm der

Nachwelt zu übertragen im Stande waren? Es müßte dieses unter die Unmöglichkeiten gehören. —

Hierdurch vorzüglich wurden Männer, wie Ewald und Wiederhold, bewogen, ihr Vaterland zu verlassen, und da ihr Glück zu suchen, wo sie theils mehr als Maschine seyn konnten, theils Gelegenheit zu finden hofften, um beweisen zu können, daß sie würdig waren, Heerführer zu seyn.

Daß die Eigenheiten des Kurfürsten und mitunter Fürstenlaunen, ihren Antheil an dergleichen Auswanderungen hatten, stelle ich nicht ganz in Abrede, nur bitte ich Billigdenkende, zu beherzigen, daß ein Fürst öfters hinreichende Gründe hat, üble Laune zu haben.

Daß die Hessische Armee Generale hatte, welche nicht alle die Erfordernisse in sich verbanden, welche von einem Mann, der solch einen Posten bekleidet, verlangt werden, ist wahr; allein man durchgehe alle Armeen der Welt, und man wird Personen dieser Art finden; selbst Friedrich II., dieser Monarch, der so gut es verstand, talentvolle Männer hervor zu ziehen und an ihren Posten zu stellen, konnte sich bei der Wahl eines d'O. täuschen.

Wer kann wohl gegen die Verdienste eines Major Münchhausen, des Freundes Seumes, dieses würdigen deutschen Mannes und bekannten Dichters, wer gegen Obr. Marquard etwas einwenden; wer darf es wohl wagen, einen Major v. Müller (jetzt beym Kurfürst in

Itzehoe), einen Major Mühlhausen, Bardeleben, Trott oder Bassewitz, in eine Parallele mit den Unwürdigen der Armee zu stellen? und so gibt es noch viele andre, welche in jeder Armee in dem Zirkel der besten Officiere zu stehen verdienen.

Mich wundert es sehr, daß Sie sich und Ihrer Brochure durch dergleichen Lästerungen, die so unwahr als impertinent sind, vor den Augen aller Biedermänner das Urtheil eines schmähsüchtigen Mannes sprechen.

Ihre Anekdoten möchten wohl ganz den Zweck verfehlen.

Die Quintessenz Ihres gallsüchtigen Humors scheinen Sie über die Subaltern-Officiers auszuschütten sich unendliche Mühe gegeben zu haben.

Um von dem sich vermuthlich vorgeschriebenen Weg der falschen und unrechtsamen Lästerungen ja nicht abzuweichen, haben Sie beliebt nur äußerst seltene Ausnahmen zuzugestehen, unter denen Sie doch hoffentlich mit begriffen sind? —

In der That muß ich gestehen, daß ich die Fertigkeit bewundere, mit welcher Sie die unverschämtesten Grobheiten diesen Männern zu sagen im Stande waren, noch mehr aber bewundere ich Ihre Hiobsche Geduld, mit welcher Sie bis zum Capitainsrang in diesem von Ihnen als ein Sodom und Gomorra beschriebenen Stand aushielten, und nicht wie Loth (dessen Weib auf der Retirade zum Salzmonument sich meta-

morphosirte) Ihr Bündel schnürten und wegzogen? — Entweder, dünkt mich, muß man mit solchen Personen durch eignen hohen Rang in gar keiner oder nur sehr weniger Verbindung stehen, um es in ihrer Mitte auszuhalten, oder ist man ihnen am Rang gleich, selbst einer der Superlative der Unmoralität seyn, um seine Lage nicht zu empfinden. —

Ich werde unmittelbar einen Theil Ihrer eignen Worte gebrauchen (s. S. 79 ff.) um Ihnen das, was ich, obgleich nicht selbst mehr Officier, hierüber zu denken mir erlaube, Ihnen mitzutheilen. —

Ich weiß nicht wo ich Worte hernehmen soll, um zu sagen, wie sehr Sie, Herr Capitain, sich vor den Augen der Welt in ein herabwürdigendes Licht setzen, indem Sie den Inhalt der Blätter 79, 80 u. f. niederschrieben.

Einen höhern Grad von Unbilligkeit, einen größern Mangel an Kenntniß des bearbeiteten Stoffs, eine größere Verachtung alles Zartgefühls, aller Höflichkeit und Wahrheitssinns, einen größern, inconsequenteren Stolz und Uebermuth ꝛc. können Sie nicht besitzen, als Ihnen jeder instruirte Leser und Kenner der Umstände zuschreibt, welcher wahrnimmt, wie Sie sich bemühen, auf die empörendste Art und Weise Ihre vorigen Kameraden zu beschimpfen, welche (mit jedoch wenigen Ausnahmen) gewiß verdienen, den besten und tadellosesten Officiercorps der bekannten Armeen incorporirt zu wer-

den, und die nicht einmal den Schatten Ihrer Beschuldigungen und Läſterungen verdienen.

Seite 80 ſagen Sie wieder von der gehabten Ehre „Heſſiſcher Officier geweſen zu ſeyn"; Sie führen hier auf eine Vermuthung, welche, wenn es je einen ſolchen verrufenen Zirkel gegeben hätte, allem Anſchein nach wahr geweſen wäre. — —

Daß es unter den Subalternen Officiers gab, welche durch ſchlechte Erziehung, falſche Leitung des Herzens, Verführung während der Knabenjahre, auch wohl aus Hang zu Inconſequenzen, zu einem Grad von Tadelhaftigkeit herabgeſunken waren, daß Trunk, Spiel und Wolluſt, Unwiſſenheit und Herzensverderbniß ſich ihrer bemeiſtert hatte, iſt wohl außer Zweifel, und finden dieſe in allen Armeen Pendanten, allein das iſt auch wiederum eine ausgemachte Wahrheit, daß dieſer Mitglieder der Officierzirkel nur wenige waren, und daß die anerkannten Tugenden der Uebrigen das üble Colorit dieſer Geſunkenen überſtrahlten.

Ich habe bei meinem öftern Aufenthalt in Heſſen Gelegenheit gehabt, mit den Officiers mehrerer Regimenter Bekanntſchaft zu machen, allein nur die Officiers eines Regimentes kenne ich ſo ſpeciel, daß ich ein Urtheil hierüber fällen und auch verbürgen kann, und ich muß hier im Angeſicht aller deutſchen Mitbürger öffentlich geſtehen, daß ich in den Zirkeln und den einzeln Umgang mit dieſen Biedermännern ſehr ſchöne und lehr-

reiche Stunden verlebte. Ich scheue mich nicht ihre Namen hierher zu setzen, und das Andenken an sie hierdurch zu ehren.

Was läßt sich gegen den guten Charakter, die militairischen Kenntnisse, das moralisch gute Benehmen der Capitains Braun, Zwirnemann, Reinhard, Marquard, der Lieutenants Hohorst, Schlemmer — ein ganz besonders in Wissenschaften habilitirter Mann, der die Achtung seiner Kameraden besaß — Könitz, Asbrand, Spangenberg, Stein, Motz, Golze und mehrerer dieser Biedern einwenden? — Ich glaube gewiß, nichts, als höchstens: daß auch sie aus den zum Menschen bestimmten Urstoff geformt, und nicht vollkommen sind. —

Ich bin überzeugt und dünke mich hierzu befugt zu seyn, daß in jedem Regiment die Zahl der Tadellosen die der Unwürdigen bei weitem übertrift.

Ich begreife in der That nicht, wo Sie, Herr Capitain, die eminente Effronterie hernahmen, um ein solches Chaos von impertinenten Unrichtigkeiten, deren Richtigkeit jeder Unterrichtete auf den ersten Blick einsiehet, niederzuschreiben. Entweder sind es die spirituösen Explosionen des von Ihnen so oft erwähnten Kornsteistes, oder Ihre Lästerungen sind von einem Ort datirt, woher man vernünftige Aeußerungen zu erwarten nicht gewohnt ist.

Jetzt noch einige Worte über die militairischen Erziehungsinstitute in Hessen.

Es wäre zu wünschen gewesen, daß der Kurfürst hierzu die Modells aus Sachsen und Dänemark genommen und in diesem Punkt von dem angenommenen Finanzsystem abgewichen wäre, und dieser Punkt, die vernachlässigte Cultivirung der Cadets, Pagen, Fahnjunker, jungen Officiere und überhaupt der zum Militair bestimmten Subjekte betreffend, ist einer von den wenigen, für welche ich keine, auch nicht die kleinste Entschuldigung finde.

Die Erhebung der Unterofficiers zu Officiers ist sehr zweckmäßig und würde bei vorhandenen Instituten durch die besten Erfolge gekrönt, auch ein Sporn zur höheren und fleißigern Cultur derjenigen gewesen seyn, die, aus den ersten Ständen abstammend, sich dem Militair widmeten.

Dasjenige einzeln zu beantworten, was Sie von Seite 103 bis 117 sagen, würde eine Wiederholung von dem schon geäußerten seyn und meine Bemerkungen zu weitläuftig machen. Manches in diesen 8 Blättern noch Gesagte ist wahr, manches übertrieben; aber alles trägt das Gepräge eines gall- und rachsüchtigen Tadlers, der öfters nur tadelt, um seine Unwissenheit zu verbergen oder um zu beleidigen.

Ihre Bemerkungen über die Festung Hanau scheinen mir nicht richtig; denn obgleich Hanau sehr geschickt liegt, um eine Hauptfestung aus sich machen zu lassen, so ist sie wegen ihrer Entfernung und fast gänzlichen

Abgelegenheit vom eigentlichen Hessen, gewiß nicht der Schlüssel zum Eingang ins Land; es würde bei jeder Invasion des Feindes, wenn er von der Rheinseite käme, diese Festung in den ersten Tagen von aller Communication mit dem Heere abgeschnitten, und in weniger Zeit darauf die Beute der Feinde seyn. Kämen die Feinde von der Elbseite, so würde Hanau zu entfernt liegen und höchstens, so lange die Fulda und andere Flüsse noch nicht passirt wären, zum Asyl für die Fürstliche Familie und das Archiv dienen können.

Ein so kleiner Staat, wie Hessen war, sollte, meiner Meinung nach, gar keine Festung haben, als höchstens für Staatsverbrecher ein Castel.

Ich schließe meine Replik, der ich, wenn auch keinen schriftstellerischen Werth, doch Wahrheit zutraue, hiermit, indem ich nur noch einmal anführe, wie sehr Sie, Herr Capitain, Ihren guten Ruf in Zweifel bringen, da sie einen Staat so unbedingt und unbefugt lästern, der Ihnen vielleicht 20 Jahre hindurch Brod gab, daß Sie ein Officiercorps so unbesonnen (ich wähle diesen milden Ausdruck) um seinen seit seiner ersten Organisation mit Würde und Wahrheit behaupteten guten Ruf zu bringen suchen, welches im Allgemeinen die vollkommenste Hochachtung jedes Edlen verdient, und mit welchem Sie, Herr Capitain, vielleicht genöthigt sind, den Rest Ihres Lebens zu dienen, wenn anders diese so tief beleidigten Männer (im Fall Sie aus Ihrem

anonymen Dunkel hervortreten) sich eine Gemeinschaft mit ihrem Verleumder gefallen lassen.

Ich übergebe hiermit diese Schrift, die ich aus Wahrheitsliebe und tiefer Verehrung für den Hessischen Staat, das Militair und das Officier-Corps niederschrieb, dem lesenden Publikum; ich hoffe, meine Gründe, meine Thatsachen mit Mäßigkeit geschrieben zu haben.

Die Biedern und Edeldenkenden meiner deutschen Mitbürger mögen mich richten.

G. C. M.

Die Hessische Insurrektion im Winter 1806 bis 1807.

Unter allen Völkern Deutschlands hat wohl keines einen solchen Patriotismus und Ergebenheit für seinen Fürsten gezeigt, als die Hessen. Insonderheit offenbarte sich dieß im letzten Kriege. Schon nachdem auf Kurfürstlichen Befehl das Militair entwaffnet worden war, insurgirte das Volk, ohne Anregung Mächtigerer, um seinen bisherigen Landesherrn wieder zu erkämpfen. Wenn gleich der Kurfürst diese Insurrektion so wenig gebilligt als gewollt hat: so ist doch die darin liegende Treue und Anhänglichkeit der Abkömmlinge der Katten,

ein schöner Diamant in der Krone dieses, im Unglücke bis zur höchsten Bewunderung großen Fürsten.

Vielleicht möchte indeß das Feuer der Liebe der Hessischen Nation für ihren bisherigen Fürsten weniger bis zur Flamme aufgelodert seyn, wenn nicht das französische Gouvernement, nachdem die Hessischen Officiere zu Gefangenen gemacht worden, im Namen des Kaisers zu dreien Malen die Hessen zur Tragung der Waffen mit den Franzosen aufgefordert, und wie dieß vergeblich geschehen war, bei Todesstrafe die thätliche Theilnahme an dem derzeitigen Kriege Frankreichs anbefohlen hätte. Dieß hieß ihren bisherigen Landesherrn durch die That abschwören, und so griff alles, was Waffenfähig war, zu den Waffen, die jeder geborgen hatte, oder die er sich aus Sensen, Heugabeln, oder Schneidemessern ꝛc. für den Augenblick zu machen verstand. In der Mitte des Decembermonats war der größte Theil von Hessen, insonderheit Oberhessen, im Aufstand. Zu Eschwege, wo einige Hunderte sich zusammen gezogen hatten, wurden die Wege besetzt gehalten und ordentliche Feldwachen und Patrouillen ausgeschickt. Der Stabscapitain von Uslar, dem das Volk den Titel eines Obristen beigelegt hatte, war dort gezwungen worden, ihr Anführer zu seyn. Der bedeutendste Theil des Aufstandes hatte indessen seinen Sitz zu und um Spangenberg. Dieser, und eben deshalb die Masse des Volks, begehrte den Major Mensing, den nämlichen, der bei

Dünkirchen den Oestreichischen General-Feldmarschal Dalton auf seinen Schultern aus dem Schlachtgetümmel trug, und der sich durch seine Bravour und militairischen Talente den Orden pour la vertu militaire verdiente, zu seinem Anführer. Das Volk kannte und ehrte seine Ergebenheit für den Kurfürsten, und schätzte sein edles Herz, seinen Verstand, seine Kenntnisse und seinen Muth. Mensing hörte von dem Vorhaben des Volks, konnte und wollte sich aber in den Willen desselben nicht fügen, und begab sich daher, wie ich erfahren habe, in aller Stille nach Frankfurt. Bald nachdem er dort angekommen war, erhielt er die Nachricht, daß es einem Edlen des Landes, dem Landrath von Lindau, gelungen sey, das Volk durch seine Vorstellungen zu besänftigen, und daß nun alles ruhig wäre. Mensing nahm daher keinen Anstand wieder zurückzukehren. Nachdem er sich einige Tage unentdeckt auf seinem Gute Stolzingen aufgehalten hatte, ward er auf den ersten Weihnachtstag vom Landrath von Lindau nach Elbersdorf zur Mittagsmahlzeit eingeladen. Nichts ahndend begab er sich zu diesem, allgemein mit Recht verehrten Mann. Kaum war er einige Stunden dort, so erschreckte auf einmal das Geläute der Sturmglocken die ganze Gesellschaft; Mensing wollte entfliehen, aber schon war das ganze Schloß umgeben und alle Ausgänge besetzt. Man forderte ihn zum Anführer. Er wollte den Antrag ablehnen, allein das

Volk war ungestüm, es drohte, und würde den Major gemordet haben, wenn er nicht endlich der Nothwendigkeit gewichen, und mit nach Spangenberg gegangen wäre.

Gleichsam im Triumph aufgeführt, wurde er einer versammelten Volksmenge von etwa vier bis fünftausend Mann als Anführer vorgestellt. Mensing suchte die erste beste Anhöhe, stellte sich auf selbige, und hielt dem versammelten Volke eine Anrede. Er dankte ihm in derselben für den ungeforderten Beweis seiner Zuneigung und Ergebenheit für den Fürsten, im Namen desselben, stellte ihm die Gefahr vor, worin es sich befände, indem rechts die Holländer, links die Sachsen, gerade vorwärts die Hauptarmee und im Rücken die Reservearmee unter dem General Kellermann stehe, und ermahnte es, im Namen des Kurfürsten, zur Ruhe und zur Ergebung in den Willen des eisernen Schicksals. Nichts vermochte indeß dem Sturme zu gebieten. Die Wuth des Volks forderte Rache, und alles schrie aus einem Munde: Sieg oder Tod! Zugleich traten einige auf und begehrten von Mensing, daß er dem Volk einen Eid der Treue leisten solle. Gut, sagte Mensing, aber ehe und bevor ich euch einen Eid leiste, erwarte ich denselben auf unbedingten Gehorsam von euch. Nun gelobten alle durch einen schauerlichen Eid, mit empor gehobenen Fingern, bei Verlust ihrer Seligkeit, unbedingt gehorsam seyn zu wollen; und sobald als dieß

geschehen war, schwur auch er, daß er nur zum Besten des Vaterlandes und Fürsten handeln, und niemals den Feinden dienen wolle.

Von diesem Augenblick an erhielt der Major eine Wache von 30 Mann, und besetzte alle Thore der Stadt, und die Festung. Dem versammelten Volk gab er aber den Befehl sich augenblicklich nach ihren Wohnungen zu begeben, und nicht eher in der Stadt Spangenberg wieder zu erscheinen, als bis er dazu die Ordre ertheilen werde. Uebrigens versprach er ihnen, daß er selbst nach Cassel gehen und den Versuch machen werde, ihnen allen Amnestie und Dienstfreiheit auszuwirken. Uslar hatte den Lieutenant Metz vom Regiment Wurmb an ihn abgeschickt, und diesem ertheilte er den Rath, seine Leute zur Ruhe zu ermahnen, und sich nur dann auf einen Angriff gefaßt zu halten, wenn er, Mensing, sich in Cassel vergeblich bemüht haben würde, dem Volke Amnestie und gänzliche Dienstfreiheit auszuwirken.

Das in Spangenberg versammelte Volk that, was es geschworen hatte, es gehorchte; und nachdem Mensing den Aermern vom Volk, die dort bleiben wollten, indem es ihnen an Unterhalt gänzlich fehle, aus seiner eignen Tasche eine bedeutende Summe zugestellt, seinen Plan entworfen, seine Ordres ertheilt, und die nöthigen Signale verabredet hatte, reisete er am folgenden Mittage nach Cassel ab. Ihn begleitete niemand, als der Landrath von Lindau. Gleich nach seiner Ankunft

und zwar Abends 10 Uhr, ließ er das dort noch existirende bisherige Ministerium zusammenrufen, und verlangte von diesem die nöthigen Befehle für seine Handlungsweise. Dabei sagte er aber auch, daß er für Amnestie und Dienstfreiheit dem Volk sein Wort gegeben hätte, und daß er es halten würde, so lange er athme. Für die Herstellung der Ruhe verbürgte er Ehre und Leben, sobald sein gegebenes Wort erfüllt seyn werde.

Vom Hessischen Ministerio, namentlich von den Ministern von Waitz, von Baumbach und von Witzleben, dem Geheimen Kriegsrath Lenneb und dem Regierungsrath Schmierfeld, ergingen hierauf augenblicklich die dringendsten Vorstellungen an den General Lagrange. Obgleich nun dieser ausgezeichnet würdige und verdiente General, dem es unmöglich verborgen seyn konnte, daß der Major Mensing sich zu Cassel, in dem dortigen ersten Gasthofe, ohne alle Begleitung befinde, anfänglich nicht ganz bereit zu seyn schien, in das Anverlangen des Hessischen Volks für seinen eigenen Kopf zu willigen: so wich er doch endlich den Bitten des weisen Ministerii und der Nothwendigkeit. Schon vor dem andern Mittag hatte der Major Mensing die für das Volk begehrte Amnestie und Zusicherung der Dienstfreiheit. Der wörtliche Inhalt solcher Zusicherung ist noch im frischen Andenken, und bedarf keiner wörtlichen Erwähnung. Noch während dem, daß der Major von

Menſing in Caſſel war, erhielt er ſchon die Nachricht, daß die Inſurgenten beſorgten, man möchte ſich an ſeiner Perſon vergreifen, und daß ſie auf dieſen Fall die Abſicht hätten, Caſſel zu ſtürmen. Er mußte daher eilen, ihnen von der Erfüllung ſeines Wortes bis zum Neujahrstage (denn dieß war der Zeitpunkt, den er ſich geſetzt hatte) Ueberzeugung zu verſchaffen.

Es war Menſingens Wunſch, daß der Miniſter v. Waitz, der Liebling des Fürſten und des Volks, mit ihm reiſen möchte, damit ſich jedermann vergewiſſern könnte, daß er ſeine Pflicht ganz erfüllt habe. Der Miniſter von Waitz, obgleich unpaß, erfüllte dennoch dieſen Wunſch. Wie nöthig es übrigens war, daß dieſer ſich auf Menſings Rath bei der Abreiſe mit ſeiner Staatskleidung und mit ſeinen Orden verſah, wird die Folge lehren.

Zuerſt ging es nach Melſungen. Der Miniſter erſchrak, als er ſchon zu Waldau die Vorpoſten fand, die ſogleich von Menſing zurückgerufen und an den Sammelplatz verwieſen wurden; aber noch mehr erſtaunte er, als er zu Melſungen Kopf an Kopf alles unter den Waffen fand, und mit lautem Hurra empfangen wurde. Er hatte ſich die Sache nicht ſo fürchterlich gedacht.

Das Volk ließ Beide in die Stadt fahren, woſelbſt ſogleich die Obrigkeit und die dort befindlichen Inſurgenten-Officiere zuſammen berufen wurden. Im Angeſicht des Volks wurde dieſen vom Miniſter v. Waitz

im Namen des Kurfürsten die Niederlegung der Waffen befohlen. Einige Sprecher des Volks fragten Mensingen: ob dieß auch sein Wille sey; und als er es bejahte, und ihnen die neueste Proclamation des General Lagrange mittheilte, legten sie augenblicklich die Waffen nieder und gingen auseinander.

Von hier fuhr man nach Altmorschen. Kaum war man angekommen, so meldete ein Unterofficier, daß er den Franzosen mit seinem Commando 30000 Rthlr. nebst den Pferden von der Sabbaburg abgenommen habe. Er verlange den Befehl zur Ablieferung. Mensing wandte sich an den Minister, und dieser befahl, alles nach Homburg an die Obrigkeit abzuliefern. Der Unterofficier sah Mensingen bedenklich an, und dieser wiederhohlte daher den Befehl und gebot pünktlichen Gehorsam. Der Unterofficier ging, kam aber nach etlichen Minuten in voller Wuth zurück, und sagte: Herr Hauptmann, Sie sind betrogen, es ist kein Minister, es ist ein Spion. Ein Minister muß Stern und Band haben; lassen Sie mich in die Stube und den da in Stücken hauen. Mensing gebot ihm und allen übrigen Stille, ging zu dem Minister und bat ihn seinen Oberrock abzulegen, und sich in der darunter befindlichen Staatskleidung dem Volk zu zeigen. Dieß geschah. Das Volk sah ihn, hörte die Befehle, die er ihm im Namen des

Kurfürsten ertheilte, und war beruhigt. Auch hier ging nun alles wie zu Melsungen.

Nun begaben sich Beyde nach Spangenberg, wo der größeste Theil der Insurrektion aus allen umliegenden Ortschaften zusammen geströmt war. Da es schon Abend war, so beschied Mensing alle, unter ernstlichen Befehl sich ruhig zu verhalten, anderm Morgens 8 Uhr nach der Stadt. Als der andere Morgen heran kam, begaben sich Waitz und Mensing nach dem Rathhause, wo sie den Magistrat versammelt fanden. Bald darauf drängte sich alles dorthin, und das Rathhaus drohte den Einsturz. Das Volk verlangte den Minister zu sehen. Mensing ließ nun das versammelte Volk ordentlich in Reih' und Glied aufmarschiren, und hielt eine Rede an dasselbe, worin er demselben sagte, daß er dem Minister als Repräsentanten des Kurfürsten gehorchen werde, so wie alle ihm Gehorsam geschworen hätten; daß er keinen Widerspruch erwarte; jeden Widerspruch aber mit dem Tode bestrafen würde. Unter lautem Rufen: es lebe der Kurfürst, Wilhelm der erste, es lebe sein Minister, erschien jetzt der Minister von Waitz. Mensing eilte auf ihn zu, bekomplimentirte ihn in einer kurzen Anrede im Namen des Volks, und forderte seine Befehle. Der Minister von Waitz erwiederte diese Anrede in den schmeichelhaftesten Aeußerungen für den Major Mensingen, und befahl dem Volke die Niederlegung der Waffen. So wie dieser Befehl

erlassen war, wandte sich Mensing an das Volk und kommandirte: das Gewehr beim Fuß, und: legt die Waffen nieder. Gebieten und geschehen, waren Eins. Nunmehr theilte der Major Mensing die obberegte Proclamation des General Lagrange unter das Volk aus; ließ den Aermern einen dreitägigen Sold zustellen, und darauf alle, unter wiederhohlter Ermahnung zur Ruhe, auseinander gehen.

Ehe und bevor sich der Minister von Waitz und der Major Mensing von Spangenberg nach Lichtenau begaben, wurden erst Eilboten nach Homburg, Rodenberg, Hirschfeld und Sontra geschickt, die die Befehle zur Niederlegung der Waffen dorthin überbrachten. Da man nach diesen beiden Orten hin alles meldete, was geschehen war, so wurden auch da sogleich die Waffen weggeworfen. Auch der Stabskapitain von Uslar erhielt die Ordre, vor des Ministers Ankunft zu Eschwege, das Volk aus einander gehen zu lassen.

In Lichtenau und nachher in Waldcappeln ging alles auf die vorher ermeldete Art, und ruhig legte auch hier das Volk die Waffen nieder.

Von Waldcappeln wandte man sich zuletzt nach Eschwege. In Eschwege fand man die Thore besetzt, und das Volk war auseinander gegangen. Der Capitain von Uslar war indeß nicht zu finden. Dieser hatte die Flucht ergriffen, und war mit seinem Pferde durch die Werra gesetzt, weil das Volk bei Bekanntmachung

der Befehle des Ministers eine Täuschung vermuthet, und sich gegen Uslar lebensgefährliche Drohungen erlaubt hatte. Geld und Briefschaften hatte Uslar zurückgelassen.

Sobald von dem Minister von Waitz und von dem Major Mensing auch in Eschwege die Proclamation vertheilt worden, und die Ruhe sonach völlig hergestellt war, beförderte der Minister eine Estafette an den General Lagrange mit einer Nachricht von dem Vorgang, und mit der Meldung, daß er nunmehr im Stande sey, die Städte und Oerter von Hessen ohne weitern Widerstand zu besetzen. Dieß geschah denn auch, wie bekannt, unter dem Commando des General Barbo, den folgenden und in den übrigen Tagen des Januarmonats 1807.

Auf diese Weise ging es zu, daß der Boden Hessens von keinem Bürgerblut befleckt ward, welches in Strömen geflossen seyn würde, wenn sich kein Mensing gefunden hätte.

Der Kurfürst, der zu edel ist, als daß er (was wegen der Lage der Dinge unvermeidlich war) eines der edelsten von Tuiskons Völkern um seinet Willen unglücklich sehen möchte, und Lagrange, haben es dem uneigennützigen Mensing gedankt, und es läßt sich erwarten, daß selbst der jetzige Regent, den man in den Herrschertugenden als den Abdruck seines erhabenen Bruders rühmt, diesen dem Lande geleisteten großen

Dienst, der in den Jahrbüchern der Menschheit ewig unvergeßlich bleibt, in seinem Herzen erkennen wird.

Die gegen die Insurgenten späterhin in Hessen Statt gehabten Untersuchungen, haben mit der eigentlichen Insurrection gar keine Gemeinschaft. Sie sind durch Klagen der Insurgenten über Insurgenten und deren Excesse, zur Zeit der Insurrection, veranlaßt, und ich übergehe daher dieselben mit Stillschweigen.

Hessen, im Jahr 1808.

Mehrere Nachrichten zur Ehre der preußischen Armee.

Mein Herr!

Ueberzeugt, daß Ihre Zeitschrift bei dem edlen Zweck, hochherzige Thaten statt zu unterdrücken und der Tugend ihren oft einzigen Lohn zu entreißen, zur Publicität zu bringen und Nacheiferung zu erregen; Ungerechtigkeiten zu rügen; da wo Tadel nothwendig ist, Parteilosigkeit mit Schonung zu verbinden; individuelle Verbrechen nicht auf ganze Corporationen auszudehnen; die etwa in der Staatsmaschine gefundenen Mängel — und in welchem Staate suchte man diese vergebens — die Kräfte oder Schwächen des Staats nur denen be-

kannt werden zu lassen, bei welchen Willen, Kraft und Mittel zu Abstellung des einen, und zur Nutzung des andern sich vereinigen; unserm leidenden Vaterlande Hoffnung zuzusprechen und dessen Muth zu erwecken; den durch den Krieg eine andere Richtung, sicher mehr Energie gewonnenen Nationalcharakter, für den Staat vortheilhaft zu bilden; statt dem theuern Königspaar durch Aufstellung aller nur denkbaren Staatsübel, ohne auch nur irgend einiges Gute zu berühren, die Herzen und das Vertrauen zu entziehen, Ihnen die Unterthanen nur um so ergebener zu stimmen, als die Zeitumstände unbeschränktes Vertrauen und Opfer aller Art fordern; — aus Erfahrung überzeugt, daß bei dieser schon durch sich selbst lohnenden Absicht Ihre Zeitschrift mehr gesucht und unendlich höher geschätzt wird, als die mehreren cursirenden Schriften, deren Tendenz der Ihrigen ganz entgegen ist und schwerlich auf den Beifall ihrer Leser rechnen dürfte, wähle ich diesen Weg, um einen im ersten Bande der vertrauten Briefe befindlichen historischen Irrthum, als Augenzeuge zu berichtigen. Es heißt auf der 201sten Seite, Zeile 13 und weiter: „Nun ließ der Feldherr die Saalbrücke durch „das Bataillon Heinrich besetzen, welches solche tapfer „vertheidigte; da die Franzosen aber eine Furth durch „die Saale gefunden hatten, so mußte dieß Bataillon „abziehen. Der Feind rückte endlich in die Stadt und „nahm solche weg. Es fiel dem Feldherrn ein, die

dessen und seines Anführers, des Oberstlieutenants v. Schmeling, unauslöschlichen Ruhm das Schicksal durch die Theilnahme an der Vertheidigung Danzigs noch vermehren wollte, mit großem Verluste nochmals genommen wurde, bei ihrer Weitläuftigkeit, bei früherer Versäumniß selbst der allergewöhnlichsten künstlichen Vertheidigungsmaßregeln, nicht behauptet werden, welches auch, so wie jedes Engagement auf diesem Platz mit dem Feinde, bei damaliger nicht mehr unbekannten Lage der Sachen immer gefährlich war; es ward vielmehr nothwendig, jede nutzlose Schwächung dieses eben so tapfern als schönen Armeecorps nun sorgfältig zu vermeiden. Doch diese Beurtheilung des Ganzen gehört nicht zu meinem dermaligen Zweck.

Nachdem die aus dem Gefecht zurückgekehrten Reste mit der, die Kriegskasse glücklich in Magdeburg ablieferndem Compagnie vereiniget waren, bestand das komplett gewesene, bis zur Affaire durch keinen Abgang irgend einer Art geschwächte Bataillon noch aus 7 Officiers und 292 Unterofficiers und Gemeine, war also um fast ¾ geschmolzen.

Daß dieses alles strengste Wahrheit ist, kann mir um so eher geglaubt werden, da mein Posten mich nicht in die Reihe der Streitenden fixirte, ich also alles, was in der ganzen Operationslinie geschah, von meinem Standpunkt sehr gut übersehen und beurtheilen konnte. Es bleibt den noch existirenden Officieren der Füsiliere,

setzen, und mit einem Theil desselben den Rückzug der Kriegskasse zu decken, wozu eine Compagnie verwendet wurde. Von den innerhalb der Vertheidigungslinie befindlichen Wachen zog das Bataillon noch so viel Mannschaft an, als die Schnelligkeit, mit der gehandelt werden mußte, nur erlaubte, so daß dasselbe mit circa 360 Streitern auf dem Kampfplatz erschien, und mit seinen beiden Kanonen von den verschiedenen Befehlführenden jenseit der massiven Brücke am linken Ufer der Saale aufgestellt wurde; die schon früher mit der Besatzung der Hauptwache vorgeschickten Schützen hatten bereits das Gefecht angefangen, wozu die beiden Bataillonsstücke mit vieler Wirkung accompagnirten. Auf der Brücke selbst und hart am Fuß derselben, waren zwei Officiers mit etwa 40 Füsilieren, die übrigen Füsiliere aber innerhalb des rechten Ufers sehr extendirt auf maskirte Punkte gestellt, von wo aus sie das jenseitige über das Bataillon Erety reichende Ufer beherrschten, die Benutzung der hier etwa befindlichen Furthen hinderten, und wenn der Rückzug jenes Bataillons nöthig wurde, diesen decken konnten.

Daß das frei, ohne die mindeste Deckung stehende, den Fluß im Rücken habende Bataillon Erety nicht bloß gekommen war, um nutzlos wieder abzuziehen; daß es mit dem äußersten Aufwand seiner Kräfte stritt, sich nächst dem ganzen Akt manche wirklich heroische Züge aufstellen ließen, und dessen Benehmen den schmähsüch-

tigen Publiciſten allen Stoff entzieht, das würdige Officiercorps deſſelben zu ſchänden, darüber iſt die ſtrengſte Kritik, ſind die an dieſem Tage mitgefochtenen Truppen einig, und ſein Verluſt zeuget, wenn es deſſen bedarf. Unter Anführung ſeines braven Commandeurs des Majors v. Crety, wies das Bataillon mehrere Angriffe zurück, unterhielt ein ununterbrochenes Musketenfeuer gegen den nahen Feind, und behauptete ungeachtet deſſen heftigen Artillerie- und klein Gewehrfeuer und Granatenwerfens, das bei ſo großer Ueberlegenheit preußiſcher Seits unmöglich ſo kräftig erwiedert werden konnte, ſeinen Poſten ſo lange, bis, da das zur Verſtärkung angewieſene Regiment v. Treskow wegen bekannter Urſachen ausblieb und von Seiten des Lagers kein Soutien erſchien, der noch ſtreitfähige Theil durch unabſehbare feindliche Colonnen von allen Seiten überflügelt, durch die Gewalt der Uebermacht mit dem Bajonet zum Rückzuge gezwungen wurde, wobei mehrere, die ſich nicht gefangen geben wollten, in die Saale ſprengten und in den Fluthen ihren Tod fanden.

Von 15 im Gefecht begriffen geweſenen Officiers
ſind geblieben auf dem Platz . . 2
Bleſſirt mit Einſchluß des Commandeurs . 7
Hierunter drei durch mehrere Schüſſe ſchwer, und
einer durch einen Bajonetſtich verwundet.
Beträchtliche Contuſions erhalten . . . 2
Gefangen, die faſt alle verwundet waren . . 8

Es gingen mit weniger Mannschaft nur 4 Officiers gesund aus dem Gefecht. Der Rückzug war für diese und die Füsiliers noch sehr zerstörend, das Terrain, besonders in den Straßen der Stadt, die man zu passiren sich genöthiget fand, war schmal und durch Gegenstände mancher Art gestopft; die Vertheidigung war, da der Tod jeden Schritt durch Opfer bezeichnete, auch im Rückzuge wüthend; die feindliche Cavallerie hatte Mittel gefunden, durch eine Furth zu umgehen, und griff debandirend unsere Truppen in dem Augenblick an, als diese den Markt passirten und nun völlig eingeschlossen waren; wenige Grenadiers und Füsiliers erreichten daher das Feld, wo das Gros des Eugenschen Corps schon in Schlacht begriffen war. Um alle Proben des Unglücks zu bestehen, erhielten die rückziehenden Truppen von dem sich gerade auf dem Markt formirenden, wahrscheinlich zum Soutien und nicht zur Wiedereroberung der damals noch nicht verlornen Stadt kommandirten Theil eines Regiments mehrere Schüsse. Die mit den rückziehenden stark vermischten und fast gleichzeitig mit ihnen den Markt betretenden Franzosen, und die eben von allen Seiten auf dem Markt anlangende feindliche Cavallerie, erzeugten wohl diese schädliche Uebereilung gewiß ohne alles Mitwirken der auf diesem Punkt befehlenden Officiere.

Die Stadt Halle konnte übrigens, ungeachtet sie durch das vortreffliche Grenadierbataillon v. Schmeling,

deſſen und ſeines Anführers, des Oberſtlieutenants v. Schmeling, unauslöſchlichen Ruhm das Schickſal durch die Theilnahme an der Vertheidigung Danzigs noch vermehren wollte, mit großem Verluſte nochmals genommen wurde, bei ihrer Weitläuftigkeit, bei früherer Verſäumniß ſelbſt der allergewöhnlichſten künſtlichen Vertheidigungsmaßregeln, nicht behauptet werden, welches auch, ſo wie jedes Engagement auf dieſem Platz mit dem Feinde, bei damaliger nicht mehr unbekannten Lage der Sachen immer gefährlich war; es ward vielmehr nothwendig, jede nutzloſe Schwächung dieſes eben ſo tapfern als ſchönen Armeecorps nun ſorgfältig zu vermeiden. Doch dieſe Beurtheilung des Ganzen gehört nicht zu meinem dermaligen Zweck.

Nachdem die aus dem Gefecht zurückgekehrten Reſte mit der, die Kriegskaſſe glücklich in Magdeburg abliefernden Compagnie vereiniget waren, beſtand das komplett geweſene, bis zur Affaire durch keinen Abgang irgend einer Art geſchwächte Bataillon noch aus 7 Officiers und 292 Unterofficiers und Gemeine, war alſo um faſt ⅞ geſchmolzen.

Daß dieſes alles ſtrengſte Wahrheit iſt, kann mir um ſo eher geglaubt werden, da mein Poſten mich nicht in die Reihe der Streitenden fixirte, ich alſo alles, was in der ganzen Operationslinie geſchah, von meinem Standpunkt ſehr gut überſehen und beurtheilen konnte. Es bleibt den noch exiſtirenden Officieren der Füſiliere,

welche diese Expedition unterstützten, überlassen, ihren Antheil und Verlust zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, wozu der eben so thätige als brave Lieutenant v. Beyer, damals Adjutant bei dem General v. Hinrichs, die besten Data wird liefern können.

v. L———s.

Der Herausgeber der Löscheimer ersucht den Herrn Lieutenant v. Beyer, den Antrag des Hrn. v. L—s ja zu erfüllen und bei dieser Gelegenheit das vortreffliche Verhalten der Füsiliere bei Halle, welches nur zu wenig bekannt ist, der Welt öffentlich darzuthun. Es würde mir sehr lieb seyn, wenn er es mir vergönnte, meine Zeitschrift mit einem solchen Aufsatz zu schmücken.

v. L—n.

Mein Herr!

Das erste Heft Ihrer Löscheimer bekam ich neuerdings in meine Hände, und sah darin mit Vergnügen, daß Ihnen jeder Aufsatz, der der Tendenz Ihres Journals entspräche, willkommen seyn sollte.

Ich bin ein geborner Brandenburger; zwar außer den Staaten meines Königs possessionirt, beugte mich das Unglück meines Vaterlandes sehr tief; eine Reise nach Stargard in Pommern, in ökonomischer Hinsicht,

welche schon Mitte Oktob. 1806 von mir unternommen werden sollte, verschob ich immer von einem Tage zum andern, um nicht Zeuge der traurigen Stimmung meiner guten Landsleute zu seyn; endlich aber, gegen den 25sten Oktober, da die Nachricht von der Besetzung der Franzosen von Berlin nur sich zu sehr bestätigte, und meine Reise nun die grösste Eile erforderte, reiste ich mit meinem Schwager (welcher sehr gut französisch spricht) aus hiesiger Gegend ab, und kam den 26sten zu Mittag nach dem Dorfe Loeknitz auf der Straße nach Stettin. Hier fand ich einen preußischen Husaren-Officier mit einigen Mann, welcher entsetzlich auf den Stettiner Commandanten erbittert war, und wie er hörte, daß ich durch Stettin wollte, mir auf sein Ehrenwort versicherte, daß niemand mehr durchgelassen würde, sondern die Festung gesperrt sey, und der Commandant ihn selbst mit seinem Commando abgewiesen habe. Um mir keine vergebliche Reise zu machen, beschloß ich sogleich umzukehren, meinen Onkel in der Gegend von Templin zu besuchen, und dann bei Schwedt über die Oder zu gehn. Ich langte den 26sten Oktober spät in Prenzlow an, und die erste mir so erfreuliche Nachricht, die wir hörten — war, daß morgen der Fürst Hohenlohe mit seinem Corps hier durchmarschiren würde; auch sah ich schon einige preußische Officiere in der Stadt. Da ich sehr begierig war, diesen allgemein geschätzten Fürsten von Person kennen zu lernen, und mir auch

die Freude nicht versagen wollte, ein Corps von den Truppen meines Königs zu sehn, welches alle seine Kräfte aufbot, um die Armee des Königs zu erreichen, so beschloß ich bis morgen Mittag hier zu verweilen.

Der unglückliche 27ste Oktober brach an, und ich ritt mit meinem Schwager dem Corps entgegen, welches wir eine starke Meile von der Stadt erreichten. Die Cavallerie-Avantgarde hielt uns an, und brachte uns zurück bis zum Fürsten, welcher an der Spitze der Truppen ritt. Se. Durchlaucht frugen uns — nachdem wir uns gehörig legitimirt hatten — ob bei Prenzlow nichts von Feinden wäre gesehen worden? ich konnte dieß mit gutem Gewissen verneinend beantworten, und so ging der Marsch langsam fort, indem die Leute so ermattet waren, daß sie mehr schlichen als gingen. Kaum waren wir noch eine halbe Meile von der Stadt entfernt, als man auf den Höhen, uns rechter Hand, Cavallerie bemerkte, und kurz darauf hörte ich mit Schrecken, daß ein Officier dem Fürsten meldete, die Franzosen wären im vollen Anzuge über Templin gegen Prenzlow zu; ich ritt zu der Avantgarde vor, und theilte einem alten Cav. Unterofficier meine Besorgniß mit, welcher mir den klugen Rath gab, ich möchte eilen, die Stadt zu erreichen; denn, sagte er, die verd — K — werden uns wohl nicht so ruhig abziehen lassen? — Ich und mein Schwager säumten nicht, seinem klugen Rath zu folgen, eilten nach der Stadt, und mein Vor-

satz war, ruhig den Ausgang auf meiner Stube abzuwarten; allein mein Begleiter, dessen Neugierde nicht zu bezähmen war, beredete mich, mit einem guten Fernrohr versehn, mich mit ihm nach den nächsten Häusern am Templiner Thor zu begeben, um von da die ganze Gegend übersehen zu können. Wir erstiegen glücklich den Boden eines der höchsten dortigen Häuser, und kaum waren wir oben, so hörten wir schon einige Schüsse fallen, und bemerkten, daß bereits die preußische und französische Cavallerie sich schon einzeln amüsirten. Mittlerweile sahen wir die preußische Infanterie-Colonne sich langsam gegen die Stadt fortbewegen; kaum hatten sie die äußere Vorstadt erreicht, so zog sich ein Trupp rechts aus der Colonne heraus, und setzte sich außerhalb den Häusern rechts und links an der Straße von Templin. — Dieß war, wie ich nachher erfuhr, das Grenadier-Bataillon Graf Dohna. — Während dem zog sich das übrige Corps durch die Stadt nach den jenseitigen Höhen, nur einige Cavallerie blieb diesseit der Stadt bei dem Grenadier-Bataillon. Unsere ganze Aufmerksamkeit war nun auf den Punkt gerichtet, wo das erwähnte Gren. Bat. stand. Mit inniger Freude bemerkte ich, daß ich mich nicht getäuscht hatte, es waren noch immer die alten Preußen! und ich überzeugte mich, daß unter günstigern Verhältnissen, und mit gestärkten Kräften, das heißt, mit vollen Magen, man alles mit diesen Truppen hätte ausführen können. —

Aus der Entfernung wurden wir gewahr, daß die Franzosen 2 Batterien aufführten, und ihre Cavallerie sich in der Ebene sammelte — es konnten leicht 5 Regimenter seyn. — Beinahe eine volle Stunde stand dieß brave Grenadier-Bataillon Graf Dohna im heftigsten Kanonen- und Granatenfeuer, so ruhig und gelassen, daß ich auch nicht die geringste Bewegung unter ihnen bemerkte; ihre 2 Kanonen machten ein ununterbrochenes Feuer, und mit so gutem Erfolg, daß einige Kanonen der Franzosen zu schweigen anfingen. Anfangs verlor das Bataillon wenig Leute, da die Kugeln meistens über sie weggingen; da aber die französischen Kanonen näher rückten, sahe ich den Commandeur vom Pferde stürzen; in einem Augenblick stand er aber wieder auf den Beinen, und ich bemerkte mit Freuden, daß er nicht getroffen, sondern seinem Pferde der Hinterfuß zerschmettert war. Nun sah ich aber mit Schrekken, daß Kugel auf Kugel ins Bataillon einschlug, und dennoch gewahrte ich kein Wanken, und alles stand unverrückt fest wie eine Mauer. Mittlerweile sah ich, daß selbiges wahrscheinlich Befehl zum Rückzuge nach der Stadt erhalten hatte; es fing an, sich mit der größten Ruhe nach der Stadt abzuziehn, nur ein kleines Detachement davon blieb rechts an der Straße bei einer Mühle stehn, dessen Loos traurig war, und das wegen seiner außerordentlichen Ausdauer und Bravour ein besseres Schicksal verdient hätte; denn kaum war der

übrige Theil des Bataillons von da fort, so fiel der größte Theil der feindlichen Cavallerie über dieß kleine Häufchen her; der Anführer, welcher zu Pferde war, wehrte sich, so wie das ganze Detachement, wie Verzweifelnde, gegen diese Uebermacht, und wich nicht einen Schritt. Die daselbst befindliche wenige preußische Cavallerie versuchte einige Mal die feindliche zu werfen, allein wie wir sehen konnten, versagten ihnen ihre ausgehungerten und abgematteten Pferde den Dienst. Nach einem Kampf von ungefähr einer halben Stunde — keine Hülfe kam nicht — sahen wir den braven Anführer vom Pferde stürzen — sein Name ist v. Taubenheim, Capitain im obengedachten Grenadier-Bataillon. Ich habe diesen würdigen Mann, welcher mit 4 Hieben und einer Stichwunde gefährlich verwundet war, den Tag nachher bei dem dortigen Stadt-Chirurgus Herrn Albrecht gesehen, und ewig unvergeßlich wird mir seine Standhaftigkeit und sein Gleichmuth bei seinen vielen Schmerzen und Leiden bleiben; ich glaube nicht, daß er mit dem Leben davon gekommen ist. — So wie dieser brave Mann, mit Wunden bedeckt, vom Pferde stürzte, wurde dieser kleine muthige Haufe gänzlich umringt, theils niedergehauen und gefangen. Dieser Anblick war für mich als ruhiger Zuschauer und als — Preuße — schrecklich und grauenvoll. Ein gleicher Anblick folgte dem ersteren gleich auf dem Fuße nach. Ein Corps preußischer Infanterie, welches als Arrier-

garde des Hohenlohschen Corps anzusehen war, kam die Straße von Schönermark her, und wollte auch die Stadt erreichen. Die ganze Masse der französischen Cavallerie stürzte sich auf dieses Corps, und auch dieses mußte, trotz seiner tapfern Gegenwehr, den ungünstigen Umständen weichen, und wurde auch theils niedergehauen und gefangen. Während dieses alles außerhalb der Stadt vorging, hatte der übrige Theil des Grenad. Bataillons Graf Dohna das Thor kaum erreicht, als die französische Cavallerie mit Macht nachdrang; der so tapfere Commandeur des Bataillons, Major Graf Dohna, dessen schnelle Entschlossenheit und Gleichmuth mir ewig merkwürdig bleiben wird, schlug selbst, mit Hülfe einiger seiner braven Grenadiere, das Stadthor zu; indessen konnte er es doch nicht hindern, daß einige französische Cavalleristen mit seltener Tollkühnheit in die Stadt durchs Thor eindrangen, welche aber in einem Nu todt von ihren Pferden lagen. Das Thor wurde verrammelt, und die 2 Kanonen dahinter gepflanzt; der übrige Theil des Bataillons war rechts dem Thor, den Rücken nach die Häuser postirt. Mir war nach diesen Anstalten auf meinem Observatorio nicht wohl zu Muthe, allein mein beherzter Schwager wollte nicht von seinem Platze weichen, ich mußte daher geduldig ausharren, und es reute mich nicht. —

Die französische Cavallerie drang indessen in dicht geschlossenen Reihen immer mehr ans Thor, schlug mit

den Säbeln an daſſelbe, fluchte ſchrecklich, und wahrſcheinlich einer von den kommandirenden Officiers rief auf franzöſiſch: öffnet das Thor, oder ich laß es erbrechen.“ Der ſich immer gleich bleibende Major, Graf Dohna, erwiederte mit größter Kaltblütigkeit auch auf franzöſiſch: „Nun wohl, zwei Kanonen mit Kartätſchen, dieſes wird meine Antwort ſeyn.“ — Mein Schwager überſetzte mir dieß in der Eile; das Franzöſiſche ſelbſt habe ich nicht behalten. — Auf dieſe beſtimmte Antwort machten ſie zwar keine weitern Anſtalten, das Thor zu ſtürmen; indeſſen ſuchten ſie ohnweit dem Thor durchzubrechen, allein die ſtete Wachſamkeit des würdigen Commandeurs vereitelte auch dieſes Unternehmen. Kurz nachher kam ein Adjudant des Fürſten Hohenlohe ans Thor, und holte daſelbſt einen franzöſiſchen Officier ab, mit dem er durch die Stadt zum Fürſten ritt; die Bedeutung davon konnte ich mir nicht erklären, allein mein Schwager meinte, dieß bedeute nichts Gutes — welches auch leider eintraf — und rieth nun ſelbſt, in unſer Wirthshaus zurückzukehren. Kaum waren wir auf unſerer Stube, als wir das obengedachte Grenad. Bataillon unter unſern Fenſtern vorbei marſchiren ſahen; eine halbe Stunde darauf waren die Franzoſen in der Stadt. Mit der größten Noth erhielten wir unſere Pferde, und ich eilte, nicht ohne große Furcht, den 28ſten zu meinem Onkel, wo ich auch nichts als Verwüſtungen erblickte. Bald darauf ſprach ich einige

Wirthschaftsbeamten aus dem kleinen Flecke Boizenburg, 2 Meilen von Prenzlow, denen ich meine gemachten Bemerkungen mittheilte. Dasselbe Corps hatte den 26sten Oktob. Abends bei Boizenburg schon eine bedeutende Affaire mit den Franzosen gehabt, wo nach deren Erzählung von beiden Theilen viele Menschen geblieben sind; auch aus deren Munde hörte ich nichts als Lob über die Bravour meiner guten Landsleute; das Grenadier-Bataillon Graf Dohna wurde auch vorzüglich dabei erwähnt, es war das erste, welches mit gefälltem Bajonet in den Flecken eindrang, und trotz einer bedeutenden Gegenwehr, die französische Cavallerie und Voltigeurs herauswarf. Die Schützen des Bataillons stritten sich hartnäckig um den Besitz der Schloßbrücke, und behaupteten auch solche; ein Verwandter des Besitzers von Boizenburg — sein Name ist v. Arnim, preußischer Lieutenant — trug sehr viel durch seine guten und zweckmäßigen Anstalten zur Behauptung dieses Postens bei.

So weit meine Bemerkungen; dieselben flossen aus der Feder eines wahrhaft treuen preußischen Patrioten und enthalten nichts als strenge Wahrheit, und nichts weiter, als wovon ich selbst Augenzeuge war. Meine schlichte und ungekünstelte Schreibart bitte ich zu entschuldigen, ich hatte nie Gelegenheit, dieselbe auszubilden. —

Ihrem gütigen Urtheile und Ihrem Gutdünken über-

lasse ich es, mein Herr! ob Sie es werth finden — der Bravour des würdigen Cap. v. Taubenheim, und der männlichen Entschlossenheit des Major Graf Dohna, so wie auch das vortreffliche Benehmen des ganzen Bataillons — in Ihrem Journale Erwähnung zu thun.

Wie wohl thut es nicht einem Mitgliede der preußischen Nation, hier einige Züge echter preußischer Tapferkeit und muthiger Ausdauer bei dem größten Mangel, mittheilen zu können, um damit die so vielen entehrenden Ausfälle auf die preußische Armee in den vertrauten Briefen und Feuerbränden ꝛc. zu widerlegen.

Ich bin mit der größten Achtung

Mein Herr

Ihr ergebenster Diener

Wothelius,

Oekonom.

Aus der Gegend von Fürstenberg im Mekleburgischen, den 3ten Jan. 1808.

Der Herausgeber der Löscheimer dankt dem edlen deutschen Manne für dieses ihm sehr theure Zuschreiben. — Es ist wörtlich so abgedruckt, wie es eingesendet wurde, denn jede Politur in Rücksicht des Styls würde das Gepräge der Wahrheit und des deutschen geraden Sinnes in demselben geschwächt haben. — Wohl dem, der mit schlichten Zügen nicht mehr und nicht weniger schreibt, als das, was er

denkt und was seines Busens Ueberzeugung ist, er ist viel weiser und hochgelehrter, er ist viel achtungswerther, als jener, dessen bunte, gleissende Feder, Goldsucht oder andere gehässige Leidenschaften führen.

v. L—n.

Der Junker von Petersdorf bei Prenzlau.

In der Geschichte des letzten preußisch-französischen Feldzuges machen die drei Fahnenjunker: von Kleist, von Platen und von Petersdorf, ein schönes Kleeblatt aus.

Die That der beiden erstern ist bereits durch mehrere Blätter dem Publiko bekannt gemacht. Der Name Petersdorf liegt aber noch von dem Schleier bedeckt, den seine eigene Bescheidenheit, und eine gehässige Verkleinerungssucht Anderer, um ihn zogen, und der nur zu oft den Nimbus wahres Verdienstes und wahrer Größe birgt. — Wohl mir, daß ich ihn zu lüften vermag. Von hoher zuverlässiger Hand erhielt ich die Nachricht dieser Begebenheit, ihr statte ich bei dieser Gelegenheit hiermit meinen innigsten Dank dafür ab.

Als bei Prenzlau das Dragoner-Regiment Prittwitz unglücklicher Weise von Granaten beschossen wurde, und darauf Befehl bekam, rasch von seinem für Kavallerie nicht zweckmäßigen Posten abzuziehen, wurde das im Marsch begriffene Infanterie-Regiment Sr. Majestät des Königs, welches die Straßen der Vorstädte von

Prenzlau stopfte, theilweise überritten. Die französischen Chasseurs folgten der weichenden Cavallerie auf den Fersen, und die Infanterie konnte kaum Zeit gewinnen, sich zu sammeln und zu setzen. Die Franzosen hieben wüthend und ohne Gnade in die Unglücklichen ein, welche nicht im Stande waren, sich zu vertheidigen und bereits das Gewehr gestreckt hatten.

Der brave Fahnenjunker von Petersdorf rief aber aus: Kinder, uns hat der König seine Fahnen anvertraut, wir müssen sie mit unserm Blute vertheidigen! Helft mir Kameraden! — Allein um ihn lag schon alles übermannt. Da nahm er seinen Säbel in die rechte, und die Fahne in die linke Hand, und wehrte bald mit der Stange, bald mit dem Seitengewehr die in Masse auf ihn eindringenden Feinde, welche begierig um die Fahne rangen. Sein blessirter Capitain, von gleichem Muthe beseelt, deckte, schon halb auf der Erde liegend, den Rücken des jungen Helden. Petersdorf stritt wie ein Verzweifelnder. Man versprach ihm Pardon, wenn er sich ergäbe, allein er verlachte diese Gnade. Ein Chasseur, der einen Stoß mit der Fahne erhielt, rief aus: par bleu! c'est le second prince de Saalfeld! Ja! erwiederte Petersdorf, ich will mich seiner würdig zeigen. Stückweise entwanden die Feinde endlich seinen Händen die Fahne. Nachdem er den Huth verloren, mehrere Kopfhiebe erhalten und ihm der rechte Arm zerhauen war, sank er ohnmächtig nieder.

Trauret nicht um ihn, ihr Edlen! Er lebt! dieſer junge hochherzige Mann. Seine Wunden ſind geheilt. Aber Vaterland, traure du, daß ſeines Armes ſtarke Sehnen des Feindes Schwert durchſchnitt, und er für dich auf immer gelähmt iſt! —

Da das Corps der Fahnenjunkers bei den Regimentern der preußiſchen Armee die Pflanzſchule der Officiers war, ſo kann man von dieſen Zügen der ſtrengſten Pflichterfüllung auf das Benehmen der Unter-Befehlshaber im Allgemeinen mit Recht einen vortheilhaften Schluß für ſie wagen. Um ſo mehr darf man dieſes, da bei genauerer unbefangener Unterſuchung es nicht ſchwer hält, eine Menge von Beiſpielen der Tapferkeit, des Edelmuthes und Patriotismus der preußiſchen Officiers aufzufinden, ob gleich dem Gange der Ereigniſſe zufolge, nur den Schritten des Siegers Poſaunen des Lobes ertönen, und die zuſammenſtürzende Felsmaſſe manches entgegen ſtrebenden Mannes ſtarken Arm niederriß und ſeinen Namen auf ewig mit ihren Koloſſen deckte.

---

v. Konſtant Villars.

Ich führe hier noch einen Zug an, welcher ein Beweis mehr iſt, daß es den Officiers nicht an Tapferkeit mangelte.

In der vielbeweinten Schlacht des ſchwarzen 14. Oktobers ſtand das Regiment Sr. Königl. Hoheit des Prinzen

Louis Ferdinand von Preußen seligen Andenkens, nach verschiedenen Attaquen, in welchen es viele Leute verloren hatte, eine zeitlang unthätig im heftigsten Kartätschenfeuer. Schon war es sehr geschmolzen. Der Lieutenant von Tielemann nebst mehrern Officiers und unzähligen Gemeinen lagen todt auf dem Platz. Die Capitains, v. Haas, v. Courbiere, v. Kleist, v. Ostrovski und noch einige Subaltern-Officiere waren tödtlich blessirt, und noch stand dieses Regiment mit einer musterhaften Ruhe. Plötzlich retirirten zwei links stehende Regimenter, das zweite Bataillon Prinz Louis gerieth im nämlichen Augenblick durch einen mißverstandenen Befehl in Unordnung und fing an, trotz den Bemühungen der Officiers zu retiriren. In diesem wichtigen Augenblick sah man eine frische französische Colonne heranrücken, und erblickte zu gleicher Zeit ein paar Regimenter Chasseurs von Hussenhausen her im Trabe heranellen. In dieser Lage schien Tod oder Flucht der einzige Ausweg zu seyn.

Den Heldentod wählend, riß der Lieutenant von Konstant Villars, der einige Schritte vor der Fronte stand *), dem Fahnenjunker von Lüderitz die Fahne aus der Hand, indem er seinen Soldaten zurief: „Kinder, nie soll man sagen, das Regiment Prinz Louis habe seine Fahnen verlassen! Siegt, oder lernt sterben wie

*) Mehrere Kugeln hatten bereits seine Kleider durchbohrt und eine ihn schon früher am Fuße verwundet.

unser Prinz.“ Diese paar Worte thaten ihre Wirkung; trotz des feindlichen Kartätschenfeuers schloß sich alles an ihn an, und folgte ihm muthig, den Kugelregen nicht achtend, dem Feinde entgegen, der, da andere Bataillons (diesem schönen Beispiele folgend) zur Unterstützung herbeieilten, bis hinter Hassenhausen zurückgeworfen wurde.

Wie sehr der Prinz von den Soldaten dieses Regiments geliebt war, und wie sehr sie seinen Tod zu rächen wünschten, zeigt Folgendes. — Das Regiment war kaum aufmarschirt und einige hundert Schritte rechts vom Dorfe Tauchwitz vorgerückt, als es auf die französischen Bataillons stieß, welche einige andere Regimenter zum Rückzug genöthigt hatten. Sogleich nahm das Regiment das Gewehr rechts, um sie mit dem Bajonet zu werfen. Dieses gelang. Bestürzt durch diesen unerwarteten Angriff und durch ein mörderisches Feuer, welches für sie eben so ungewohnt rasch als durch seine Nähe treffend war, verloren die Franzosen die Contenance, und suchten sich durch die Flucht zu retten (es war das zwölfte Regiment der Division Gudin), allein es war zu spät. Zwei Schwadronen von Irwing benutzten ihre Unordnung, schnitten ihnen den Rückzug ab, ritten und hieben sie nieder, und die übrigen fielen unter den Bajonetten des Regiments Prinz Louis, welches sie beinah im nämlichen Augenblick erreichte.

Allgemein war bei jedem Bajonet- und Kolbenstoß der Ruf: „dieses für den Prinzen Louis.“ Der Drang, den Prinzen zu rächen, war so stark, daß es den Officiers nicht möglich wurde, den um Pardon wimmernden Franzosen das Leben zu retten. Ein anderes rechts stehendes Regiment (einige sagen das siebente, andere das neunte) wurde darauf von dem folgenden preußischen Regiment größtentheils gefangen genommen.

Edles Herz des Prinzen Ludwig von Preußen.

Als der verstorbene Prinz Ludwig Ferdinand im Jahre 1797 mit seinem Regimente beim Demarcations-Corps zu Lemgo in Westphalen stand, hatte er das Unglück, auf der Jagd seinen Jäger durch einen unvorsichtigen Schuß zu blessiren. Wie viele große Herren, die ihre Bediente als Leibeigene ansehen, würden sich dieß wohl sehr zu Herzen genommen haben? Der treffliche Prinz aber fühlte gleich, was er als Mensch dem Menschen schuldig sey. Untröstlich über das durch ihn verursachte Leiden, ließ er seinen Wagen aus der Stadt holen, setzte sich mit seinem Jäger darauf, nahm ihn auf den Schoß und fuhr so mit ihm durch die ganze Stadt. Die ersten beiden Nächte wachte er selbst bei dem Verwundeten, und ließ nachher dessen Bette neben das seinige setzen, damit er selbst für alle seine Bedürf-

nisse sorgen könne. Als der Jäger wieder auf seyn konnte, setzte er sich oft mit ihm unter ein auf dem Hofe aufgeschlagenes Zelt, und spielte mit ihm, damit ihm, der noch nichts anders vornehmen konnte, die Zeit nicht lang würde. „Bin ich nicht verbunden, sagte er, die Schmerzen, die ich verursachte, so viel an mir ist, zu versüßen?“ — O, grabt diese Worte auf des gefallenen Helden Monument, sie sind würdig der spätesten Nachwelt in Marmor überliefert zu werden; würdiger als manche, durch die der blutige Sturz eines unschuldigen Volks befohlen wurde. Wo zeigt uns die Geschichte ein höheres Beispiel von Fürsten-Humanität?

Voll von Thaten, zur Ehre der preußischen Waffen gereichend, ist der kleine Krieg in Schlesien 1807. Einige sind davon bekannt, die meisten ruhen noch im Dunkel. Die sie ausführten, waren immer Subaltern-Officiers; wieder ein Beweis, an wem die Schuld des unglücklichen Krieges eigentlich lag. Der Lieutenant von Gutowsky stand mit etwa 100 Pferden an der Schlesisch-Polnischen Gränze. Hier wurde er in der Nacht von 700 Polnischen Insurgenten mit 2 Kanonen angegriffen. So ungleich dieser Kampf, Infanterie gegen Cavallerie, in der Nacht auch war, so ehrenvoll wurde er durch die Preußen beendet. Mit der größten Geistesgegenwart machte der L. v. G. seine At-

taquen und schlug die Insurgenten nicht allein zurück, sondern nahm ihnen die beiden Kanonen ab und 7 Officiers und 70 Gemeine gefangen. — Ich setze kein Wort hinzu; wer mit militairischen Operationen bekannt ist, wird dieses Wunder der Tapferkeit und Klugheit zu würdigen wissen.

Preußens Zukunft.

Eine Recension.

Wohl und warm wird man ums Herz bei Lesung dieses treflichen Buches. Der Blick erhebt sich, und man duldet willig die Gegenwart, um mitwirken zu können voll Kraft in der Zukunft. Jeder Preuße sollte das Buch kaufen und neben seine Bibel stellen; wie diese die Pflichten gegen Gott, so lehrt jenes die heiligsten darnach, die Pflichten gegen den Staat. In einem eindringenden, blühenden, kraftvollen Styl sind sie uns ans Herz gelegt, und man fühlt es tief im Innern, daß der Verfasser Wahrheit spricht. Bei Jedem, der das Buch liest, muß der Vorsatz lebendig werden, darnach zu handeln, und darum muß es die Handbibel jedes Patrioten seyn. Schonend deckt er Schwächen und Fehler zu, und beweiß, daß die Schuld nicht an der Regierung, sondern an

der Unvollkommenheit aller menschlichen Einrichtungen lag. Wenn dagegen auch hin und wieder gegründete Einwürfe zu machen wären, wer wollte der heiligsten Liebe, der fürs Vaterland, nicht verzeihen, was man dem irdisch Liebenden nachsieht, der auch die Makel an der Schönheit seiner Geliebten, süß bezaubert, nicht wahrnimmt. Nur der Haß sucht jeden Fehler auf, und Niedrigkeit macht andere, giftig vergrößernd, darauf aufmerksam. So die vertrauten Briefe, von denen vorliegende Schrift der gerade Antipode ist. Vorzüglich schön ist das Kapitel: „allgemeine Aussöhnung." Der Verfasser sucht nicht durch Aufbürden der Schuld auf einen Stand, Hetzerei und Haß unter den Ständen hervor zu bringen, sondern Gemeingeist unter Allen zu erwecken. Er sagt Seite 152: „Weil durch Aller „Schuld und Unterlassen der Staat in Gefahr kam, so „laßt uns auch Alle bauen an seinem Flor, damit er „schnell wieder gedeihe, aufblühe und hergestellt sey in „doppelter Kraft. Jeder aber baue zuerst an dem, was „vorzüglich Noth war: Kraft des Geistes, Muth des „Herzens, Entschlossenheit und Verachtung der Ge„fahr." Ferner Seite 153: „Bedenkt, daß wir der „Regierung keine Opfer bringen, ohne für uns und „unsere Nachkommen zu sammeln. Zu wessen Vortheile „werden Arsenäle, die Magazine und der Schatz gefüllt? „Fehlt dem Verkehre Geld, so tragen wir unsere Kleino„dien in die Münze. Wer mag mit Silber und Gold

„eitles Spiel treiben, wenn es dem Staate zur Erhal-
„tung des Kredites fehlt — — — Welch ein fröhli-
„cher Anblick, zu sehen, wie Kessel und mancherlei Ge-
„räthe des Hausstandes umgeformt sind in drohendes
„Geschütz, in Bombenkessel, preußische Haubitzen und
„Kanonen. Wohlan, wer eröffnet die Subscription?
„Dreimal hundert tausend Patrioten wollen, jeder aus
„eigenen Mitteln, eine vollständige, vorschriftsmäßige
„Armatur liefern, und die Städte des Reichs zu schwe-
„rem Geschütz unterschreiben, das ihren Namen trage
„und ihn dem Feinde nennen soll zur rechten Zeit.“ —

Welcher Preuße wollte diesem Zurufe sein Ohr nicht öffnen und ihm werkthätig folgen? Bis jetzt hatte, durch die kluge Sparsamkeit der Regenten und ihre immer siegreichen Kriege, der preußische Unterthan nie nöthig gehabt, dem Staate mit freiwilligen Opfern beizuspringen. Andere Länder sind uns mit solchen patriotischen Gaben vorangegangen. Noch jetzt gibt uns das benachbarte Dänemark ein glänzendes Beispiel, denn seine Unterthanen bringen willig einen Theil ihres Vermögens und Werkzeuge des eiteln Lebens dar, um dem Staate Schiffe zu verschaffen. Ihr Verlust war gegen den unsrigen nur klein, denn sie hatten es nicht mit einem Feinde zu thun, der aufs Aussaugen ausging, und rechtlich die geschlossene Kapitulation hielt. Das Land war nicht durch unerschwingliche Contributionen ruinirt, und hatte nicht noch nach dem Kriege unzählige Krieger lange

Monate hindurch zu ernähren gehabt, wie wir. England bezahlt seine Soldaten. Dänemark vermochte noch aus eignen Kräften den erlittenen Verlust zu vergüten, und doch opfert der Unterthan sein Vermögen auf dem Altare des Vaterlandes. Wie viel mehr sind wir also verbunden, dem Staate mit allen unsern Kräften beizuspringen, auch das Letzte ihm zu opfern, damit er wieder auftreten kann in der Reihe der Staaten. Woher sollen wir Kanonen nehmen, wenn die Städte nicht ihre Glocken in die Gießerei schicken. Wo mehrere sind, mag die kleinste bleiben, und wo Garnison steht, kann eine Trommel die Einwohner zur Kirche rufen. Gott sieht das Herz und nicht äußerliches Gepränge an. Wie in Sparta, sey das Privateigenthum verbannt, es gehöre dem Staate, wenn er es gebraucht. Sollen wir zurück bleiben hinter andern Ländern, da wir bis jetzt im Edelsten allen vorglänzten?

Welcher Preuße möchte jetzt engherzig seine Schätze zurückhalten, um im Sinnenkitzel zu schwelgen, wenn der Staat darbt? Mag man von der Erinnerung flüchtiger Genüsse zehren im Alter? Kann es Trost bringen, das Leben sinnlich verbracht zu haben, wenn die Nerven zu abgestumpft sind, noch so zu genießen? wenn man nur denkt, nicht mehr fühlt? Der Geist bleibt lebendig bis ans Grab und fordert dort Rechenschaft sich selbst ab fürs verflossene Leben, wenn der Körper abgestorben nicht mehr der Menschheit zugehört. Ziemt es

denn dem unsterblichen Geiste, nur für den Körper zu sorgen? Nein, gewiß nicht; aber ein sanftes Ruhekissen für ein graues Haupt sind die Opfer, die man dem Staate brachte; das Bewußtseyn, Mitwirker des Glücks zu seyn, in dessen Nimbus die Enkel blühen. Dieß sind Schöpfer-Empfindungen, und was ist seliger, wie der Schöpfer?

Die Regierung des Menschengeschlechts geht aufs Ganze. Wie eine Person, die erzogen werden soll zur Vollkommenheit, ist es in den Augen der Allmacht. Eine Generation trift das Loos zu dulden und zu leiden, damit die folgende deßo glücklicher werde. Murret nicht; darf der Finger murren, wenn ihr ihn abnehmen laßt, damit sein Krebs nicht den ganzen Körper unheilbar anfresse, oder das Ohr, wenn ihr ihm mit Zugpflastern Schmerzen macht, damit der Zahn gesunde?

Resignation ist eine Tugend, die in der Wage der einstigen Belohnung schwer wiegt. Vor Gott sind alle Tugenden gleich, gleicher Lohn wartet Aller. Freuet euch, daß ihr berufen seyd, die schwerste zu üben, daß euch die Kraft zugetrauet wurde, sie üben zu können. Das Ganze muß gerettet werden, und wäre es mit Verlust einzelner Theile. Der Lohn des Einzelnen wird nicht ausbleiben für den, der es vermag sein Auge empor zu heben, und mit starker Seele zu glauben, daß im großen Gerichte mit gerechter Wage gewogen wird, das Atom wie der Weltkörper. —

Durchgängig hat der Verfasser in dem warmen Tone der oben angeführten Stellen geschrieben. Er nennt jedes Ding beim rechten Namen und kriecht nicht vor dem Mächtigsten. Möchte doch mancher Schriftsteller sich hieran spiegeln und mit deutschem Freimuth sagen, wie es ihm ums Herz ist. Hat er hierzu nicht den Muth, so schweige er lieber, dann ist er nicht berufen, zum Volke zu reden. Wohin soll es sonst mit unserer Geistesfreiheit am Ende gedeihen? Wenn man nicht mehr sagen darf, was man denkt, so gewöhnt man sich das Denken endlich auch ab.

Laßt uns wenigstens thun, was an uns ist, um die mit starken Schritten heranziehende Barbarei aufzuhalten, so lange wir können. Was der Verfasser den Predigern über ihre Belehrung des Volks sagt, ist auch so treffend, als wahr. Leider hat die mißverstandene neue Philosophie vielen der Herren den Flachkopf noch flacher gemacht. Mit nüchterner Moral erwärmt man das Herz des Landmanns nicht, und wenn der nicht fühlt, so glaubt er nicht. Es wäre nachgerade die höchste Zeit, daß wieder ein Luther aufträte, mit starkem Herzen und klarem Geiste, der in seiner Weise seinen Amtsbrüdern das Evangelium predigte. Statt den Teufel zur Thüre hinaus zu komplimentiren, wie ihn unsere Herren Theologen von der Erde komplimentirt haben, warf er ihm das Dintenfaß an den Kopf.

Da man mir den Vorwurf machen könnte, daß

ich keine Recension schreibe, wenn ich nicht etwas am Buche tadelte, so will ich doch eine Stelle herſetzen, wo mir der Verfaſſer in ſeinem heiligen Enthuſiasmus etwas zu weit gegangen zu ſeyn ſcheint. Es iſt folgende, Seite 161:

„Wer hegt Muth genug von euch ihr Jünglinge,
„aus dem Volke herauszutreten und zu verſuchen, daß
„er ſich den großen Männern aller Zeiten beigeſelle?
„abzuſchwören allen Reitzen des Daſeyns, um in Ideen
„für Ideen da zu ſeyn? Wer fühlt Kraft, den Selbſt-
„kampf, das Ringen der Menſchlichkeit in vielen Stim-
„men um ihn und in ihm zu beſtehen, abzulehnen Lie-
„be und Liebesgenuß für Hoffnung auf die Bewunde-
„rung ſpäter Zeiten, ſich abzuwenden von vielen, allen
„alles zu ſeyn, und lebendiges Leben freudig hinzuge-
„ben, damit das Buch der Geſchichte von ihm aus-
„ſage?“

Das ſind fürchterliche Forderungen an einen Menſchen, um ein Held zu werden, die mir unnöthig zu ſeyn ſcheinen. Warum abſchwören allen Reizen des Daſeyns, ablehnen Liebe und Liebesgenuß? Thaten dieß denn die großen Helden, die uns die Geſchichte nennt? War der Retter Deutſchlands, Herrmann, nicht höchſt glücklich im Liebesgenuß ſeiner Thusnelde? Es war beim kriegeriſchten Volke der Vorzeit ein Verbrechen, unverheirathet zu bleiben; die Weiber hatten in Sparta das Recht, den Hageſtolzen zu verhöhnen und öffentlich

zu bekämpfen. Die Weiber drängten sich zur Umarmung berühmter Helden, weil sie glaubten, der Adler könne nur Adler zeugen. Aber freilich, wer seinen Körper, fähig alle Strapazen zu ertragen, seine Seele stark zum Auffassen und Festhalten großer Gefühle bewahren will, der fliehe die Wollust gemeiner Menschen. Wer sich einmal wälzte in diesem niedern Schlamm, ist für das Größte verloren. Dahin möge also gearbeitet werden, daß die Verworfenen des weiblichen Geschlechts ausgerottet werden im Staat, damit sich keine Gelegenheit finde, den herrlichen Jüngling zu erschlaffen an Leib und Seele. Aber die edelsten von Preußens Töchtern erlauben nur den kräftigsten, verdientesten Söhnen des Vaterlandes, ihre Blüthen zu pflücken, damit sie zu Löwen werden, die für ihre Jungen kämpfen in Zeiten der Gefahr. Alle Extreme berühren sich, keusche, züchtige, einfache Liebe erhebt den Menschen über sich selbst und begeistert ihn zu Thaten eines Halbgottes, während schmutzige, bloß sinnliche, vielfache, ihn zum Thiere herabwürdigt. Wie mit der Liebe, so mit allen übrigen Reizen des Daseyns. — Statt des Wortes: „Menschlichkeit" hätte der Verfasser wohl besser Sinnlichkeit gesagt, denn jenes Wort begreift so gut das Edelste, Höchste, wie das Niedrigste. Doch, wer wollte bei der heiligen, patriotischen Tendenz des Buches um Worte streiten. Genug, ich halte es für das Beste, was bis jetzt zum Trost des bedrängten Vaterlandes

geschrieben wurde. Der Verfasser hat seinen Beruf zum Volke zu reden, von dem er in der Einleitung spricht, beurkundet, und jeder preußische Patriot drückt gewiß den edlen Mitbürger, wie ich, voll hoher Liebe ans Herz.

Beitrag,

(aus Dresden von einem unbefangnen Mann eingesandt).

Der Geist der Zeit kann sich nicht kräftiger aussprechen, als durch die Art von Wuth, mit welcher die vertrauten Briefe und die unter dem Namen Feuerbrände angekündigten Strohfackeln gelesen werden. — Man findet sie auf den Toiletten der Damen, auf den Bierbänken und in den Dorfschenken. Kein Unbefangener wird indessen in Abrede seyn, daß jeder Staat, ja man möchte sagen, jedes Privathaus, wenn man dessen Personale und innere Einrichtung mit so vieler Einseitigkeit, Bosheit, Vorurtheil und Beschränktheit beleuchtete, eben so viel, ja noch weit mehr Blößen darbieten würde, als der preußische Staat, der, sobald man, wie billig, die bessere oder schlechtere Staatsverwaltung nur nach ihren Resultaten beurtheilt, einer der wohlorganisirtesten und bestregierten Staaten von Europa war, und auch gewiß in Zukunft seyn wird. Die Steuern und Abgaben waren verhältnißmäßig auf eine Art ver-

theilt, daß keine Klasse der Einwohner allzusehr belastet, gerechte Ursache zu klagen gehabt hätte. — Künste, Wissenschaften, Handel, Gewerbe, Ackerbau, waren im größten Flor, und wurden von dem Staate nach Maßgabe seiner Kräfte mehr als irgendwo unterstützt. Belege hierzu sind: das von dem König an den berühmten Oeconom Herrn Thaer geschenkte Guth, 20000 Thlr. an Werth, damit er die nöthigen Versuche anstellen und angehende Oeconomen unterrichten könne; — die auf alleinige Kosten des Königs aufgeführten öffentlichen Gebäude, zum Wohl des Ganzen oder zur Verschönerung der Hauptstadt — die auf ähnliche Art neu angelegten Landstraßen — die den Universitäten, Armen- und Waisenhäusern sowohl, als auch den durch Wasser- oder Brandschäden Verunglückten, ertheilten beträchtlichen Unterstützungen — (die Stadt Posen war abgebrannt, und wurde auf königliche Kosten wieder erbaut) und die an namhafte schätzbare Gelehrte aller Klassen ertheilten zum Theil beträchtlichen Pensionen.

Der Staats-Credit, die Wohlhabenheit der Unterthanen und der gefüllte Schatz, beweisen für die treffliche Administration der Finanzen, und, daß die preußische Justiz den Vorzug vor so vielen andern hat, wird wohl kein Sachkundiger läugnen, eben so wenig, als daß nirgends mehr Liberalität, mehr bürgerliche und Religionsfreiheit herrschte, als in dem preußischen Staate. Doch die Erörterungen dieser Gegenstände, so wie die

weiter ausgeführten, nur auf Thatsachen sich gründenden Beweise dessen, was hier behauptet wird, sollen dem Publikum in Kurzem vor Augen gelegt werden. Für jetzt begnüge ich mich, jeden Leser der vertrauten Briefe und der Feuerbrände zu fragen: was er wohl für Kopf und Herz durch diese Lectüre gewonnen hat?

(Bei Gelegenheit der Ankündigung einer Schrift des Hrn. Oestreicher über den Rheinbund, sagt der Recensent eines sehr geschätzten Blattes: „Wir würden die historischen Schnitzer des Hrn. Oestreicher nicht so genau darlegen, wenn er nicht zu den inoistreten Schriftstellern gehörte, die einem berüchtigten Pamphlets-Fabrikanten in einer der ersten deutschen Hauptstädte völlig gleich, sich nicht schämen, gegen eine, in jeder Hinsicht musterhafte edle Regierung achtungslos zu sudeln.“)

Das Böse, was diese Sudeleien gestiftet haben, liegt am Tage. — Das Gute, was daraus entstehen soll, ist nicht abzusehn, denn unmöglich kann sich der Pamphlet-Fabrikant schmeicheln, daß man bei der Organisation des Staats Rücksicht auf sein Geschreibsel nehmen wird. Unter allen Namen, die man ihm geben könnte, verdient er gewiß den eines Patrioten, mit welchem er sich brüstet, am wenigsten; denn, wenn auch sein Buch unter den vielen Lügen — falschen Ansichten und Verunglimpfungen, wirkliche Wahrheiten enthielte, so wird gewiß nie der echte Patriot durch öffentliche

Darlegung dessen, was den Monarchen und die Staatsverwaltung in den Augen des Volks verdächtig machen und herabwürdigen kann, dem Publikum darlegen, sondern seine bescheidenen Bemerkungen an die Behörden, welche es in Händen haben, die etwanigen Fehler zu verbessern, gelangen lassen. — Wenn man dem preußischen Staate einen Vorwurf machen kann, so ist es der, daß er aus allzugroßer Humanität die Preßfreiheit in Preßfrechheit ausarten ließ, und Schriftstellern, wie die der vertrauten Briefe und der Feuerbrände, nicht das Geschäft anwies, welches Herkules zu den Füßen der Omphale trieb. In diesem Stücke sollte man die in Frankreich bestehende Ordnung der Dinge nachahmen, wo es gewiß keinem noch so gallsüchtigen Scribenten einfallen wird, auf ähnliche Art zu sudeln. Niemand lasse sich von dem Lobe, welches in den erwähnten Schriften dem Könige, der Königin und einigen Staatsmännern gegeben wird, täuschen — es ist ein fein destillirtes Gift. —. Der König soll nicht bloß ein ehrlicher Privatmann seyn, — ihn nur als solchen seinem Volke darstellen, heißt ein Verbrechen der Majestät begehn. — Ich begnüge mich, diesem verdächtigen Lobe die Behauptung entgegen zu stellen, daß wenn die Vollkommenheiten eines Regenten nur nach dem mehr oder mindern Maße von Glück, welches die unter seinem Scepter stehenden Völker genießen, berechnet werden, sich wohl niemand rühmen kann, besser zu seyn als

Preußens König. Um einen sprechenden Beweis hiervon zu haben, erinnere man sich nur der Bittschriften, welche vor dem Kriege aus allen Provinzen, von deren Abtretung die Rede war, an den König gesandt wurden, und namentlich an die von der Grafschaft Mark. —

Der Verfasser der Feuerbrände, die auch bald ohne Löscheimer in Rauch aufgehen werden, spricht in einem der letzten Stücke, welches mir zu Gesicht kam, von Aufhebung des Adels im preußischen Staate, — ein gewaltiger Schnitzer für ein durch so viele Feuerbrände erleuchtetes Genie! Wenn den Bürgerlichen durch die neue Ordnung der Dinge verstattet wird, Ansprüche auf Stellen zu machen, die sonst, wenigstens größtentheils, dem Adel allein offen standen, so ist dagegen auch dem Adel ein größerer Wirkungskreis angewiesen, als er vorher hatte, allein aufgehoben ist dadurch keiner dieser Stände, nur können sie sich wechselsweise freier bewegen. In England steht der Adel in großem Ansehn, und dennoch kann der Bruder des Herzogs Kaufmann seyn; stirbt der Herzog, so erbt der Bruder Titel und Würden. Der Adel wird wohl schwerlich irgendwo aufgehoben, wenigstens geht er wieder in andern Gestalten nicht wenig anmaßend hervor, und es ist zu vermuthen, daß er gerade durch die neue Ordnung der Dinge mehr Consistenz erhält, indem er sich beeifern wird, durch Talente zu erringen, was ohne sie der Geburt allein nicht verstattet wird. — Die seit

einem Jahre erfolgten militairischen Ereigniſſe liegen zwar außer meinem Geſichtskreiſe; ſo viel ſcheint indeſſen aus allem dem, was Sachkundige und unparteiiſche Augenzeugen behaupten, hervorzugehn, daß die Schuld deſſen, was geſchah, mehr auf Rechnung der fehlerhaften Plane, falſchen Vorausſetzungen und vernachläßigten Verkehrungen des kommandirenden Feldherrn und mehrerer Befehlshaber, als auf die Armee im Ganzen geſchrieben werden muß; wovon ein groſſer Theil, namentlich die Reſerve, nicht einmal zur Action kam. Mehrere Unglücksfälle (wozu der Tod des Prinzen Louis und die tödtliche Verwundung des kommandirenden Feldherrn und mehrerer Generale gleich im Anfang der Action gerechnet werden müſſen) trugen gewiß ebenfalls nicht wenig zum unglücklichen Ausgang der Sache bei. Denn aus dem, was ein Theil dieſer Armee unter den Befehlen des General Blücher und Leſtocq, dann die kleinen Corps in Pommern, ſo wie die Beſatzungen in den Feſtungen Coſel, Graudenz und Colberg ausführten, könnte man wohl ohne Parteilichkeit einen Beweis aufſtellen, daß der Geiſt, welcher die preußiſche Armee ſonſt belebte, keineswegs von ihr gewichen iſt, wenn ſie nur gehörig angeführet wird. Daß bei allen Armeen der beſſere oder ſchlechtere Erfolg ihrer Operationen gröſtentheils von dem Feldherrn abhängt, beweiſt die Geſchichte — beweiſen ſelbſt die Franzoſen, welche unter Turenne, Condé, dem Marechal

de Saxe, so wie jetzt unter Napoleon, beinah immer siegreich waren, und im siebenjährigen Kriege unter Contades, Soubise, und mehrern ihres gleichen immer geschlagen wurden. Die französische Armee, seit 15 Jahren in Kriegen aller Art geübt, der preußischen so sehr an Zahl überlegen, konnte diese, ohne daß es ihr zur Schande gereichte, besiegen. — Nur die durch fehlerhafte Disposition und Mangel an gehörigen, auf alle Fälle berechneten Vorsichtsmaßregeln, veranlaßte gänzliche Deroute, und das schurkische Betragen mehrerer Festungs-Commandanten, warfen ein so ungünstiges Licht auf das Ganze, und zogen jene schrecklichen Folgen nach sich, unter denen das unglückliche Land auch noch nach dem Frieden seufzet. Zum Schluß erlaube ich mir nur noch eine Bemerkung anzuführen, die ich ohnlängst in einem gebildeten Zirkel aus dem Munde eines sehr bedeutenden Mannes hörte. — Es war die Rede von der veränderten Lage Deutschlands — von den über die Deutschen errungenen Siegen. — Diese sind es nicht — sagte der Mann mit deutschem Herz und Sinn, welche unsere Nation herabwürdigen. — Ein Volk kann durch Uebermacht aller Art besiegt — überwunden werden. — Alle Völker haben früh oder spät dieses Schicksal gehabt — allein seinen Charakter — seine Nationalehre kann jedes Volk auch unter ganz veränderten Verhältnissen dennoch behaupten. — Wie wenig aber den Deutschen daran gelegen ist, diesen

Schatz als ein Palladium zu bewahren, und ihre eigenthümliche Würde zu behaupten, beweisen so viele neuerlich erschienenen Schriften, — beweist der Geist, der in den meisten öffentlichen Blättern weht, und der so sehr geschickt ist, uns die Verachtung von ganz Europa zuzuziehen.

Vertheidigung des Hauptmanns von Le Blanc im Regiment Sr. Königl. Hoheit des höchstseligen Prinzen Louis, welcher dazu kommandirt, die Kapitulation von Magdeburg mit unterschrieben hat.

Auf die oft wiederholte Bitte meiner Freunde, meiner Kameraden, habe ich endlich die Feder ergriffen, nicht um mich zu rechtfertigen, sondern um meine Bemerkungen und Erinnerungen über denjenigen unglücklichen Zeitpunkt, in welchen die Uebergabe von Magdeburg trift, treu und einfach darzustellen.

Mir sind die Spitzfindigkeiten geflissentlicher Verdrehung unbekannt; ich werde daher hierbei die genauste Offenheit und Geradheit, auch selbst dann, wenn sie mir nachtheilig werden sollte, streng beobachten. Dieses ziemt dem Soldaten, dem ehrlichen Manne, der mit möglichster Anstrengung, stets seine Pflichten überhaupt, besonders aber seine eigentlichen Berufsgeschäfte erfüllte.

Seine Oberen, seine Kameraden, und selbst die seinem Befehle und Commando untergeordneten und anvertrauten Soldaten können und werden bezeugen, in wie fern dem Unterzeichneten diese treue Pflichterfüllung wirklich geglückt ist. Zur Sache:

Am 16. November Abends ließ der General v. Kleist mich durch den Cap. v. Kleist, Adjut. des hochsel. Prinzen Louis Königl. Hoheit zu sich rufen. Zur Vermeidung aller Mißverständnisse muß ich ausdrücklich bemerken: daß wenn in der Folge dieser Geschichtserzählung eines Cap. v. Kleist gedacht wird, dieser damit gemeint ist.

Nachdem ich im Vorzimmer eine halbe Stunde gewartet hatte, theilten Se. Excellenz der Herr Gouverneur mir die niederschlagende Neuigkeit mit, daß er in die unglückliche Lage versetzt sey, zu kapituliren, denn alle Hoffnung zum Entsatz sey durch die Kapitulation des Prinzen Hohenlohe bei Prenzlau, auf dessen Unterstützung und Mitwirkung noch allein zu rechnen gewesen, gänzlich verloren. Ich entgegnete demselben: nach meinem Dafürhalten sey die russische Armee zu unserer Unterstützung im Anmarsch, und ich schmeichelte mir, daß sie die Aufhebung der Blokade von Magdeburg gewiß bewirken würde.

Er erwiederte hierauf: bis zur Ankunft der Russen sey die Vertheidigung der Festung ganz unmöglich, denn diese gingen in dem Augenblick zurück, und würden sehr

wahrscheinlich die Franzosen auf dem rechten Ufer der Weichsel erwarten. Vor ihrer Ankunft könne also der größte Theil der Stadt in einen Aschenhaufen verwandelt, die Provinz verwüstet, und er ungeachtet aller Vertheidigung dennoch zur Uebergabe gezwungen seyn.

Diese Erklärung erfüllte mein Innerstes mit tiefem Schmerze, und auf ausdrücklichen Befehl Sr. Excellenz des Gouverneurs folgte ich demselben in sein Zimmer. In diesem waren verschiedene Officiere versammelt. Es befanden sich auch daselbst die Bevollmächtigten des Herrn Marschall Ney. Diese legten Sr. Excellenz dem Hrn. General v. Kleist die Kapitulation vor; dieser las sie durch, ich saß hinter demselben und beobachtete die Artikel dieser Kapitulation.

Der dritte Artikel derselben, welcher das Strecken des Gewehrs auf dem Glacis bestimmte, erfüllte mich mit Entsetzen. Nachdem die Kapitulation durchgelesen war, machte ich dem Hrn. Obrist Leger-Belair bemerklich, daß die Annahme der darin bestimmten Bedingungen zu den Unmöglichkeiten gehöre. Seine Antwort war: mein Herr, Se. Excellenz der Hr. Gouverneur haben bereits alles bewilligt. Diese mir so ganz unerwartete Antwort brachte mich dergestalt aus der Fassung, daß ich mich der dabei gegenwärtig gewesenen Personen namentlich durchaus nicht mehr erinnern kann. Se. Excellenz der Hr. Gouverneur unterhielt sich hierauf einen Augenblick im Allgemeinen, bald mit den

preußischen bald mit den französischen Officiers. Was er sagte, weiß ich mich nicht mehr zu erinnern. Dahingegen ist es mir unvergeßlich, daß er seine Unterhaltung damit schloß: ich wollte gern freien Abzug haben, sie wollen es aber nicht accordiren. Hierauf sagte Hr. Belair: ich versichere Sie, daß der Marschall Ney dieses nicht bewilligen darf. Einen Augenblick hernach ertheilten Se. Excellenz der Hr. General v. Kleist wahrscheinlich anderweitige Befehle; denn der Cap. v. Kleist sagte mir: Du kannst wieder nach Hause gehen, der Gouverneur wird Dich morgen wieder holen lassen. Ich trat zur Rückkehr nach meinem Quartier aus dem Zimmer, mit dem Obrist du Trossel und dem Hauptmann v. Kykbusch. Unsere Unterredung im Vorzimmer war kurz, und das Resultat davon: alles zur Bewegung Sr. Excellenz des Gouverneurs dahin anzuwenden, daß von der Uebergabe der Festung abgestanden werde. Der Obrist du Trossel ging ins Zimmer zurück, um den Cap. v. Kleist herauszurufen. Dieser war zur Ausführung unserer Absicht ganz vorzüglich geschickt; denn, dem allgemeinen Gerüchte nach, besaß er das Vertrauen des Hrn. Gouverneur Excellenz. Wir wendeten alles an, um ihn zur Verwendung seines ganzen Einflusses dahin zu vermögen, daß die Uebergabe der Festung rückgängig werde. Ich für mein Theil sagte ihm noch besonders, er möchte mir doch das Concept der Kapitulation verschaffen, ich wollte davon eine Abschrift nehmen, um

dadurch die besondern Artikel derselben noch genauer beurtheilen, die uns nachtheiligen Artikel ganz weglassen, und dahingegen vortheilhaftere hinzufügen zu können; ich machte zugleich den Vorschlag, von allen öffentlichen Autoritäten, nämlich von der Regierung, der Kammer, dem Magistrate und der Kaufmannschaft, einen Ausschuß an irgend einem Orte zu versammeln, und daselbst die Artikel einer ehrenvollen Kapitulation zu bestimmen. Der Hr. Hauptmann v. Kleist ging in der That ins Zimmer zurück, kam aber den Augenblick mit der Versicherung wieder, daß er uns gegenwärtig die Kapitulation nicht verschaffen könne, daß es bis den andern Morgen Anstand nehmen müsse.

Denen Hrn. v. Brockhusen und v. Kykbusch muß ich die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie alles Mögliche anwendeten, theils um die Uebergabe von Magdeburg rückgängig zu machen, theils um dabei mindestens eine ehrenvolle Kapitulation zu erhalten.

Als ich den andern Morgen auf dem Gouvernement erschien, hatte man daselbst die Artikel eines Waffenstillstandes bestimmt. Dieß machte mir Vergnügen, denn es ließ mich die Annahme meines am vorigen Abend ertheilten Rathes vermuthen, ingleichen daß man nun dadurch Zeit gewönne, eine ehrenvolle Kapitulation zu erhalten, die einem allgemeinen Kriegsrathe vorgelegt werden würde.

Ich ward bestimmt, den Waffenstillstand nach Fer-

mersleben zu überbringen, dort verbreitete das Gerücht von der Kapitulation eine mir sehr verdächtige Freude. Bei meiner Zurückkunft benachrichtigte ich Se. Excellenz den Hrn. Gouverneur hiervon, dieser entließ mich aber ohne mir hierauf nur das mindeste zu sagen.

Am folgenden Morgen ward ich durch einen Ordonanz-Unterofficier auf das Gouvernement gefordert. Bei meiner Ankunft fand ich die Bevollmächtigten des Marschall Ney, mit dem Reinschreiben der Kapitulation beschäftigt; sie ward demnächst in Gegenwart mehrerer Generale, mehrerer Officiere von höherem Range und anderer, die ich nicht kenne, wieder vorgelesen; täglich habe ich indessen hierbei den Hrn. Grafen v. Wartensleben bemerkt. Dieser ist mir ganz vorzüglich bekannt, denn ich habe unter seinen Befehlen in dem zu Brandenburg gestandenen Infanterie-Regiment gedient. Ferner waren daselbst anwesend, der Hr. General-Major v. Renouard, der Hr. Obrist du Trossel, der Hr. Cap. v. Brockhusen und v. Kleist, diese letzteren beide verrichteten Adjudanten-Dienste, ich war Dolmetscher. Mit Erstaunen fand ich meinen Namen in der Kapitulation ausdrücklich aufgenommen; ich entschloß mich, Sr. Excellenz dem Hrn. Gouverneur hierüber Gegenvorstellungen zu machen. Der Hr. General v. Renouard und Obrist du Trossel kamen mir, nach beendigter Vorlesung der Kapitulation, hierbei mit der Einladung zuvor, diese von mir allein beabsichtigte Gegenvorstellung gemein-

schaftlich vorzustellen. Nun gingen wir 3 zur Unterschrift der Kapitulation mit bestimmte Personen zu Sr. Excellenz, um Denenselben hiergegen lebhafte, doch ehrerbietige Gegenvorstellungen zu machen. Der Hr. General Major v. Renouard führte das Wort. Er sprach dabei aber sehr leise, so daß ich weder seine Anrede noch die Antwort des Hrn. Gouverneur Excellenz verstehen konnte. Indessen hörte ich vom Hr. Generalmajor v. Renouard deutlich die Worte wiederholen: Ihro Excellenz befehlen also, daß wir die Kapitulation unterschreiben. Hierauf erwiederten Se. Excellenz der Hr. Gouverneur sehr vernehmlich: Ja, das versteht sich, Sie unterschreiben ja in meinem Namen und haben keine Verantwortung.

Ich wünschte, daß wir in diesem Augenblick minder Ehrfurcht gegen die preußische Subordination gehabt hätten.

Dieses sind alle diejenigen Umstände und Begebenheiten, deren ich mich nach 2 Monaten noch getreu erinnere. Dem Hrn. General v Renouard werden die Ausdrücke, deren er sich hierbei bedient hat, besser als mir bekannt seyn. Dieses ist der nämliche Fall mit den Gründen, welche Se. Excellenz den Herr Gouverneur und alle im Kriegsrathe versammelte Generale zur Kapitulation bewogen haben. Dieses war der Augenblick, in welchem man seine Meinung frei sagen durfte und mußte, und in welchem das sonst so strenge Subordinationsverhält-

niß aufgehoben war. Ich bin in dieſem Kriegsrathe nicht geweſen, man hat mir nicht das mindeſte, was nur auf dieſe Kapitulation Bezug hat, mitgetheilt. Aus dieſen Gründen glaubte ich mich zur Verſagung des Gehorſams nicht berechtigt. Alle mir bekannten militairiſchen Geſetze erfordern eine blinde Unterwürfigkeit und eine pünktliche Befolgung der von den Obern ertheilten Befehle. Beſonders iſt dieß der Fall im Dienſtverhältniß gegen Gouverneur und Commandant.

Ich hielt mich daher um ſo mehr zur pünktlichen Befolgung der Beſchlüſſe eines Kriegsraths verpflichtet, an deſſen Spitze ein ſolcher Gouverneur ſtand, wie damals Se. Excellenz der Hr. General v. Kleiſt ganz unſtreitig war. Man vergönne mir noch einen Augenblick zur umſtändlichen Angabe derjenigen Gründe, welche mich zur Unterſchrift der Kapitulation bewogen haben.

Se. Excellenz der Hr. General v. Kleiſt haben 50 Jahre mit Ehre und Auszeichnung gedient, ſtets hat er Beweiſe von Tugend und einer unerſchütterlichen Anhänglichkeit an das Wohl ſeines Königs gegeben, ohne eigenes Vermögen hat er dennoch ſtets den Reichthum verachtet, gleichſam als fürchte er: dieſe Glücksgüter würden diejenige philoſophiſche Einfachheit ſtören, in welcher er lebte. Stets war er thätig, voll Eifer im Kriege, ſtets erfüllte er ſeine Pflichten gegen das Vaterland auf das genaueſte und pünktlichſte. Dieß Vaterland liebte er mehr als ſeinen Ruf. Ein ausgezeich-

netes, in den jetzigen Zeiten faſt unbekanntes Zeugniß. Durch dieſe Eigenſchaften hatte er ſich wahrſcheinlich das Vertrauen ſeines Königs erworben. Den Beweis hiervon liefert das ihm übertragene ſo wichtige Gouvernement von Magdeburg. War es wohl anders zu vermuthen und ſtand es wohl zu bezweifeln, daß er nicht bei der Durchreiſe des Königs Majeſtät über die Vertheidigung des Ortes ſollte Befehle und vielleicht geheime erhalten haben? Ungeachtet der größten Ermüdung begab ſich der Monarch zu Fuß nach dem Gouvernement. Dieſes war eine ſehr deutliche und lebhafte Aufforderung für alle Untergeordnete zur tiefſten Ehrfurcht und unbegränztem Vertrauen in Se. Excell. den Hrn. Gouverneur. Ich wagte es daher nicht, mit Verachtung der Militairgeſetze und beſonders der Subordination mich ſeinen Befehlen und dem Beſchluſſe eines Kriegesraths zu widerſetzen, von welchem 2 Mitglieder früher als ich die Kapitulation unterſchrieben hatten.

Habe ich gefehlt, ſo mögen die Geſetze mich beſtrafen, ohne Murren werde ich dieſe Strafe erdulden, und ohne von der mir einmal beſtimmten Lebensbahn im mindeſten abzuweichen, nämlich meinem Könige und ſeinem Staate, die allein mein Glück machen, immer als redlicher und ehrlicher Mann zu dienen. Ich bin hierüber ganz beruhigt, denn wir haben das Glück, in einem Lande zu leben, in welchem man nie ungeſtraft die

Gesetze verletzt, in welchem die Rechtschaffenheit völlig sicher ist, und den Schutz eines gerechten, edlen und wohlthätigen Monarchen genießt. Dieser hat stets das Glück seiner Unterthanen jener thörichten Eroberungssucht, durch die so oft der Ruin der Staaten erzeugt ist, vorgezogen. Hat die Garnison keine ehrenvolle Capitulation erhalten, so kann man darüber diejenigen, welche sie unterschrieben haben, nicht anklagen, diese haben die Capitulation nicht entworfen. Sie ist, so viel ich vermuthe, vom Herrn Obrist Leger-Belair unter den Augen Sr. Excellenz des Herrn Gouverneurs und wahrscheinlich mehrerer Generale aufgesetzt.

Diesen lag es ob, dagegen Vorstellungen zu machen und sich der Uebergabe des Platzes zu widersetzen. Ich bitte sehr dringend, sich vor und im Augenblick der Capitulation an meine Stelle zu setzen, dabei aber die Würde zu erwägen, welche Se. Excellenz der Hr. General von Kleist bekleideten, und die Ehrfurcht, welche man ihm dem gemäß schuldig war. Nach dem Erfolg dieses unglücklichen Zeitpunktes kann gerechterweise man mich nicht beurtheilen. Habe ich gefehlt, so begreift dieser Fehler bloß die Unbekanntschaft mit einem Militairgesetze, welches den Subalternen nie bekannt gemacht worden, und welches für sie vielleicht nicht vorhanden ist. Unter diesen Umständen mußte ich befürchten, durch die Verweigerung der mir befohlenen Unterschrift der Capitulation gegen meine Pflicht zu handeln.

Diese Unterschrift war überdem eine bloße Formalität ohne allen Einfluß auf das öffentliche Wohl. Endlich würde die Verweigerung dieser Unterschrift die Aufhebung der Blokade von Magdeburg wohl nicht zur Folge gehabt haben. Konnte ich wohl voraussehen, daß das, von allen im Kriegsrathe versammelten Generalen, allen höhern Officieren, denen das Recht zustand, sich der Capitulation zu widersetzen und dagegen Vorstellungen zu machen, beobachtete Stillschweigen durchaus pflichtwidrig sey? Konnte ich bloß in der Eigenschaft eines Dolmetschers, als simpler Hauptmann es wohl wagen, mich allein den Beschlüssen des Kriegsrathes zu widersetzen? Bin ich straffällig, so bin ich es allein durch den Mangel der Erfahrung und durch zu großes Vertrauen auf einen Kriegsrath, den ich für eben so unfehlbar hielt, als den übrigens bekanntlich um den Staat verdienten Gouverneur des Platzes. Nie haben mich Leidenschaften beherrscht, nie haben Eitelkeit und Ränke auf mich Einfluß gehabt, ich war mit einem stillen, keinen Neid erweckenden Glück zufrieden; stets war mein Bestreben, in meinem Wirkungskreise einfache Tugenden, die allein zur Glückseligkeit führen, auszuüben. Meine Kompagnie, meine Frau, meine Kinder, Freunde und Hausgenossen, bildeten meinen einzigen Umgang; indem ich mich mit ihrem Glücke beschäftigte, erfüllte ich mein Bestreben, der Welt das Bild eines rechtschaffenen Mannes darzustellen. Die Wahrheit dieser Behauptung müs-

sen mir meine Oberen, meine Kameraden, meine Mitbürger und meine Untergebenen bezeugen. Von guten Grundsätzen entfernt man sich nicht auf einmal; der rechtschaffene Mann verwandelt sich nicht gleich in einen Schurken; wäre dieß trotz dieses Erfahrungssazes bei mir möglich gewesen, hätte ich schändlicherweise den Staat verrathen können, würde ich nicht Magdeburg mit meiner Familie gleich nach der Uebergabe verlassen haben? würde ich nicht von meinen Mitbürgern und Kameraden ausgestoßen und entfernt seyn? Im Gegentheil ich erwarte mein Urtheil mit der Zuversicht eines rechtschaffenen Mannes. Gibt man sich die Mühe, mein Benehmen genau zu untersuchen, so wird sich ergeben, daß ich niemals ein besonderer Günstling von Sr. Excellenz dem Hrn. Gouverneur gewesen bin, nie hat er mich gegen meine Kameraden vorgezogen oder irgend ausgezeichnet. Die Parlementairs des Herrn Marschall Ney habe ich nur in Gegenwart anderer gesehen, sie würden sich wahrscheinlich auch wohl nicht an einen Subalternofficier ohne Ruf und Einfluß wenden, um die Uebergabe der Festung zu beschleunigen. Schlüßlich muß ich bemerken, wie ich unmöglich so hart dafür bestraft werden kann, daß ich Dolmetscher gewesen bin und gegen meine Obern ein zu großes Zutrauen gehabt und eine zu strenge Subordination beobachtet habe. Ich bitte ferner zu bemerken, daß mein Betragen stets und unter allen Umständen das eines rechtschaffenen Man-

nes gewesen ist. Dieses war auch der Fall in der unglücklichen Schlacht bei Auerstädt. Denn in dieser zeigte ich die größte Anstrengung, um das Glück zu verdienen, welches der König und der Staat mir haben angedeihen lassen. Ich schmeichele mir mit der Huld und Milde Sr. Majestät des Königs, und daß er mit dieser einen Mann behandelt, der nie schuldig war, und der ihm als Fremdling (aus dem Pays de Vaux) unerschütterlich treu ergeben ist; einen Mann, der durch 22jährigen Militairdienst, durch eine Gattin und 3 Kinder völlig naturalisirt ist. Diese Kinder werde ich Religion, Liebe zum Vaterlande, und den Ruhm ihm nützlich zu dienen, lehren.

Dadurch hoffe ich die niedrige schändliche Meinung des Zeitalters zu ersticken, getrennt vom Wohl des Staates irgend ein individuelles Glück suchen und finden zu können.

Wenn wir dem Staate dienen wollen, müssen wir unserm erhabenen Monarchen nachahmen. Dieses Beispiel reiner Sitten verwandelt die verwilderte Jugend, über die das Vaterland verzweifelte, zu dessen schönsten Hoffnungen.

Ich erwarte mein Schicksal mit ruhiger Ergebenheit und Fassung, als ein Mann, dessen Inneres nie von Niedrigkeit befleckt ward. Der Einsicht und der Rechtschaffenheit, womit meine Richter das Urtheil über mich sprechen werden, vertraue ich gränzenlos, in der festen

Ueberzeugung, daß sie bei diesem Urtheile die strenge und unparteiische Billigkeit, welche allen Richterstühlen so nöthig ist, anwenden werden.

von Leblanc.

Schreiben des Königl. Preußischen Hauptmanns von Pfuhl.

Das Infanterie-Regiment Sr. Majestät des Königs, zur ersten Reservedivision gehörig, war eines der letzten, welche den Kampfplatz von Auerstädt betraten. Als wir die Höhe gewannen, welche uns eine freie Aussicht auf das Schlachtfeld gestattete, war des Heeres rechter Flügel schon geschlagen. Der wenige Theil desselben, welcher zu dieser Zeit den linken Flügel bildete, war aber noch im Vorrücken begriffen. Er verfolgte eine Anhöhe hinab den nach Poppel und Tauchwitz zurückeilenden Feind, welcher sich daselbst wieder setzte, Verstärkung erhielt und nun auch diesen linken Flügel zum Rückzuge nöthigte. Dem Letzteren vorwärts en potence in weiter Entfernung waren wir aufmarschirt. Ihm Luft zu machen, erhielten wir Befehl zum Angriff. Alsobald wandte sich der Feind gegen uns, pflanzte mehrere Batterien auf; das Feuer wurde sehr heftig. Da sah ich mich um, meinen Bedienten mit den Pferden aus dem

Feuer gehn zu heißen. Ein junger Soldat vom Infanterie-Regimente von Schimonski stand hinter mir, dessen ähnliche Kleidung mir anfangs den Schreck verursachte, ein Soldat vom Regimente wollte sich dem Kampfe entziehn. Er aber kam auf mich zu und sagte: „Herr Lieutenant, mein Regiment ist auf dem rechten Flügel größtentheils aufgerieben, der Rest versprengt. Ich bin noch gesund geblieben. So kann ich doch unmöglich jetzt schon das Schlachtfeld verlassen, erlauben Sie mir, daß ich bei Ihren Leuten eintreten darf." Mit Freuden stellte ich ihn in meine Compagnie ein und empfahl ihn derselben als würdigen Kameraden.

Das Regiment erhielt Befehl, den Angriff, dessen Zweck erreicht war, nicht weiter fortzusetzen; es ging in verschiedenen Perioden bis auf die höchste Höhe zurück und deckte den Rückzug der geschlagenen Truppen. Drei Stunden lang blieb es im heftigsten Kanonenfeuer, und mußte während dem verschiedene Drehungen ausführen, welche in ruhigen Zeiten auf dem Potsdammer Exerzierplatze nicht immer so glücklich ausfielen. Mein junger Rekrut war dabei so sorgfältig bedacht, die dem Soldaten der Potsdammer Garnison vorzüglich eigene Pünktlichkeit in den Bewegungen nachzuahmen, daß er ganz an seinem gewohnten Platze zu seyn schien, und wenn beim Verlassen des Schlachtfeldes irgend Etwas Vergnügen gewähren könnte, so würde ich die Empfin-

dung, welche mir der Anblick dieses kaltblütigen jungen Streitgenossen verursachte, mit diesem Namen bezeichnen.

Ihm ist die Freude nicht geworden, des Vaterlandes siegende Fahne zu finden; allein der Trost ist ihm geblieben, mit den ersten Kämpfern das Schlachtfeld betreten und dem siegenden Feinde zum Trotze nur mit den letzten Scharen es verlassen zu haben. Auf dem Wahlplatze sahe er die Sonne sinken; als wir ihn verließen, ward es Nacht. Vielleicht hat ihm seitdem in Schlesien zuweilen ein fröhlicher Morgen geschienen; doch, ach, die Sonne kehrte nicht.

Die Folgen der Schlacht trennten uns. Allein auf dem Wahlplatze noch zog ich Kunde von ihm ein, um, wäre nicht späterhin der größte Theil des preußischen Heeres aufgelöset worden, ihn seinen Vorgesetzten zu empfehlen. Er war von des Hauptmanns von Bonschowski Compagnie, heißt Schmidt, und Falls von diesem gewöhnlichen Namen mehrere bei gedachter Compagnie gewesen seyn sollten, so kann ich ihn dadurch noch näher bezeichnen, daß er, ein Soldatensohn, zwischen sechs bis acht Zoll groß und etwa achtzehn bis zwei und zwanzig Jahre alt seyn mochte.

Des Vaterlandes Lage hat mir nicht erlaubt, meinen ersten Vorsatz auszuführen. Ich ersuche daher Ew.

Hochwohlgeboren um die gefällige Aufnahme dieser Erzählung in Ihrer Zeitschrift, einer der seltenen, welche es jetzt wagen, Gutes vom Guten zu reden.

Ludwig von Pfuhl,
Königl. preußischer Hauptmann im Infanterie-Regiment Sr. Majestät des Königs und Ritter des Ordens pour le mérite.

Einige bestimmte Nachrichten über Organisation der neuen preußischen Armee.

Es werden vorerst dreißig Infanterie-Regimenter errichtet, wovon jedes aus: acht schweren, vier leichten, zwei Grenadier- und einer Depot-Compagnie bestehen wird. — Die sonst bei den Regimentern gestandenen Schützen sollen nicht ferner Statt finden, dahingegen soll das ganze dritte Glied zum Tirailliren eingeübt werden. Bei jedem Regiment werden 75 Officiere angestellt, welche besser wie bisher besoldet werden sollen, wenigstens vom Compagnie-Capitain abwärts. Dieser wird auf 1200 Thaler fixirt, und erhöheten Servis bekommen.

Da ein Mann wie Scharnhorst an der Spitze der Commission steht, so ist nicht zu zweifeln, daß die Organisation höchst zweckmäßig seyn wird.

Ueber den Vorzug des Adels in Hinsicht auf Officierstellen.

Von einem deutschen Edelmann.

Friedrich der Einzige stellte den Grundsatz auf, daß in seinem Heere nur Adliche dienen sollten. Die Befolgung desselben wurde ihm leicht, da er die Wahl unter so vielen deutschen jungen Edelleuten hatte, die es sich für eine Ehre schätzten, unter seinen Fahnen zu dienen. Doch wis einmal der alte Stamm der in Lagern und Schlachten gebildeten Officiere erloschen war, stellte sich dem preußischen Militairkabinet die Alternative dar, entweder, da es an Adlichen fehlte, neue zu creiren, oder Bürgerliche als Officiere anzunehmen.

Für das Letztere sprachen die Natur der Sache denn der alte Geist der Ritterzeiten wollte sich nicht mehr in unsere Exercierhäuser bannen lassen, und das Beispiel der tapfersten und versuchtesten Heere Europa's. Die österreichische, russische, brittische und andere Armeen kennen den Unterschied der Geburt kaum dem Namen nach: der reiche Kaufmann bestimmt dort seinen

Sohn zum Officier, und hofft durch ihn seinen Namen aus den Handlungsbüchern in die Annalen der Geschichte übergehen zu sehn. Dieses hatte den ausgezeichneten Nutzen, daß das Militair ein Bindemittel des vorzüglich begüterten und gebildeten Theils der Nation ward, indem es den Adel und den wohlhabenden Theil des Tiers-Etat durch genaue, im Militair gemachte Bekanntschaften zu einer unerschütterlichen Stütze des Staats verband. Die bürgerlichen Familien, die nur Einen Officier in ihrer Mitte zählten, machten einen sanften und unmerklichen Uebergang des Adels und Bürgerstandes aus, der den schroffen Abstich milderte; sie fühlten zugleich ein lebhafteres Interesse für den Staat, für welchen ihre Söhne und Brüder kämpften, und der diese mit Ehrenzeichen belohnte.

Endlich ist die Anstellung bürgerlicher Officiere ein Sporn für den Ehrgeiz des gemeinen Kriegers. Er sieht, daß er nicht aus einer andern Menschenkaste ist, wie sein Officier: er sieht, daß er durch Anstrengung, durch eifriges Bestreben, sich überall auszuzeichnen, einen Posten erschwingen kann, der ihn zum Heroen seiner Familie machen wird. Wie mancher verunglückte Theologe ist nicht ein guter Rittmeister geworden? Langsam zwar ist das Avancement eines Soldaten, der von der Pike auf dient, aber sicher und ehrenvoll.

Aber statt diesen Beispielen zu folgen, nahm das

preußische Militairkabinet den Grundsatz an: Wer das Portd'epee erhält, erhält auch den Adel; ein Grundsatz, dessen schädliche Folgen erst bei der zweiten Generation sichtbar werden. Das Land wird dadurch mit einer Menge armer neuadlicher Familien überschwemmt, deren Töchter der dienenden Kaste entnommen, sich nach Klosterplätzen umsehen, deren Söhne aber dem Staate noch mehr zur Last fallen. Ein junger Adlicher, ohne alles Vermögen, hat nur zwei Arten des Unterhalts vor sich, unter denen er wählen kann: das Militair und die juristisch-kameralistische Carriere. Der Kaufmannsstand, der Stand der Aerzte, der Gottesgelehrten, der Advokaten, der Erwerb durch Unterricht in Künsten und Wissenschaften, alles ist ihm verschlossen. Er darf von Niemand Geld nehmen, als vom Staate, und dadurch ladet er dem Staate, der ihn in diese beengte Lage gebracht hat, die drückende Nothwendigkeit auf, ihm fortzuhelfen. Daher so viele unnütze Subjecte, die man aus besonderer Commiseration zur Compagnie, oder zu einer einträglichen Civilbedienung kommen läßt: daher das Geschrei über ungerechten Vorzug des armen Adlichen, der mit 300 Thalern Besoldung kümmerlich zu Fuße geht, während der zurückgesetzte Bürgerliche in einem Phaeton an ihm vorbeifährt, und sich in Gedanken mit dem Namensvetter seines Wagens vergleicht:

Etsi non tenuit, magnis tamen excidit ausis.

So lange noch der deutsche Adel sich in geometrischer Progression vermehrt, so lange nicht das Primogeniturrecht der brittischen Lords und Viscounts bei uns eingeführt ist; so lange heißt es Oel ins Feuer gießen, wenn man neue adliche Familien creirt, die nicht wenigstens einige Tonnen Goldes im Vermögen haben.

Das Wesen des Adels besteht darin, daß er, unabhängig von den Wohlthaten des Staats, auf der Höhe der Bildung stehend, wohlthätig und mit seiner zeitigen Lage zufrieden, Leben unter den Bürgern und Landleuten verbreite, daß er, durch eigene Sorgen nicht gestört, das heilige Interesse des Staates bedenke, als Staatsmann ruhig im Strudel der Geschäfte, und als Krieger unerschrocken im Getümmel der Schlachten seyn könne: und dieses alles dadurch, weil er über die gemeinen Bedürfnisse des Lebens durch die Vorsorge seiner Ahnen erhoben ist. Wer mehr Bedürfnisse wie Vermögen hat, hört dadurch auf, ein Edelmann zu seyn. Ein Adlicher in diesem Sinne kann reiche Besoldungen ziehen, um damit Glück und Segen unter den Unterthanen zu verbreiten, er kann Dienste suchen, um zum Besten des Staates thätig zu werden: aber er muß durch Einziehung dieser Besoldungen nicht ärmer, durch Entlassung aus dem Dienste nicht gebeugt werden.

Nach diesen Voraussetzungen ist also ein armer Adel ein Pseudoadel. Ein Esquire muß fünfhundert

Pfund jährlich aus liegenden Gründen ziehen: eine richtige Bestimmung der brittischen Nationalmeinung! Wären doch wenigstens 500 Reichsthaler jährliche Revenüe bei uns erforderlich, um Herr von zu heißen: es würde eine herrliche Sache für den Staat und für die Individuen seyn.

Wenn es mir erlaubt ist, dem Beispiele der neuern Journalisten zu folgen, das heißt, dem Könige Vorschläge zu Einrichtungen zu thun, die er vielleicht schon lange vorher bei sich beschlossen hat, so möchte ich rathen:

1) Bei der neuen Einrichtung der Armee wohlhabende Bürgerliche, beinahe zur Hälfte der erforderten Zahl der Subaltern-Officiere anzunehmen. Dieses würde das beste Mittel seyn, die ungerechten Vorurtheile der andern Stände gegen das Militair allmählig erlöschen zu machen, sie fester an das Interesse des Staates zu knüpfen, und sich der Versorgung armer Officierfamilien zu entübrigen.

2) Keinen Bürgerlichen zu adeln, er möge zu welchem Posten er wolle, erhoben werden, wenn er nicht einige hunderttausend Thaler im Vermögen habe, und zwar sie in liegenden Gründen anzulegen verspreche. Ein geringeres Vermögen wird in der zweiten Generation schon zu unbedeutend, um der Familie Glanz geben zu können.

3) Von jungen und alten Edelleuten eine Nobelgarde zu errichten, die aber keine kostbare Uniform tragen, und nicht in Berlin liegen sollte. Die Gemeinen könnten allenfalls Fähnrichsrang bekommen. Diese Nobelgarde müßte im Kriege zu den wichtigsten Unternehmungen gebraucht werden, ungefähr wie die geheiligte Schar in der griechischen Geschichte. Sie müßte die Person des Königs umgeben: ich setze stets voraus, daß ein preußischer König auch Anführer seiner kriegerischen Scharen ist.

Sollten diese Vorschläge nicht anwendbar seyn, so will ich gern davon abstrahiren. Ich lege sie weder aus Neuerungssucht, noch aus Eitelkeit dem Publikum vor, sondern aus deutschem Patriotismus und dem Bestreben, zu nützen wo ich kann. Prüfet Alles, und das Beste behaltet. Hoffentlich wird dieser Gegenstand noch mehr erwogen, und von geschickten Staatsleuten zum Besten des Vaterlandes entschieden werden.

* * *

Nachschrift des Einsenders.

Man verzeihe mir, daß ich einige Worte zu diesem Aufsatze hinzufüge, die vielleicht mehr Licht über die Tendenz dieser individuellen Meinungen verbreiten wer-

den. Der Verfasser desselben, ein Mann von reifen Jahren und festen Grundsätzen, hat eine ganz eigenthümliche Ansicht des menschlichen Lebens.

Er glaubt unter den Menschen zwei ganz verschiedene Klassen bemerkt zu haben, die eigentlich gebildeten geistigen Menschen, und die eigentlich sinnlichen Menschen, die er nur kluge Thiere nennen zu können glaubt. Erstern schreibt er ein höheres Leben zu, als den letztern, deren Seele nur ein Vermögen der Affecte und Begriffe ist: er nennt dieses höhere Leben eine geistige Rotation aus der Centrifugalkraft oder Liebe, und der Centripedalkraft oder dem Streben nach innerer Einheit entsprossen.

Die gemeinen Menschen sind alle zu diesem höhern Leben berufen, aber durch Bedürfnisse, die ihre ganze Denkkraft beschäftigen, seyen dieß nun natürliche oder angewöhnte Bedürfnisse, davon abgehalten. Sie kommen nicht zu ihrem eigenen Selbst, wie schon der Sprachgebrauch sich ausdrückt.

Ein Staat von lauter solchen gemeinen Menschen ist eine Horde, er ist sich selbst und seinen Nachbarn verderblich. Um aber viele reingebildete Menschen zu haben, muß der Staat eine Kaste über die natürlichen Bedürfnisse erheben, und dieses ist der Adel. Gewöhnt der Adel sich aber, statt seine Lage zur Bildung zu benutzen, neue unnatürliche Bedürfnisse an, und erschöpft

dazu die Staatskräfte: so verwildert der Staat wi
zur Horde, und kann einer heftigen Erschütterung,
ner Revolution nicht entgehen.

Der Adel allein kann also die höhern Lenker
Staatsangelegenheiten und der Kriegsoperationen
geben: er möge nun aus Lords, aus Baronen, a
Großkreuzen der Ehrenlegion oder aus Bojaren bes
hen, wenn es nur reine, auf der höheren Stufe fi
hende Menschen sind.

Löschetmer.

Ein

Journal in zwanglosen Heften.

Fünftes Heft.

1808.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt.

Der Geist der preußischen Armee beim Ausbruche des Kriegs im J. 1806. . . . Seite 1

Ein Beispiel von den vielen Hunderten, wo Männer, aller ihrer Verhältnisse uneingedenk, sich kühn durch den Feind zum Könige von Preußen und seiner Armee schlichen 6

Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III. . 8

Ueber die Verläumder der teutschen Nation . . 13

Patriotischer Sinn vieler Preußen . . . 18

Ueber stehende Heere, wie sie bis jetzt beschaffen waren, mit vorzüglicher Hinsicht auf das preussische Militair 21

Wie kann die teutsche Nation wieder zu Ehren kommen? 51

Wer versündigt sich am meisten an seinem Zeitalter? . 57

Das größte Unglück der Unglücklichen . . . 59

Was war nach einem für Preußen glücklichen Ausgange des Krieges zu erwarten? . . . 63

Wie muß eine teutsche Nationalarmee eingerichtet seyn? . . . . . Seite 68
Apologie der Teutschen 84
Todesfeier des Prinzen Ludwig von Preußen . . . 99
Die jetzt regierende Königin von Preußen . . 107
Große Furcht vor Preußen bei dem Ausbruche des Krieges im J. 1806. 110
Aufforderung an den Hrn. von Archenholz in Hamburg . 111
Ueber das Gravitations- und Gleichgewichtssystem in der Politik 113
Anhänglichkeit an Preußen 120
Ueber Ausländerei 122
Was ist jetzt von Preußen zu erwarten? . . 125

Der Geist der preußischen Armee beim Ausbruche des Krieges im J. 1806.

Preußen stand sonst groß und geehrt da. Der Eine Theil fürchtete es, der Andere achtete es. Seine Justizpflege erhielt fast durchgängig Beifall; seine Armeeeinrichtungen waren für Viele Muster, seine Officiere galten als die gebildetsten und einsichtsvollesten und seine Armee als die bravste und manövrirfähigste. Das Unglück, das diesen Staat betroffen, hat aber auf einmal den größten Theil dieser Bewunderer und Lobredner in die heftigsten Feinde und ergrimmtesten Schmähredner umgewandelt. Dies ist das gewöhnliche Verfahren von Menschen, die ohne Grundsätze urtheilen und ohne Maximen handeln, die bloß dem Mächtigen schmeicheln und den Ohnmächtigen mit Füßen treten. Dieser Charakterzug hat sich nie dreister geoffenbaret, als in den Urtheilen über Preußen, an dem man jetzt alles tadelhaft findet. Seine Armee nennt man die elendeste und feigste, seine Officiere Bramarbas und Unwissende, seine Staatseinrichtungen zwecklos, ohne Geist und ohne Leben,

seine politischen Maaßregeln einfältig und abgeschmackt. Und wo war denn der teutsche Staat, der mehr für die Wissenschaften that als Preußens König? Welcher Staat hatte einen Kant, einen Wolf, einen Humboldt aufzuweisen? Welcher teutsche Staat hatte ein Gesetzbuch wie das preußische? Wo waren die Criminalurtheile so gerecht und mit so viel Einsicht abgefaßt als uns Klein in seinen Annalen aufbewahrt hat? Welcher teutsche Staat hatte solche einsichtsvolle und denkende Geschäftsmänner wie Preußen? Freilich wenn die Unwissenheit sich ein Urtheil anmaßt, so sind die Namen eines Klein, Kircheisen, Dohm, u. so viele Andere unbekannte Namen. Und welche teutsche Armee hatte so viele denkende Officiere als die preußische, und Kenntniß und Muth und Entschlossenheit sind doch wohl die Bürgen eines glücklichen Erfolges? Man sey also gerecht und lasse die Untergeordneten nicht büßen, was die höchsten Anführer verbrochen haben. Alter, Unkunde des Zeitgeistes, Selbstdünkel und Nichtachtung des Gegners haben das Unglück über Preußen, ja über Teutschland gebracht, unter dem jetzt alle seine Gauen seufzen.

Zu einem glücklichen Erfolge lagen alle Elemente in der preußischen Armee, als der Krieg ausbrach. Der Soldat hielt den Krieg für gerecht und nothwendig; er haßte den Feind und war leidenschaftlich für die Sache eingenommen, die er vertheidigen sollte. Der Muth

ſtärkte ſeine Körperkraft, welche bei den Teutſchen zu Hauſe iſt. Der gute Wille und die Kampfluſt beflügelte ſeine Thätigkeit; er war entſchloſſen zu entbehren und zu handeln; er wollte ſiegen oder ſterben. Unerträglich war ihm der Gedanke einer Niederlage, und wenn er ſich der Thaten Friedrichs erinnerte, ſo ſchien dieſelbe ihm unmöglich zu ſeyn. Mit ſo geſinnten Streitern läßt ſich alles ausrichten, wenn ſie ein Mann von Kopf, Ehre, Einſicht und Entſchloſſenheit anführt.

Die Officiere brannten vor Begierde, Ehre einzuärndten, ſich Ruhm zu erwerben, ihre Voreltern nicht durch ihre Thaten zu beſchimpfen und die Schmach und das Unglück von ihrem Vaterlande abzuwenden, das ihm bevorſtand, ſobald ſie nicht ſiegten. Viele kannten den Geiſt und die Taktik der Gegner; ſie wußten die Mittel genau, wodurch er ſich bis jetzt den Sieg errungen hatte; ſie wollten eben ſo handeln, damit den Kampf die größere Einſicht und die größere Tapferkeit entſcheide. Ununterbrochen thätig und kühn wollten ſie gehandelt wiſſen, und ihnen war kein Mittel verborgen, welches den Sieg zu erringen im Stande war. Andere, welche den Feind mit verächtlichen Augen anſahen und ihn unrichtig beurtheilten, waren doch entſchloſſen, ihre Pflicht höher als das Leben zu achten. Sie glaubten, der Sieg müſſe der preußiſchen Tapferkeit zu Theil werden. Mit Begierde und Enthuſiasmus ergriffen ſie jede Gelegenheit, den Muth ihrer Soldaten zu erhöhen und das

durch Bravheit zu ersetzen, was ihnen noch an Erfahrung abgieng.

Die Rettung des Vaterlandes war der Wunsch sowohl der gemeinen Soldaten als der Officiere. Ein gleicher Enthusiasmus beseelte Jung und Alt, Hohe und Niedere, und keiner hielt sich für besiegbar. So muß der Soldat denken, sonst ist er verlohren. Der Krieger, der sich nicht für unüberwindlich hält, ist ohne Kraft, ohne guten Willen und ohne Unternehmungsgeist. Er wird geschlagen, weil er an sich selbst verzweifelt. Ein solcher Geist einer Armee ist das größte Unglück, das einen Staat befallen kann; denn er ist unwiderbringlich verloren. Der Soldat muß sich mehr zutrauen, als er vielleicht vermag; er muß seinen Gegner hassen, aber nicht gering schätzen; und ob er ihn gleich für durchaus und nothwendig besiegbar hält, so muß er doch alle Einsichten und Kräfte aufbieten, welche ihm den Sieg sichern.

Der Geist der preußischen Armee war also beim Ausbruche des Krieges ein sicherer Bürge des Sieges. Man zählte nicht den Feind, sondern man war entschlossen, ihn zu schlagen. Hätte dieser treffliche Geist, der das Ganze beseelte, einen Anführer wie Friedrich gehabt, die Preußen ständen noch mit Ruhm und Sieg gekrönt da, wie im siebenjährigen Kriege, wo sich eine halbe Welt gegen sie verband. Was hilft aber die herrlichste Stimmung, die größte Masse von Einsicht und

Kraft und die muthigste Entschlossenheit, wenn nicht ein eminenter Kopf das Ganze ordnet und leitet? Wenn die zerstreueten Kräfte nicht auf einen Punkt wirken? Wenn die herrlichsten Talente nicht dahin gestellt werden, wo sie stehen mußten? Viele einzelne Officiere opferten sich in den Schlachten von Jena und Auerstädt auf, um nicht die Tage der Schmach und des Unglücks zu sehen, welche der Verlust der Schlacht über ihr Vaterland und über Teutschland bringen mußte. Sie wollten nichts halb; sie wollten lieber ruhmvoll fallen, als ohne Sieg aus dem Kampfe gehen.

Daß die Preußen nicht gesiegt haben, war nicht die Schuld der Armee, sondern der Anführer. Ohne Plan, ohne Einheit in den Anordnungen, ohne Entschlossenheit und Kühnheit, ohne Schnelligkeit und Klugheit gewinnt man keine Schlacht, besonders nicht in unsern Tagen, wo man die ganze Ausbeute der Wissenschaften zum Siege zu benutzen versteht.

Und diese Armee wird jetzt als ein zusammengelaufenes Gesindel ohne Ehrgefühl und Vaterlandsliebe, ohne Muth und ohne Kenntniß, ohne Kraft und ohne Kühnheit beschrieben, und was ist der Grund davon? Der Riese, den man sonst fürchtete, oder auch beneidete, ist unglücklich worden. Es giebt Leute, die nichtswürdig genug sind, sich zu freuen, daß Preußen unglücklich ist. Menschen, ohne Sinn für Wahrheit und Recht,

obschon zur cultivirten Gesellschaft gehörig, laben sich an der Schmach, die Preußen und Teutschland betroffen hat, und sind wüthend ausgelassen, wenn sie sich nur in Schmähreden gegen die preußischen Officiere ergießen können, welchen sie sonst als Speichellecker schmeichelten. —

Ein Beispiel von den vielen Hunderten, wo Männer, aller ihrer Verhältnisse uneingedenk, sich kühn durch den Feind zum König von Preußen und zu dessen Armeen schlichen.

Unter den braven Vaterlandsfreunden im preußischen Staate, die während des Krieges alle ihre Kräfte anstrengten, um dem König zu nutzen, und gern das Ihrige für seinen Vortheil aufopferten, verdient der Feldwebel Fischer genannt zu werden. So sehr auch die Franzosen alle Handlungen, die ihrem Vortheil entgegen waren, unterdrücken mußten, so wird doch gewiß der edlere Feind, wenn es ihm seine Pflicht auch öffentlich verbot, im Herzen den Patrioten geachtet haben, und jetzt nach dem Frieden laut seinen Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Der Feldwebel Fischer sammelte in der Mark einzelne der Gefangenschaft entkommene Leute, um die-

selben zu des Königs Armee zu führen *). Als er zwanzig Mann beisammen hatte und von den glücklichen Coups verschiedener preußischer Freicorps hörte, brach er mit seinen Leuten auf und überfiel in dem Städtchen Kyritz ohnweit Berlin einen französischen Commissair-Ordonateur, um sich vorerst Geld zur weiteren Organisation seines kleinen Corps zu verschaffen. Den Commissair mit sich zu nehmen, hielt er nicht für rathsam. Bei ihm fand er aber große Summen Geldes und andere Vorräthe, die er mitnahm und wovon er die Hauptsachen zur preußischen Armee beförderte.

Bald nach diesem Coup stieß er zu einem Freicorps in Pommern, wo seine Verdienste belohnt wurden und er sich als ein braver Soldat auszeichnete.

Das Städtchen Kyritz war aber so unglücklich, für die That des Fischer hart büßen zu müssen, indem der Commandant von Berlin den dasigen Kaufmann Kersten, der die Unternehmung des Feldwebels nicht ver-

*) Reisende haben mir versichert und es glaubwürdig belegt, daß ihnen um die Zeit der Schlacht bei Pr. Eylau in der Gegend von Krakau und tiefer in Galizien hinein sehr viele Preußische Officiere, Edelleute und Männer von verschiedenen Ständen begegnet wären, welche ihre Heimath verlassen und alles das Ihrige zu Gelde gemacht hatten, um dem König ansehnliche Troups neuangeworbener und rancionirter Soldaten, und die damals von Warschau aus zu Hunderten deserirenden Bayern auf den gefährlichsten mühevollsten Wegen zuzuführen.

hindert hatte, zum Tode, und die Stadt zum Ersatz des von dem Commissair ehrlich erworbenen Eigenthums, verurtheilte.

Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III.

Nur der tugendhafte Mann verdient Achtung; nur wer Treue und Ehrlichkeit in den mißlichsten Lagen zeigt, der darf auf den Namen eines edlen Mannes Anspruch machen. Was der Zufall giebt und nimmt, das giebt dem Menschen keinen Werth. Der König von Preussen hat in diesem ganzen Kriege bewiesen, daß, wenn auch Treue und Rechtschaffenheit von der ganzen Erde vertrieben würden, sie doch in dem Herzen der Könige einen Zufluchtsort finden müßten. Er ist unglücklich worden, weil er sein Wort gehalten hat; seine Staaten sind verkleinert worden, weil er Andere für redliche Männer hielt. Allein dies erhebt ihn über die gemeine Klasse der Könige und macht ihn der Unsterblichkeit werth. Er wollte den Vertrag erfüllen, den man einige Tage nach der Schlacht von Jena unterzeichnet hatte, allein sein Gegner glaubte die eingetretenen günstigen Umstände benutzen zu müssen, um noch größere Vortheile zu erringen. Diese Nichterfüllung eines Vertrages hat den Saamen zu neuen Kriegen ausgestreuet und Ruhe und Friede

kehren in Europa nicht eher zurück, als bis ein politisches Gleichgewicht der Macht wieder hergestellt ist. Eine allzugroße Macht bedrohet alle Staaten; keiner wähnt sich sicher, so lange das Uebergewicht derselben fortdauert. Alle schweben in steter Besorgniß, und da es niemand aufrichtig meint, und jeder den Andern eifersüchtig bewacht, so bricht ein Krieg nach dem Andern aus, bis die Freiheit der Nationen und die Unabhängigkeit der Staaten wieder geachtet werden.

Die Schlacht von Eylau war glücklich für die Preußen und Russen ausgefallen, der Sieg aber wurde nicht bloß nicht benutzt, sondern es wurden sogar alle Vortheile wieder aufgeopfert, die man errungen hatte. Die Armeen hatten sich durch ihre Tapferkeit achten gelernt. Napoleon bot nun dem Könige von Preußen dreimal den Frieden, und zwar unter den vortheilhaftesten Bedingungen an; bloß in Westphalen und Franken sollten einige geringe Abtretungen Statt finden; aber der König wollte sein Wort halten. Nicht allein für sich, sondern auch für Rußland wollte er Frieden schließen. Er war mit Rußland durch Verträge verbunden, die ihm nicht gestatteten, einseitige Traktaten abzuschließen. Er hielt es daher unter der Würde eines ehrlichen Mannes, etwas zu thun, was gegen Treue und Glauben war. Der russische Monarch hatte ihm versprochen, daß er kein Dorf verlieren solle, und daß er keinen andern als einen für Preußen

ehrenvollen Frieden schließen wolle. Fürstenwort muß noch heiliger geachtet werden, weil es im Namen der Nationen geschiehet, die sie regieren und die durch jede Treulosigkeit bei der Nachwelt gebrandmarkt werden, als das Wort eines Privatmannes. Ehrlichkeit ist die beste Politik; auf Gerechtigkeit und Tugend ist im Weltlaufe gerechnet; jeder Treulosigkeit folgt die Strafe auf dem Fuße nach, weil sie gegen alle göttlichen und menschlichen Einrichtungen verstößt. Groß handelt daher der Regent, der treu und fest an seinem Worte hält. Friedrich Wilhelm steht deshalb mit unsterblichen Ruhme gekrönt bei der Mit- und Nachwelt da. Er erfüllte das, was ihm Pflicht und Ehre geboten, ob er schon durch seinen Alliirten die Hälfte seiner Staaten eingebüßt hat. Es ist besser, unglücklich als treulos zu seyn.

Es giebt aber Menschen, die einen Monarchen, der durch seine Ehrlichkeit unglücklich geworden, einer Treulosigkeit für fähig halten, die sich kaum ein Verworfener erlaubt, und zu einem solchen Verdachte hat Friedrich Wilhelm nicht die geringste Veranlassung gegeben. Sie sagen und wiederholen es ewig, daß, wenn der Krieg für Preußen glücklich ausgefallen wäre, dieses Sachsen in Besitz genommen haben würde. Was für Gründe hat man zu einer solchen niederträchtigen Vermuthung? Keine! War auch die preußische Politik, welche aber nicht den Charakter des Königs ausdrückte, in Verdacht

gerathen, daß sie gern hinterlistig Vortheile sich zueigne, wozu sie kein Recht hatte, so giebt es doch in diesem Falle keine Spur, welche zu dem Glauben verleiten könne, daß der König von Preußen seinem getreuen Bundesgenossen seine Staaten zu rauben willens gewesen sey. Kein teutscher Fürst wagt eine solche schreiende Ungerechtigkeit, weil sie so empört, daß alles darüber in die größte Unruhe gerathen seyn würde. Und war denn Oestreichs Macht so ganz von der Erde verschwunden, daß man glauben konnte, es werde etwas zugeben, was für sein Staats- und Familieninteresse nachtheilig gewesen wäre? Wer sind aber die, welche diese schändliche Vermuthung ausstreuen, nähren und unterhalten? Es sind Leute, welche entweder ihre Pflicht nicht gethan haben, oder die Andern keinen Funken von Ehrlichkeit zutrauen, weil sie selbst auf Ehre und Rechtlichkeit nichts halten. Das Gerücht von einer Besitznahme Sachsens durch Preußen entstand gleich nach der Schlacht bei Jena, wo die Gemüther erbittert waren und wo jeder die Schuld des Unglücks von sich abwälzte und auf den Andern schob. Damals verbreiteten die Heimkehrenden ein Gerücht, das die Männer, welche um den König von Preußen gewesen sind, für völlig grundlos erklären. Wenn die braven Sachsen unter Hohenlohe nicht so behandelt worden sind, wie sie es verdienten, so lag dies an den Umständen und an der Ungeschicklichkeit und Habgier einiger

Commissarien, aber weder an dem Willen der Befehlenden, noch weniger an der Absicht des Königs, der die Sachsen schätzte und achtete, und der, wenn die Schlacht glücklich ausgefallen wäre, seine Verehrung gegen sie ihnen durch die That bewiesen haben würde. Man höre also auf, einen edlen Mann zu verläumden, in dessen Seele nie der Gedanke an eine solche frevelhafte Handlung gekommen ist, als man ihm zumuthet! Verläumden ist ein ehrloses Handwerk und einem Regenten, der durch seine Ehrlichkeit unglücklich ist, eine niederträchtige That ansinnen, heißt die Tugend zu einem Mährchen, die Achtung gegen die Menschheit zu einem alten Weibergeklatsch machen. Wer selbst ein böses Gewissen hat, der traut dem Andern nichts Gutes zu; er leihet Andern, die er nicht versteht, seine Gesinnung und Denkart und hält alle Menschen für Schurken, weil er selbst ein Sch—— ist.

Der König von Preußen hat sich weder gedemüthigt, noch weggeworfen, sondern hat mit Resignation ertragen, was der allein Gelassene nicht vermeiden konnte. Was Andere Unedles und Frevelhaftes begangen haben, dafür hat der Unschuldige gebüßt.

Ueber die Verläumder der teutschen Nation.

Die Teutschen sind in Sprache und Sitten einig und eine funfzehnjährige Schmach hatte an ihrer politischen Vereinigung gearbeitet, und doch war sie nicht erfolgt. Mißtrauen und Argwohn, Eifersucht und Mißgunst herrschten zwischen allen Staaten und jeder freuete sich insgeheim, wenn dem Andern ein Unfall wiederfuhr. Daß Teutsche gegen Teutsche gefochten haben — ein brudermörderischer Krieg — dies unterhielt einen heimlichen Grimm und söhnte nie das völlig aus, was sich im Kampfe entzweiet hatte. Die Politik that nun alles Mögliche, diese Entzweiung und Trennung zu unterhalten; jeder Staat glaubte bloß für seine Sicherheit sorgen zu müssen, und sah nicht, daß ein Geist heranstürmte, der, die Uneinigkeit und den Kaltsinn der Teutschen gegen einander benutzend, sie sämmtlich verschlingen würde.

Die Politik hatte den Stoff zu den Verläumdungen der eigenen Nation vorbereitet, und das Unglück, das über Preußen hereinbrach, brachte die zügellosesste Schmähsucht zum Ausbruch. Es ist das empörendste Schauspiel, daß der Nationale den Nationalen bei dem allgemeinen Unglücke des Vaterlandes, ja bei dem Untergange der

politischen Existenz der Nation schmähete, verläumdete und mit Vorwürfen überhäufte. Die schmähligen Uebergaben der Festungen Magdeburg, Küstrin und Stettin erfüllten die ganze Nation mit Unwillen, und nun glaubte sich die Schmähsucht alles erlauben zu dürfen. Gegen moralisch Gebrandmarkte kennt der Unwille keine Schranken, allein was der Nichtswürdige verdient, das darf nicht das Vaterland büßen. Das Letztere aber hat sich in Teutschland ereignet; diese Schmach hat man dem teutschen Charakter angethan und dadurch das Unglück noch durch die Schande vermehrt.

Keine Nation hat je so etwas gethan, als wir uns haben zu Schulden kommen lassen. Während der Krieg noch fortdauerte, haben schmähsüchtige Schriftsteller der Nation allen Muth und alle Ehre geraubt. Und diese blieb ruhig bei dem Frevel, den man gegen sie verübte, kaufte und las vertraute Briefe und Feuerbrände und ergötzte sich an der eigenen Schande, und wie der Schande das Unglück auf dem Fuße nachfolgt, so sind wir jetzt in einen Zustand gerathen, der noch unseliger und schimpflicher als der ist, in welchen uns der Feind gesetzt hatte. Wir haben weder Zutrauen noch Hoffnung; das Herz ist gegen das Gute kalt geworden; der Muth ist verschwunden; Alles fühlt sich gelähmt, und die Kälte des Egoismus hat das teutsche Volk zu hartherzigen und stumpfsinnigen müßiggängerischen Zuschauern gemacht.

Das Gute macht sich nicht selbst, der Wille und die Kraft muß es hervorbringen. Als die Franzosen in den ersten Jahren des Revolutionskrieges unglücklich waren, machten sie die Unfälle des Krieges nicht muthlos; noch weniger hatten sie die Tollheit, ihre eigene Nation zu schmähen; sie einigten sich, waren in Rücksicht der äußern Feinde größtentheils ein Herz und ein Sinn und ihr Vaterland war gerettet. Nicht so die Teutschen. Diese lasen und schrieben kaum etwas Anderes als Schmähschriften auf sich, und jede Schandthat, die begangen worden war, mußte sogleich ans Licht gezogen und mit geflügelter Eile verbreitet werden. Verächtlich wurden wir dadurch uns selbst und das Ausland mußte uns noch mehr verachten. Man benutzte diesen schädlichen Geist, welchen die Schmähschriften erregten und verbreiteten, und daher rührt das Schicksal, das uns betroffen hat. Wenn nichts als Dummköpfe und Verblendete an der Spitze standen, wie man behauptet, wer war denn Schuld daran, daß Männer ohne Talente, ohne Kenntnisse, ohne Energie und Kühnheit die höchsten Posten bestiegen und behaupteten? Waren wir es nicht selbst? Warum erhoben wir nicht früher die Stimme gegen das Unrecht, das man der Nation anthat, und gegen die Schmach, die man uns vorbereitete? Aber mehr als sonderbar ist es, daß gerade der größte Verläumder der Teutschen ein Speichellecker der Großen war, die er nachher mit Vorwürfen und

Lästerungen überhäufte. Waren wir dem Kampfe, den man beginnen wollte, nicht gewachsen, und waren uns die Franzosen an Einsicht, Muth und Geschicklichkeit weit überlegen, wie man uns nunmehr weiß machen will, so mußte der Kampf, selbst mit Aufopferungen, vermieden werden. Patriotische und einsichtsvolle Männer mußten sich — dieß gebot ihnen Ehre und Pflicht — zu dem Könige von Preußen drängen und ihn entweder zu einer Aenderung seines Entschlusses zu bewegen suchen, oder sie mußten ihn dahin bringen, daß andere Männer an die Spitze gestellt wurden, welche den Zeitereignissen gewachsen waren und Muth und Einsicht genug besaßen, alles zu wagen, um alles zu gewinnen. Keine Nation ist verloren, die bei Selbstvertrauen alles wagt und sich auf das Talent verläßt.

Was war aber die Ursache, daß Teutsche sich und ihre Nation brandmarkten, während sie mit Unglück überhäuft wurde? Nicht die Schreibelust, nicht die Gewinnsucht, nicht die Schadenfreude waren Schuld an diesen Verläumdungen, sondern der Unwille über das ohne Kopf und Talente herbeigeführte Unglück und der gänzliche Mangel an Achtung gegen Nationalehre. Leute, die im Schlamme der Sinnlichkeit jedes Gefühl von Ehre ausgetilgt haben, fühlen auch nicht einen Funken von Patriotismus und können ihn nicht fühlen. Ihr Herz ist arm an großherzigen Gefühlen, wie ihr Kopf leer an erhabenen

Ideen. Und diese Menschen, gerade die schlechtesten Produkte der Zeit und die Repräsentanten der verdorbensten Gesellschaften, an denen in keinem Lande, in keiner großen Stadt und bei keiner Nation ein Mangel ist, traten auf als Zeiterklärer und schilderten den Geist der Zeit eben so häßlich als sie selbst sind. Der große Haufe glaubte ihnen, er fand Vergnügen an gestürzter Größe und wurde dadurch eben so verschlechtert, als seine Belehrer waren. Die edlen Männer schwiegen, weil sie nicht schreiben wollten oder konnten. Die ganze Wahrheit zu sagen war gefährlich, und wer ist so ohne Verbindung in der Welt, daß er alles sagen könnte, was er weiß oder zu sagen wünscht, zumal in Tagen, wo man den Meinungen eifriger nachstellt, als den wilden Thieren? Sie glaubten, daß, wenn die Menschen sich selbst nur noch etwas achteten, sie endlich selbst zu der Einsicht kommen würden, daß Verläumdungen sagen und anhören zwei gleich ehrlose Beschäftigungen seyn. Ermannt sich daher die Nation und fängt an auf sich etwas zu halten, so wird sie aus dem Unglücke, das sie betroffen hat, endlich doch noch mit Glück und Ehren gekrönt heraus gehen können.

Patriotiſcher Sinn vieler Preußen.

Wer in großen Criſen ſeinem Vaterlande nicht beiſteht, der brandmarkt ſich durch eine engherzige und feigt Denkart. Thätiger Patriotismus iſt Pflicht, und kein Mann von Kopf und Ehre wagt ſich nur einen Augenblick über das hinaus zu ſetzen, was das Ehrwürdigſte und Heiligſte im Menſchen iſt.

Viele junge Männer wanderten im Winter von 1806 auf 1807 aus den weſtlichen preußiſchen Provinzen, giengen durch die öſtreichiſchen Staaten und kamen mit den größten Mühen und Gefahren bei der preußiſchen Armee in Preußen an. Studirende ſetzten einſtweilen das Studium bei Seite, Handlungsdiener, die ſich ſehr gut ſtanden, gaben ihre Stellen auf und mehrere andere junge Männer verließen ihre bequeme Lage, um ſie mit den Gefahren des Krieges zu vertauſchen. Sie hielten es für ehrlos, länger unthätig zu ſeyn, da ihr Vaterland unterjocht war. Sie wollten zur Befreiung deſſelben mit arbeiten und ſcheueten keine Anſtrengung, welche zu dieſem Ziele zu führen ſchien. Freilich iſt es noch zu früh, ſolche Männer zu nennen, weil man nicht weiß, ob nicht etwa ein Mißbrauch davon gemacht wird, aber es iſt Pflicht, den Patriotismus zu

rühmen, durch den sich viele sehr gebildete junge Leute ausgezeichnet haben. Sie thaten zwar bloß ihre Pflicht, aber giebt es etwas Rühmlicheres und Ehrwürdigeres, als die Erfüllung dessen, was die Pflicht und die Ehre gebietet? Der Mensch entehrt sich selbst, wenn er die Pflicht je aus den Augen setzt, und der König von Preußen war es werth, daß man ihm mit Leib und Leben beistand. Er wollte nicht bloß das Wohl seines Volkes, sondern that auch mehr für dasselbe als viele Regenten, die man oft himmelhoch erhebt, ob sie schon nichts weiter thun, als daß sie alles beim Alten lassen.

Was der Patriotismus zu thun im Stande ist, das mag folgendes Beispiel lehren. Der Sohn eines Apothekers in E. trat kurz vor dem Ausbruche des Krieges in preußische Militairdienste, weil er es für Pflicht hielt, seinem Vaterlande mit den Waffen in der Hand beizustehen. Er hatte das Unglück, gefangen zu werden, und kam auf seiner Gefangenschaft an einen Ort, wo sich ein Freund seines Vaters aufhielt. Dieser gieng mit ihm zu dem französischen Commandanten und verschaffte ihm seine gänzliche Freiheit. Der Entlassene wanderte nunmehro nach Hause; kaum hatte er aber hier einige Tage ausgeruhet, so gieng er durch Böhmen mitten im Winter bei der abscheulichsten Witterung nach Preußen, um seinem Könige von neuem zu dienen.

Viele edle Männer, deren Wohnörter nicht genannt werden dürfen, haben junge Leute mit Geld unterstützt, damit sie im Stande waren, ihre Reise zur preußischen Armee fortzusetzen. Mehrere preußische Officiere, die durch kein Ehrenwort gebunden waren, nicht zu dienen, und gemeine Soldaten erhielten von patriotisch gesinnten Männern bedeutende Geschenke an Geld, damit sie den weiten Weg nach Preußen durch mancherlei Umwege zu machen im Stande waren.

Der Enthusiasmus für das Vaterland und den König würde sich in einem noch glänzendern Lichte gezeigt haben, wenn der Sieg bei preußisch Eylau benutzt worden wäre. Der Muth wächst mit dem Glück, und dem Vertrauen entspricht Vertrauen. Hätte man durch Proklamationen zum Volke gesprochen, hätte man es durch Worte gelehrt und durch Thaten bewiesen, was der Mensch zu thun im Stande sey, so würde noch weit mehr geschehen seyn. Der Mensch will jetzt nicht mehr als Maschine behandelt seyn; er fühlt sich durch eine solche Behandlung eben so sehr empört, als erniedrigt. Vieles konnte man ausrichten, wenn man sich voll Vertrauen und mit Zuversicht an die Edelsten im Volke gewandt hätte. Die Noth einigt, was glückliche Zeiten trennen, und durch vereinigte Kraft waren große Dinge zu bewirken.

Diesen regen Enthusiasmus haben nachmals Schmähschriften geschwächt. Alles, was gethan wurde, gab

man für das Werk der Dummheit, Einfalt, Feigheit und Jämmerlichkeit aus, und wer jetzt seinen patriotischen Sinn laut werden ließ, der war in Gefahr, lächerlich gemacht zu werden, weil man ihn für einen Einfaltspinsel hielt, der der Stupidität und dem Adelsvorurtheile seinen Beistand leihen wolle. Allein das Vaterland war zu retten, und wenn nicht Männer von Kopf dem Könige beistanden, so konnten auch keine entschlossenen und einsichtsvollen Männer an die Spitze kommen. Die Zeit reift die Talente, und nichts wird auf eine andere Art groß, als durch die Feuerprobe der Gefahr. Wenn Alle die Hände in den Schooß legen, so wird freilich die Nation so erbärmlich, als man sie ausgiebt.

Ueber stehende Heere, wie sie bis jetzt beschaffen waren, mit vorzüglicher Hinsicht auf das preußische Militair.

Von einem ehemaligen preußischen Officier.

Jede Einrichtung, jede Anstalt, die in einem Staate zu einem gewissen Zweck gemacht ist, muß diesem Zwecke entsprechen, oder sie taugt nicht.

Stehende Heere werden deshalb gehalten, um den Staat gegen jeden äußern Feind zu sichern und innere

Ruhe und Ordnung zu erhalten und das Eigenthum eines jeden Staatsbürgers zu schützen. Halten sie nun also nicht jeden feindlichen Einfall von den Gränzen ab, oder lassen sie Räuberbanden oder Empörungen im Innern entstehen, so taugen sie nicht.

Dieser Satz ist logisch richtig; indessen doch nicht so allgemein ohne alle Rücksicht anwendbar, daß man ihn bis auf den innern Werth der, eine Armee zusammensetzenden Individuen ausdehnen könnte. Eine Maschine kann ganz vollkommen gut seyn, und doch in ungeschickten Händen, oder bei verkehrtem Gebrauch nichts leisten. Also kann auch die beste Armee als nichtstaugend erscheinen, wenn sie zweckwidrig gebraucht und angeführt wird, und wenn ihre ganze durch altes Herkommen herbei geführte Verfassung gegen die wahre Bestimmung wirkt.

≠ Das ehemalige preußische Militair, das jetzt von der ganzen Welt so scharf und meist ohne alle Rücksicht so bitter beurtheilt wird, kann zwar, nach obigem Grundsatz, die Anschuldigung der Nichttauglichkeit keinesweges Lügen strafen; denn es hat, als es darauf ankam, den Hauptzweck, für den es eigentlich da war, zu erfüllen, beinahe nichts geleistet, und die großen Erwartungen, mit welchen sein Staat und ganz Europa die Augen auf dasselbe gerichtet hatten, auch nicht auf die entfernteste Art gerechtfertiget. Allein seine veraltete Verfassung, und die Art, wie es in Friedenszeiten

behandelt und im Kriege geführt wurde, gereichen ihm zur großen Entschuldigung.

Große stehende Heere, wie wir sie bisher hatten, entsprechen schon von Haus aus ihrem Zweck nicht, und können schon deshalb ihre eigentliche Bestimmung, die Vaterlandsvertheidigung, nie vollkommen erfüllen, weil sie im Frieden bald anfangen, eine ganz entbürgerte Klasse zu bilden, es ihnen also auch im glücklichsten Fall doch wenigstens gleichgültig wird, wie es ihren Mitbürgern ergeht. Ein großes stehendes Heer, in langem Frieden, ist ein Widerspruch gegen Erfahrung, gegen richtige Schlußfolge von Ursache auf Wirkung, und gegen Kenntniß des menschlichen Herzens, Treibens und Werdens; denn man kann einen Haufen Menschen im Frieden wohl ohngefähr das Aeußere des Kriegshandwerks lehren und ihm einige abstrakte Regeln zur dereinstigen Anwendung geben; aber nie die eigentlichen Kunstgriffe eigen machen, nie das Innere, nie den Geist dazu erschaffen und bilden. Das Kriegführen hat das mit dem Ackerbau gemein, daß es sich nur praktisch vollkommen erlernen läßt. Es können wohl Lehrer in städtischen Hörsälen sehr überzeugend über alle Regeln des Ackerbaues dociren; es ist aber hundert gegen eins zu wetten, daß diese Herren, wenn sie auf den Acker selbst kommen, und das Wie? und Wenn? entscheiden sollen, von jedem tüchtigen Ackerknecht ausgelacht werden. — So auch hier: der gründlichste Lehrer der Kriegskunst,

der größte Exerziermeister in Friedenszeiten, verliert gemeiniglich am ersten den Kopf, und handelt am verkehrtesten, wenn es Ernst wird. — Und man mag sagen, was man will: es ist ein großer Unterschied, ob man auf dem abgemeßnen schnurgleichen Exerzierplatze seine Esquadron, Bataillon u. s. w. vor gaffenden Zuschauern einige Schwenkungen und Aufmärsche machen läßt, oder zwischen Berg und Thal, blinkenden Säbeln und Kartätschenfeuer gegenüber handeln soll. — Schon das Terrain macht beide Fälle so unähnlich, daß sie vernünftiger Weise gar nicht zusammen zu vergleichen sind, — und nun die pochenden Herzen — die Unbekanntschaft mit des Feindes Disposition, — das Dünnewerden der Reihen u. s. w. dazu!!! —

Ferner haben große stehende Heere das Uebel, daß sie in physischer, moralischer und ökonomischer Hinsicht, eine ungeheure Last für den Staat sind. Sollen sie den wahren militairischen Geist behalten, so müssen sie so viel als möglich im Kriege leben, und in den kurzen Zeiten des Friedens ganz vorzüglich geehrt, besoldet und gekleidet werden. Dann sind sie aber eine Geißel für das Land, werden übermüthig, foppen und drücken die Einwohner, und verbreiten böse Sitten und Immoralität. Und welcher Staat in der Welt wäre auch wohl im Stande, dies nach den bisherigen Vorfällen, aus eigenen Mitteln und Bevölkerung auszuführen?! und heut zu Tage werden ja auch die Kriege nicht mehr

zehn Jahre lang; vielleicht wegen der Abtretung einer Vestung ꝛc., wie sonst geführt; wo soll also immer eine günstige Gelegenheit zum Kriege herkommen? Es ist demnach eine natürliche Folge des Ganges aller Dinge, daß ein großes stehendes Heer, wenn es auch eine Zeitlang herumgeschlagen, und in fremden Ländern Menschenrechte mit Füßen getreten hat, doch immer von Zeit zu Zeit eine lange Epoche Frieden haben muß; daß dann der Staat nicht im Stande ist, es so zu belohnen, zu unterhalten, zu üben, besonders aber zu beschäftigen, wie es die Unterhaltung des kriegerischen Geistes erfodert; dieser geht alsdann in Spielereien, Putz, Mängeln, Stupidität und schmuzigem Behelfe verloren; und endlich nach zwanzigjährigem Frieden statt der aus dem Felde zurückkehrenden Ehrenmänner nichts als Plusmacher, Taschenspieler, Bettler und Taugenichtse übrig bleiben, die weder von ihren Vorgesetzten, noch von ihren Mitbürgern, noch von sich selbst geachtet werden, und deren Niederträchtigkeit und Immoralität nach dem Verhältniß wächst, als die Masse groß ist. Denn je größer die Armee ist, desto mehr Rekruten muß sie haben. Die Bevölkerung des Staats reicht dann bei jetzigen Grundsätzen nicht zu; man muß also allerhand liederliches Gesindel aus der Fremde nehmen, welches alle mögliche Laster mitbringt, und das Ganze unzuverlässig macht. Die Inländer müssen zeitlebens dienen, und von der Bevölkerung des Staats selbst werden dadurch die

brauchbarsten Hände dem Ackerbau und dem Gewerbe entzogen und auf ewig dem Müßiggange und der Sclaverei geweiht.

„Es muß also durchaus bei einem großen stehenden Heere in langen friedlichen Verhältnissen nach und nach alles verschwinden, was Energie, Patriotismus und Ehrgefühl heißt.

„Betrachten wir einmal das Schicksal der Soldaten der meisten stehenden Heere und deren Behandlung etwas näher, und wir werden finden, daß der Billigkeit nach wahrhaftig nicht viel von ihnen zu verlangen ist.

„Der schätzbarste Theil derselben, die eigentlichen Vaterlandsvertheidiger, werden mit Gewalt zu ihren Fahnen geschleppt. Weder das Bitten des Vaters noch das Jammern der Mutter kann davon befreien. Ihre verstörten Gesichter, ihr niedergeschlagenes an Verzweiflung gränzendes Benehmen, wenn sie in die Thore ihres künftigen, meist lebenslänglichen Kerkers eingeführt werden, beweisen, für welch großes Unglück sie dies halten, wie tief sie es fühlen. — Sie suchen sich ihrem Schicksale um jeden Preis, unter jedem Vorwand, oft durch Verstümmelung ihres Körpers zu entziehn. Auch haben sie nicht ganz Unrecht; denn man kann sich nichts traurigeres denken, als das Leben eines teutschen gemeinen Soldaten in der Garnison. — — Der Neger in den westindischen Zuckerplantagen wird als Vieh behandelt, gequält, geschlagen und gefoltert, wenn er nicht seine

Arbeit thut. Es iſt alſo ein Zweck, ein Nutzen, ſowohl für den Plantagenbeſitzer, als auch für das Ganze dabei. — Hier aber geſchieht dies alles, verhältnißmäßig in eben ſo hohem Grade, meiſtens ohne allen Zweck und Nutzen, um Dinge, die dem Nichtſoldaten gar nicht als ſtrafbar vorkommen können, und die bei einiger Achtung der Menſchenrechte auch gar nicht geſtraft werden ſollten. Für die Erhaltung des Lebens und der Geſundheit wird beinahe gar nicht geſorgt. Die Kleidung iſt zwecklos, weder gegen Froſt noch gegen Näſſe ſchützend, und von den ſchlechteſten Beſtandtheilen; und der Sold ſo gering, daß, nach Abzug des nöthigen Aufwandes zu Putz und Reinlichkeit, oft nicht ſo viel übrig bleibt, daß der Soldat das trockne Brod dafür anſchaffen kann, was er nothdürftig zu ſeinem Lebensunterhalt braucht. War er bei dem Bürger einquartirt; ſo behandelte ihn dieſer höchſtens als ein geduldetes aber unnützes Hausthier, gab ihm eine undichte Dachkammer zur Wohnung, einen Strohſack zum Lager, und nur höchſtens dann eine magere Mahlzeit, wenn er ſich den niedrigſten, oft ſchmuzigſten Arbeiten oder Dienſtleiſtungen unterzog. Statt ſie mit Sanftmuth zu unterrichten, ſtatt ſie zweckmäßig in alle dem zu üben, was ſie wirklich gegen den Feind zu thun haben, ſtatt ſie das Terrain benutzen und Vortheile ergreifen zu lehren, um den Feind zu ereilen, zu überliſten u. ſ. w., dreſſirte man ſie par Force zu unnützen Spielereien mit

dem Gewehr, ließ sie oft Tage lang mit widersinniger Verdrehung des Körpers in Sandwüsten herumtreiben, und Evolutionen machen, die sie selbst als unzweckmäßig anerkennen und wobei sie die Ueberzeugung haben mußten, daß es sich doch im Ernste nicht machen lasse.

»Wo, frag' ich nun, wo ist hierbei etwas, das zu wahrer Kenntniß des Handwerks in seiner ernsten Anwendung führt? — Wo etwas, was Muth, Tapferkeit und Vaterlandsliebe hervorbringen kann? — — Es wird den Soldaten auch gar nicht einmal gesagt, daß sie diese haben sollen; sondern alles, was um, neben und über ihnen ist, muß sie überzeugen, daß ihr Loos und ihre eigentliche Bestimmung nichts ist, als sich quälen und hudeln zu lassen, alle drei Tage auf die Wache zu ziehen, und — zu hungern!!! — Ihre Aussicht ist — der Bettelstab!

»Was soll nun, frag' ich weiter, auch der bravste talentvollste Officier, mit solch einer Masse, die der Natur der Sache nach gar keinen Muth und Energie haben kann, anfangen? welche Mittel soll er anwenden, um sie mit festem Muth eine Kartätschen speiende Batterei stürmen zu lassen? — Ich weiß keins. — Vielleicht Zureden, Anfeuern? Dafür haben aber dergleichen niedrig denkende Menschen, besonders in dergleichen Augenblicken, kein Gefühl; und der Officier, der dies versuchen wollte, würde sich auch ohne allen Nutzen lächerlich machen, da er sonst nie anders als in

Schimpfreden und von Hauen und Todtschlagen mit ihnen gesprochen hat, und nun mit einem Male per Camerade, vom König und Vaterland, vielleicht gar von Ehre und Ruhm mit ihnen sprechen wollte. — Der Stock? o ja, der hilft, so lange sich kein größer körperliches Uebel dagegen stellt; allein, der Negersclave läßt sich lieber den Rücken blutig schlagen, als daß er sein Leben wagt. Eine Heerde Vieh läßt sich treiben, aber nicht ins Feuer. Sie kehrt sich eher gegen ihre Treiber; denn diese haben nur Peitschen und Stöcke, dort aber brennts. — —

Was ferner die einzelnen Mitglieder der preußischen Armee von jenen Vorwürfen frei spricht, das ist die ganze preußische Staatsverfassung und besonders das daselbst obwaltende Finanzsystem. Seit Preußens Regenten Könige sind, hielt man es für eine politische Nothwendigkeit, eine große Armee und einen großen Schatz zu haben. Seit der Zeit wurde alles auf das Aeußerste hervorgesucht, um immer mehr Soldaten zu haben, und immer mehr Geld einzunehmen. So drükkend dies nun oft für die Unterthanen, so nachtheilig es auch für die mittelbaren Geldquellen, namentlich für den Handel, wurde, so hielt man es doch für eine absolute Bedingung der Erhaltung des preußischen Throns, und alles mußte sich darein fügen. Auch der große Friedrich richtete sein Hauptaugenmerk darauf; und nun calculirte alles, vom Minister bis zum Schreiber,

wo noch etwas heraus zu pressen, wo noch etwas zu ersparen sey. Hieraus entstand nach und nach, in allen Zweigen der Administration, ein knauseriges System der Ersparung und Plusmacherei, das die übrigens treffliche preußische Staatsverfassung verhaßt machte. Die übelste Folge davon aber war, daß alle Staatsdiener zuletzt anfingen dies System zu ihrem Privatinteresse zu benutzen. Die Besoldungen blieben auf dem alten Etat; die Preise der Bedürfnisse stiegen um das Doppelte (meist Dreifache); der Luxus in dem nämlichen Verhältnisse; der Staatsdiener hatte durch die eingeschlichne Pedanterie und Kleinigkeitskrämerei viel Arbeit, und konnte durchaus von seinem Gehalt nicht mehr leben. Er fing also an, auch für sich etwas Plus zu machen, auch seine häusliche Noth durch Knausereien in seinem unterhabenden Departement, so groß und so klein es auch war, zu beseitigen. Dies wurde im ganzen preußischen Staat so Sitte, daß man es als eine bekannte Sache, ein nothwendiges Uebel betrachtete; und ich erbiete mich, jeden Staatsdiener des Meineyds zu überführen, wenn er schwört, daß er nie Nefas gemacht und immer nur von seinem Gehalte gelebt habe. Ja es ging so weit, daß, wenn eine Stelle vacant wurde, diejenigen, die sich darum bewarben, immer mehr nach den Emolumenten, als nach dem Gehalt fragten.

Auch das Militair wurde von diesem Uebel angesteckt, und man glaubt nicht, was für Mittel angewandt

wurden, um die Cassen der Compagniechefs *) zu füllen. Montirung, Hemden, Schuhe des Soldaten, alles wurde beknappt; und wenn derselbe sich irgend auf eine Art nähren konnte, und nach der Revüe nicht schnell mit Urlaubnehmen bei der Hand war, so konnte er, bei manchen Compagnien, gewiß auf eben so viel unverschuldete als verschuldete Schläge und Chikanen aller rechnen. Dies waren bekannte Sachen, und wenn ein Fremder fragte: was bringt wohl eine Compagnie ein? so schämte sich auch ein General nicht, eine Summe zu nennen, die den rechtmäßigen Ertrag um das Duplum überstieg. Es wurde darauf geheirathet; der Lieutenant vertröstete sein Mädchen auf die Compagnie; und auch ein widerlicher Capitain fand nach der Uebernahme der Compagnie so gut eine Frau Hauptmannin (die sich dann freilich entschließen mußte, Commißhemden zu nähen ꝛc.), als der Pfarrer nach der Einführung eine Frau Pastorin.

Das ganze Dichten und Trachten der preußischen Officiers (die ganz jungen ausgenommen, die aber auch in gar keine Conföderation kamen, und als unfähig zu jedem ökonomischen Dienstgeschäft betrachtet wurden) und der vorzüglichsten Unterofficiers, war also eigentlich

*) Die armen Lieutenants gingen leer aus, weil sie durchaus keine Gelegenheit hatten. Daher ihr Schuldenmachen, daher ihr Spielen ꝛc., daher aber auch die größere Honnetetät, mit allem was dazu gehört, unter den Subalternen.

weiter nichts als Plusmacherei. Sobald ein Lieutenant aus den Brausejahren heraus war, und anfieng im Ernste an die Compagnie zu denken, begann er auch seine kleinen Debauchen geheimer zu treiben, sich öffentlich aber als einen sehr strengen, besonders spekulirenden Haushälter zu zeigen. Er machte nun den ersten Anfang an seinem eignen Anzuge: von den Huthtressen wurde etwas abgekürzt, die Westen und Rockfutter verfälscht, der Schneider auf das strengste controllirt, daß er alles aufs genauste suche, auch wohl unterrichtet, wo hie und da noch etwas abzuknappen sey. Die ersparten und alten Tressen, Stickereien und Portepees wurden eigenhändig ausgebrannt ꝛc. Hierauf folgten allerhand kleine Handelsverbindungen mit jüngern Cameraden. Kleidungsstücke, Meubeln, Uhr ꝛc. Alles konnte benutzt werden, wurde auch wieder abgelassen, wenn jemand eine Gefälligkeit damit geschah. So gieng das immer weiter, bis es endlich zu Wechselgeschäften kam, wobei man es auch manchmal mit der Möglichkeit des Wiederbezahlens nicht so genau nahm, wenn der etwanige Unterhändler nur ein gehöriges Unterpfand lieferte. Einen solchen Mann, der nun schon durch ausstehende Wechsel, oder sonst dergleichen, seine Solidität gehörig dargethan hatte, ließ nun auch jeder Capitain in seinen Compagnie-Haushalt eingreifen. — Denn wer die Kunst versteht, der verräth den Meisternicht — er schaffe nun vielleicht wohlfeile Ausländer, oder, bei der Cavallerie,

wohlfeile Fourage, ließ contrebande Leinwand zu Commishemden kommen, die einige Pfennige wohlfeiler als die Einheimische war, fabricirte Freiwächter u. s. w. — Nun wurde er als ein tüchtiger Officier anerkannt, und bei der nächsten Gelegenheit bat sich ihn ein Stabsofficier zum Commandeur seiner Compagnie aus, oder er wurde Adjutant!!! — Giengs auch hier gut, so bekam er hierauf die Leibcompagnie zu commandiren, und nun stand seinem Glücke nichts mehr im Wege! Notabene, wenn er beim Rechnungsschluß immer brav ablieferte: denn alle Conduitenlisten waren nun vom Lobe dieses Officiers voll; jedem Inspekteur wurde er als ein ausserordentliches Subjekt rekommandirt; ja, man hatte sogar oft die (ich will es mit dem schönsten Namen belegen) Dreustigkeit, diesen Mann, trotz seiner Beschränktheit in jeder Art, als einen brauchbaren Mann in die Suite des Königs zu empfehlen. War irgend (was freilich, Gott sey Dank, nicht sehr oft der Fall war) ein Sprung im Avancement zu machen, so machte ihn gewiß der Commandeur der Leibcompagnie; war ein Orden zu vergeben, so erhielt er ihn; war irgend eine Zulage, eine Gnade des Königs zu erbetteln, so geschah es (des eignen unbeschadet) sicher zum Vortheil dieses Mannes. — — Es war nicht wahrscheinlich, daß dergleichen Leute hohe Intelligenz haben konnten; denn sonst würden sie sich nicht trotz des davon zu hoffenden Vortheils zu solchen Erbärmlichkeiten herabgelassen haben.

Sie komten keinen wahren Muth, Energie und Vaterlandsliebe besitzen; denn wer auf Pfennige knausern kann, der hat keinen Sinn fürs Erhabene. Ihre Herzen waren zusammengeschrumpft in der Plusmacherei und im Calculiren. Sie fürchteten den Krieg, und wenn es auch nur deshalb war, weil er ihre schöne Ordnung, ihr nach ihrer Meinung so schönes System störte. Bravour (das heißt so viel, daß sie nicht davon liefen) hatten zwar die Meisten, weil sie immer noch die geheime Furcht hatten, bei bezeigter Feigheit cassirt zu werden, und die schönen Einnahmen der Compagnie zu verlieren *); aber wenn es Zeit zum Angriff war, wo und wie sie angreifen sollten? davon wußten sie kein Wort. Ihre Kenntnisse erstreckten sich auf Montirungskammer, höchstens auf den Exerzierplatz; aber durchaus nicht weiter. — —

*) Ein auffallendes Beispiel von dergleichen Bravour habe ich einmal selbst gesehen. Eine Esquadron Cavallerie hielt im Canonenfeuer ohne allen Nutzen aus, indem zwischen ihr und dem Feinde Terrain war, das sie nicht passiren konnte. Ein Adjutant, der die Sache richtig übersah, rieth dem Anführer, sich 200 Schritt rechts hinter eine Anhöhe zu ziehen, wo er nicht nur sicher vor allem Feuer wäre, sondern auch weit besser Terrain zum Angriff hätte. Dieser wollte aber durchaus nicht, und als ihm hierauf die übrigen Officiere zuredeten, antwortete er: Meine Herren, Sie verstehen das nicht, ich bin der Aelteste zur Esquadron, und wenn ich mich nun verkrieche, so könnte man mich abhaftern. Diese Art von Bravour kostete der Esquadron 5 tüchtige Reuter und 8 Pferde, und beim Angriff kam sie zu spät.

Und aus dieser Classe Menschen erhielten wir einen grossen Theil unsrer Commandeurs und Chefs; und würden noch mehr, würden sie sämmtlich daraus erhalten haben, wenn das Avancement nach Anciennität nicht noch im Preußischen ein beehrfurchtetes und nur hie und da durchlöchertes Gesetz gewesen wäre *).

---

*) Hier ist die beste Apologie für das Avancement nach Anciennität. Alles schreit: Officiere und Staatsbeamte müssen durchaus nur nach Verdienst befördert werden! O ja! Aber, wenn ich fragen darf, wer soll denn das Verdienst auffinden und beurtheilen? — Der König selbst kann es nicht; denn selbst übermenschlicher Scharfsinn würde nicht hinreichen, alle Subjekte zu Militair- und Civilstellen aus der ganzen Bevölkerung auszusuchen. Die Herren Generals und Ministers sind auch nur Menschen, oft recht schwache Menschen, die sich mitunter gewaltig irren. Auch hat man häufig Beispiele, wie wenig Rücksicht auf Kenntnisse und Beweise von Kraft und Thätigkeit (wenn dies die gepriesenen Verdienste bedeuten soll?) genommen wird, sobald es darauf ankömmt, ein Söhnchen oder einen Herrn Vetter ꝛc. zu placiren. Und endlich, was ist denn nun eigentlich Verdienst? Dies ist eine Frage, die beim Militair wahrhaftig noch nicht erörtert ist. Also war in den bisherigen Verhältnissen beim Avancement nach Anciennität immer noch unter mehrern Uebeln das Kleinste erwählt, und ein mächtiger Damm gegen Cabale, Chicane, Willkühr, Nepotismus und Partheilichkeit. Forthin wird es freilich nicht allein (ich sage allein) mehr zur Richtschnur dienen können; denn es kommt nun mehr auf Geist, Genie und Kenntniß an, statt daß man bisher mehr von Erfahrung und Fertigkeiten erwartete.

= Man denke sich nun solche Männer als siebenzigjährige Greise, mit allem Eigensinn, mit aller Infirmität, Aengstlichkeit, Kleinigkeitskrämerei und Beschränktheit des Geistes, die die unausbleiblichen Begleiter des Alters sind! Man denke sich selbige an der Spitze der Armee, die ihnen blind folgt und folgen muß! Und man wird die Preußen gewiß nicht feig schelten, daß sie von einer in jeder Hinsicht überlegenen Armee, von dem größten General des Zeitalters angeführt, überwunden wurden. Man bedenke, daß sie mit unnützem Gepäck überladen, zu keinem schnellen oder nächtlichen Manöver, zu keiner Benutzung des Terrains, zu keiner schnellen Ergreifung der Gelegenheit, zu keiner Gegenwart des Geistes abgerichtet, daß sie verhungert und in jeder Hinsicht vernachlässigt waren; und — man wird gewiß die vorschnellen Urtheile zurücknehmen.

= Jetzt hat man traurige Erfahrungen gemacht. Die vernünftigen Bewohner Preußens sehen Viele dieser Mängel ein; und wünschen, daß es anders werde! und — es muß anders werden! Dies ist der Wille des Königs, aller rechtlichen Staatsdiener und der ganzen Nation! denn der ist kein rechtschaffener Preuße, der die jetzige Lage nicht fühlt, der aus niedrigem Interesse oder aus Faulheit jede Veränderung fürchtet, welche zu etwas Besserm führen kann. Es muß anders werden, wenn die Preußen nicht forthin die erbärmliche Rolle spielen wollen, welche die Bewohner Griechenlands

nun beinahe anderthalb Jahrtausend spielen. Es muß anders werden, wenn teutscher Muth und teutsche Tapferkeit, die seit Jahrtausenden berühmt waren, nicht forthin zum Gespötte der Nachbarn in Osten und Westen dienen soll. Es muß anders werden, wenn forthin die Einwohner Preußens nicht immer ihre sauererworbenen Vorräthe, ihre Weiber und Töchter, für jeden raschen Feind, dem die Lust ankommt, sie heimzusuchen, parat halten wollen. Und es muß anders werden, wenn je wieder Glück und froher Muth in Preußen existiren soll. Aber Wie? — —

Vor zwanzig Jahren würde vielleicht mancher große Staatsmann geantwortet haben: durch ein großes stehendes Heer! durch eine gefüllte Schatzkammer! und man hätte ihm gewiß lauten Beifall gegeben. Allein er wäre damals und jetzt im Irrthum gewesen, und wir sehen hier abermals die große Regel bestätigt, daß Glück blendet, und Unglück am sichersten zur Wahrheit führt. Alle dergleichen Mittel machen entweder das Uebel ärger, oder sind nur staatskünstlerische und äußerst drückende Palliative. Das Unglück Preußens und aller davon abhängig gewesenen teutschen Provinzen liegt tiefer, als in der Unzulänglichkeit der Armee. Die ganze Nation muß regenerirt, muß gehoben, und mit mehr hohem Muth und wahrer Vaterlandsliebe beseelt werden; sonst ist alles vergeblich! Es ist vielleicht

ein Glück *), daß Preußen jetzt zu sehr niedergebeugt ist, um Vorspiegelungen von eingebildeter Größe, die bloß in Blendwerk bestehen, Gehör geben zu können. Die Schlacken sind vom Unglück abgeschlagen, und es bleibt die einzige zuverläßige Hülfe: der Geist der Nation! Die schönste und größte Armee kann in einem unglücklichen Tage vernichtet werden, der ungeheuerste Schatz verschwinden, eine wohlhabende Nation arm werden; aber der Geist, der wahre Patriotismus bleibt, wie das Gold im Feuer. Und nur auf diesen muß man bauen!

In der Regel sind es nur Revolutionen, die den Geist einer Nation schnell heben. Indessen ist es doch wohl auch, besonders wenn so manche alte Vorurtheile und hinderliche Verfassungen zertrümmert sind, möglich, durch ein weises, auf Kenntniß des menschlichen Herzens und der Geschichte gegründetes Verfahren von oben herab nach und nach die nämlichen Resultate zu bewirken, die jene politischen Fieber, wie mit einem Schlage, hervorbringen. Und dann sind sie gewiß bleibender, zu-

*) Man halte dies ja nicht für Spott; nein, dies ist es wahrhaftig nicht, und wäre auch hier sehr übel angebracht. Es ist meine volle Ueberzeugung: denn es giebt oft unbedeutend scheinende Momente, die den Geist einer Nation heben oder sinken lassen; und ich halte es für den Stein der Weisen in der hohern Staatskunst, diesen Momenten nachzuspüren und sie zu meistern.

verlässiger und wohlthätiger. Es kommt nur darauf an, den Nationalcharakter, die Nationalneigungen und Nationalbedürfnisse zu kennen, und darnach richtig zu calculiren *); so findet sich auch immer Gelegenheit auf den Geist zu wirken. Jedes Volk hat größtentheils einen Punkt, wo sich alle Wünsche vereinigen. Gemeiniglich ist etwas vorhanden, wodurch sich das Volk gedrückt glaubt. Gemeiniglich existiren auch wirklich Dinge in der Verfassung, oder in äußern Verhältnissen, die Handel, Gewerbe, oder Freiheit des Eigenthums beschränken. Sucht eine weise Regierung diese zu beseitigen, oder giebt sie sich auch nur Mühe, sie weniger nachtheilig zu machen; so kann sie auch schon auf die Achtung der Unterthanen rechnen. Zeigt sie es öffentlich, daß sie die drückenden Mängel der Verfassung aufsucht, und daß es ihr Ernst ist, das allgemeine Wohl zu erhöhen, so wird ihr die Liebe der Unterthanen nicht fehlen. Macht sie gar Aufopferungen, um die Freiheit im Handel und in Benutzung des Eigenthums herzustellen; wirft sie

*) Es ist außerordentlich, welche Mißgriffe bei mancher Staatsverwaltung in diesem Punkt gemacht werden. Eine Nation verträgt dasjenige ohne Murren, was eine andre zur Verzweiflung bringen würde. Für Eine paßt ein Gesetz, was bei der Andern ganz lächerlich wird. Polizei, Religion, Sitten, Gewohnheiten, alles ist oft in benachbarten Provinzen verschieden, und es empört nichts mehr, als wenn man alles dieses mit Gewalt nach einem Leisten modeln will.

vielleicht gar ein gehässiges Verwaltungs- und Finanzsystem über den Haufen; o, dann wird gewiß das ganze Volk mit Enthusiasmus von ihr sprechen, und dann ist doch schon einiger Schwung da, wovon man dann von Stufe zu Stufe weiter führen kann. Nur muß man sich hüten, das heilige Feuer nicht in der Geburt zu ersticken.

Wenn ich in einem Lande wohne, wo mein Eigenthum und dessen ganz freie Benutzung vollkommen durch weise Gesetze und Policeianstalten gesichert ist, wo die nöthigen Abgaben auf eine Art gehoben werden, die mich keiner Chicane, keiner Willkühr und keinem partheiischen Druck Preis geben; wo ich keiner lästigen Aufseherei, Aufpasserei ꝛc. über mein Privateigenthum ausgesetzt bin; und wo Recht und Gerechtigkeit schnell und unpartheyisch gehandhabt wird; da denkt und wirkt auch gewiß meine Seele freier, da bekomme ich Muth zu Unternehmungen, da mache ich auch gern Aufopferungen, wenns Noth thut. Ich zittere, wenn ich die Möglichkeit sehe, unter eine andere Regierung zu kommen, und ziehe gern mein Schwerdt, um dies Unglück abzuwenden. So würde ich, und so würde ein Jeder denken, der in der Lage wäre. Mit Stolz würde er auf die Bewohner benachbarter Länder herabsehen, die vielleicht nicht so glücklich wären; und gewiß allen, auch den reizendsten Lockungen das Ohr versagen, welche ihm eine andre Regierung annehmlich machen, oder ihn zu

einer Untreue gegen die Seinige verführen wollten. Das menschliche Herz hat die Eigenheit, daß es alles in der Art zurück giebt, wie es empfängt: Liebe läßt sich nur durch Liebe, Vertrauen durch Vertrauen, wahre Achtung durch Achtung erwerben. Die Regierung also, die sich nicht gleichgültig gegen das Wohl der Unterthanen zeigt, kann auch versichert seyn, daß diese Theil daran nehmen, wenn ihr ein politisches Unglück zustößt. Diejenige, die im Finanzwesen nicht nach den Absichten kalter Rechnungsführer verfährt, sondern Rücksicht darauf nimmt, ob diese oder jene Abgabe auch wirklich nöthig ist, ob sie nicht Störung und Druck veranlaßt, oder der Chicane Thür und Thor öffnet? darf auch nicht befürchten, daß der Besteuerte sich der gewöhnlichen Mittel bedienen werde, sich der Steuer zu entziehen, oder die Behörden zu blenden und zu betrügen. Er würde das vielmehr für schimpflich halten, besonders wenn er den Zweck und die Nothwendigkeit der Steuer selbst einsieht und kennt — wenn man ihn vielleicht gar (wenn auch nur pro Forma) darüber zu Rathe gezogen hat.

= Man denke sich einmal den Fall, daß ein geliebter Fürst unter ein so behandeltes Volk träte und folgende Rede hielte: „Meine Kinder! jener Nachbar hat mich beschimpft; er glaubt, wir seyn Schwächlinge; er fordert die Abtretung einer Provinz, einen Tribut ꝛc. Ich habe alles erschöpft, was Liebe zum Frieden erfinden kann. Seht hier die Beweise, die Aktenstücke unsrer

Unterhandlung; Es bleibt keine Wahl zwiſchen Unterwerfung oder Krieg! — Der letzte Weg iſt gefährlich. Der Feind hat groſſe gröſsere Heere, und gröſsere Hülfsmittel als wir. Wir bedürfen Geld zu Rüſtungen. Wir müſſen ſämmtlich die Waffen ergreifen, wenn wir unſers Siegs gewiß ſeyn wollen. — Jetzt entſcheidet: Krieg oder Frieden?“ Was wird wohl hierauf die Antwort ſeyn? ſicher: Krieg! ſicher würde auch kein Einziger ſich ausſchlieſſen, die Waffen zu ergreifen, und die Opfer zu bringen, die nöthig wären. O es bedarf wahrhaftig keiner ſtehenden Heere, keiner Schatzkammer, um feindliche Unterdrücker von den Gränzen abzuhalten! Es bedarf nur Liebe zu Fürſten und Vaterland, und in der Zeit der Noth wird gewiß alles hinlänglich da ſeyn. Die Teutſchen ſind ein biederes, braves Volk, man muß ſie nur nicht als Sclaven oder unmündige Kinder behandeln. Die Regierungen verſäumen ihren eignen Vortheil, wenn ſie ſich als fremdartige Weſen zeigen, wenn ſie unſre ſchwachen Seiten nicht zu benutzen wiſſen! und — es iſt ſo leicht, ſie aufzufinden, es wird ſo wenig dabei gewagt, wenn man ſie benutzt!

Es iſt ein Erfahrungsſatz, daß jede kriegeriſche Nation, dieſen Charakter nach und nach verliert, wenn das Militair von der Nation abgeſondert wird, wenn die Kriege nicht mehr Nationalkriege, ſondern davon abhängige Demonſtrationen der Kunſt werden; wenn das abgeſonderte Militair nicht ganz vorzüglich geehrt,

unterhalten und belohnt wird. Eine weiſe Regierung thut alſo einen großen Schritt zur Erhebung des Geiſtes der Nation, und zur Unfehlbarkeit ihrer militairiſchen Unternehmungen, wenn ſie nach und nach jeden Krieg und ihr Militair mehr National zu machen ſucht, und das Letztere ganz vorzüglich auszeichnet u. ſ. w. Jeder, der das Schwerdt für Fürſt und Vaterland führt, muß ein geachteter Mann ſeyn und die Ueberzeugung haben, daß auf alle Fälle für ihn geſorgt wird, wenn er für ſie blutet. Sonſt ſinkt er zum gemeinen Miethling herab, den die erſte Gefahr zur Flucht bringt.

Will alſo eine weiſe Regierung die Nation, deren Kraft und Muth geſunken iſt, wieder heben, will ſie ihr ferneres Schickſal nicht vom Ungefähr abhängen laſſen; ſo muß ſie ihren Unterthanen eine nach Verhältniß und Umſtänden glückliche Lage verſchaffen, ſo daß ſich ein Jeder glücklicher fühlt, als die Bewohner benachbarter Staaten; ſie muß dieſelben nicht bloß als Spielmarken behandeln, ſondern ihnen Zutrauen und Theilnahme bezeigen; ſie muß ſie ſo viel als möglich überall ſelbſt mitwirken laſſen; und wenn ihr die Verhältniſſe eine militairiſche Rolle zutheilen, die Bürger *) zu tapfern

*) Man ſtoße ſich nicht an die öfter vorkommenden Wörter Bürger und Staatsbürger. Sie ſollen auf keine Revolution deuten. Bloß wirklich zur Nation gehörige Einwohner will ich damit bezeichnen.

Soldaten, und die Soldaten zu glücklichen Staatsbürgern umzuschaffen wiſſen. Die Mittel ſind ſo verſchieden, als die innern und äußern Verhältniſſe der Nationen. Sie laufen aber alle auf die Kunſt hinaus, ſich der Herzen und Meinungen zu bemeiſtern.

⸗ Bei der preußiſchen Nation iſt das jetzt leichter als irgendwo möglich, denn ſie ſteht nicht nur jetzt auf dem Scheideweg, wo ſie wählen muß, ob ſie durch Energie ſelbſtſtändig bleiben, oder in ewige Sclaverei verſinken will; ſondern ſie iſt auch jetzt in einer Lage, wo kein Hinderniß der Verfaſſung beſſere Einrichtungen unmöglich macht, wo veraltete Vorurtheile verſchwinden und die Feſſeln des Herkommens nichts mehr ſichern können, wenn man ſie ſich nur nicht ſelbſt wieder anlegt. Was vor zwei Jahren noch unmöglich war, das koſtet jetzt nur einen Federſtrich; was damals himmelſchreiend geweſen wäre, das wird jetzt wohlthätig! *) Jetzt iſt der

*) Hätte z. B. der König vor zwei Jahren mit einem Mahle befohlen, daß die Capitains ſich fortdin durchaus keine weitere Einnahme erlauben ſollten, als die ihres Soldes; ſo beging er, ohnerachtet dieſer Befehl dem Nichteingeweihten nicht anders als der größten Billigkeit gemäß erſcheinen kann, doch eine ſolche harte Ungerechtigkeit, die nicht nur ſämmtliche Capitains ruinirt, ſondern auch den ganzen Militairhaushalt über den Haufen geworfen haben würde: denn dieſer Haushalt konnte bisher nur durch Opfer der Capitains beſtehen, die man ihnen auch deshalb zumuthete, weil man wußte, daß ſie es thun könnten. Aber wahrhaftig nicht von

preußiſche Staat in der Lage, jede beßre Einſicht, jede theuer erkaufte Erfahrung benutzen zu können, ohne deſpotiſch das Wohl und Intereſſe bedeutender Theile der Nation mit Füßen zu treten. — Das ganze Militair iſt ſo gut als aufgelöſt. Mit vielen Zweigen der übrigen Staatsverfaſſung iſt es der nämliche Fall. Es muß alſo neu begründet und neu erbauet werden; man baue alſo zweckmäßiger und wohlthätiger für die Nation.

Der König muß forthin allein regieren! Weder das Miniſterium noch ſonſt ein Collegium muß ſich unterfangen, in Hauptſachen etwas verfügen zu wollen. Auch nicht einmal Rath geben dürfen diejenigen, die im Staate irgend eine vollziehende Gewalt haben; denn dieſer Rath würde immer einſeitig ſeyn. Und will der Monarch erfahrne Männer um Rath fragen, ſo müſſen

---

ihrer Sage — denn die ging (wie ich ſelbſt bezeugen kann) für Abzüge, die auf Ordre gemacht wurden, oft gänzlich drauf. Bei der Cavallerie erhielt z. B. der ganze Unterſtab eine ſehr bedeutende Zulage von den Eſquadronchefs. Auf jeden Sattel, auf jedes Paar Stiefeln, auf jedes Paar Beinkleider, das der Eſquadron geliefert wurde, mußten 1, 2, 3, oft mehrere Thaler zugelegt werden, wenn ſie nur zur Noth brauchbar ſeyn ſollten. Die Chefs mußten die Soldatenkinder erziehen laſſen. Wachtmeiſter-, Trompeter- und Flügelpferde wurden für 20, 24, oft 30 Louisd'or auf ihre Koſten angeſchafft. Lazarethe, Reithäuſer, Oberhand Putz an Trompeten und Pauken ꝛc. mußten ſie herbeiſchaffen ꝛc. ꝛc.

es durchaus Leute seyn, die ganz unabhängig von Staatsgeschäften sind; denn nur solche können ganz unbefangen und mit freiem Geiste urtheilen. Aus dergleichen Männern wähle er sich also eine Anzahl Geheimeräthe, die dann aber auch ihrerseits nie ihre Funktion übertreten, nie sich in etwas mischen dürfen, was Vollziehung heißt. Es ist ja bekannt, welches Schwanken, welche Mißgriffe, welche Schlaffheit in den Staatsangelegenheiten manches Staates, bloß durch die Amalgamirung des Befehlens und Vollziehens; durch Einmischung der bei der Verwaltung angestellten Minister ꝛc. im Rathschlagen und Verfügen erzeugt wurden! und wie ist dies auch anders möglich? — Einer hat vermöge seines Departements Ursache, Krieg, der Andre Frieden; Einer Freundschaft mit dieser, der Andre mit jener Macht zu wünschen *); und auf alle Fälle machen doch die verschiedenen Zweige der Verwaltung einseitig und partheiisch. Eine Regierung, die ein Land beglücken soll, muß einfach, bestimmt und fest seyn; — und das kann im preußischen Staate nur durch den König selbst, oder einen ihn ganz vertretenden Premierminister geschehen. Nur Einer muß befehlen und die Übrigen gehorchen! So muß es im Großen im ganzen Staate, und so muß

*) Wie konnte zum Beispiel, im Preußischen ein Minister, der den Seehandel unter sich hatte, je zu einem Krieg mit England rathen?! —

es auch in den einzelnen Zweigen in jedem Departement ſeyn.

Die Funktion der Departementsminiſter ſey alſo bloß exekutiv! Sie müſſen durchaus nichts thun, als was ihnen Verfaſſung, Geſetze, oder der König vorſchreiben, und ihre Verfügungen beſtehen bloß in den zweckmäßigſten Mitteln dazu. — Willkühr oder Zögerung ſey ein Verbrechen. Da es ferner eine Hauptſache iſt, alle Aengſtlichkeit, Langſamkeit, Weitläuftigkeit, Kleinigkeitskrämerei ꝛc. forthin aus dem Geſchäftsgange zu verbannen, ſo ſollte bei einem Departement nie ein ſchwacher, kränklicher oder ſchwachſinniger Miniſter geduldet werden. Der nämliche Grundſatz ſey auch in Hinſicht der Generale und Geſandten *) feſtgeſetzt, und man verſetze jene Männer ſofort in Ruheſtand, wenn ſie jene Eigenſchaften, oder ihr 60ſtes Jahr erreicht haben. Eine gute Penſion, ein Lehn, eine Domherrnſtelle, Commende ꝛc. die ſämmtlich deshalb zur Dispoſition des Königs geſtellt werden müßten, könnten ſie ganz auf eine ehrenvolle, ja vielleicht gar auf eine glänzende Art für Nahrungsſorgen ſichern. Auch könnten, bei vorzüglichen Talenten, ſtatiſtiſchen und diplomatiſchen Kenntniſſen, Einige derſelben, nachdem ſie außer Activität geſetzt wären, mit zu Geheimenräthen des Königs gewählt

*) Der Schwachſinnigkeit dieſer Männer hat der preußiſche Staat auch ſein Unglück zuzuſchreiben.

werden. Aber ja keine, die in Actenſtaub oder Rechnungskalkuls grau geworden ſind; denn dieſe ſind zu ſehr an Kleinigkeitskrämerei gewöhnt, um in einem ſolchen Alter noch das Ganze umfaſſen zu können.

Um der Nation Gelegenheit zu geben, ſowohl ihre Bitten, als auch ihre Vorſchläge, Beſchwerden u. ſ. w. auf einem officiellen Wege, der keinen Zweifel übrig läßt, daß es wirklich die Meinung der ganzen Nation iſt, an den König gelangen zu laſſen; ferner auch mit Sicherheit zu erfahren, welche Bedürfniſſe vielleicht noch dieſer oder jener Adminiſtrationszweig, dieſe oder jene Provinz hat, welche Abgabe vielleicht noch das Volk drückt u. ſ. w.; und um endlich auch dem Könige die Mittel zu verſchaffen, ſeine Unterthanen ſelbſt kennen und beurtheilen zu lernen, müßten wieder ordentliche Landſtände eingeführet werden *). Alle Grundeigenthümer von welchem Stande (oder vielmehr Geburt) ſie auch ſeyn mögen, müſſen zu den Landſtänden gehören. Sie

*) Ja Landſtände! dieſe ſind das einzige Mittel, wahren Patriotismus zu wecken, der geſunkenen Nation wieder einen hohen Geiſt und Thatkraft zu geben, und einen Thron (er ſey, welcher er wolle) auf immer zu ſichern. Nicht einſeitige Miniſter, nicht prahlende vorgenommene Generals, und noch weniger von Dunſt umgebne Hofleute, können den wahren Zuſtand des Staats beurtheilen. Nur unbefangne Staatsbürger, die mitten in demſelben leben und das Treiben und Thun an allen Orten beobachten, können es!

wählen dann aus ihrer Mitte Deputirte, die ſich ſo oft verſammeln, als es der König befiehlt, und berathſchlagen ſich über Sachen, die ihnen vorgelegt werden, oder über die Bitten, die ſie zu thun haben. Weiter nichts. —

Wenn alsdann der allgemein geliebte Monarch dann und wann ſelbſt auf ſolch' einem Landtag erſchiene, und ſich unter ſeine Unterthanen, wie ein guter Vater unter ſeine Kinder, miſchte, wenn er Popularität und Vertrauen zeigte, wenn er vielleicht gar mit den Vernünftigſten über dieſe oder jene Staatsangelegenheit ſpräche, ihre Meinung anhörte u. ſ. w., ſo würde gewiß manches preußiſche Herz höher ſchlagen lernen! Es wäre dann auch leichter, ſowohl die ganze Stimmung, als auch die beſten, bravſten, geſchickteſten und klügſten Mitglieder der Stände kennen zu lernen, und aus ihnen die Geheimenräthe auszuwählen, — die dann mit ihrem geſünderen Menſchenverſtand, freiern Geiſt, mehrerer Weltkenntniß und größerer Umfaſſungsgabe, gewiß reellere Dienſte leiſten würden, als die einſeitigen, engherzigen Miniſter, die vielleicht noch obendrein Ausländer und nicht im Staat angeſeſſen waren. —

Monopolien, Acciſe *) und Cantonweſen, waren bisher diejenigen Dinge, die den preußiſchen Unterthanen

*) Die Acciſe ſcheint eigentlich, da ſie mehr den Luxus als wirkliche Lebensbedürfniſſe und auch jeden Ausländer trifft, die zweckmäßigſte Abgabe zu ſeyn. Allein das Heer angeſtellter Juntes Heft.

am meiſten drückten, und die preußiſche Regierung im Auslande verhaßt machten. Soll ſich alſo der Preuße hinführo ganz glücklich fühlen, ſoll es ihm weniger gleichgültig ſeyn, als es ihm bisher war, wenn er fürchten mußte, unter eine andre Regierung zu kommen, ſo ſchaffe man dieſe Hinderniſſe des Patriotismus ab, oder modificire ſie wenigſtens bedeutend. Jeder Preuße benutze hinführo ſeine Talente und ſein Vermögen, wie es ihm gut dünkt, und habe nie mehr eine läſtige Aufſicht, Beſchränkung oder Belauſchung in ſeinen Privatangelegenheiten zu fürchten. Er ſey nicht genöthigt, jeden ſchlechten Kerl, der vielleicht Galgen und Rad verdient, aber ſich irgend eine kleine Stelle beim Acciſs- oder Zollweſen zu erſchleichen gewußt hat, in ſeinen geheimſten Kiſten und Kaſten herumſchnüffeln zu laſſen. Er behalte die Ueberzeugung, daß er, nachdem er dem Staate treu gedient, auch noch Kräfte und Zeit für ſich und die Seinigen zu arbeiten übrig behält!

Dies ſind die Grundlinien oder Abänderungen, die in der Verfaſſung des preußiſchen Staats gemacht werden

---

Officianten, die mehr noch den Staat als die Contribuenten betrügen, die ſich jede Inſolenz und Schändlichkeit erlauben um — wie die übrigen Staatsdiener — Reſpect zu machen, dadurch jeden Verkehr, Handel und Gewerbe ſtören, und jeden Ausländer bewegen, lieber 10 Meilen umzureiſen, als den preußiſchen Staat zu paſſiren, machten ſie zur verderblichſten Abgabe, die exiſtirt. Der Ausfall wäre leicht zu decken!

müßten, wenn der vorliegende Zweck erreicht werden ſoll. Die Details gehören nicht hierher, ſind aber bei ernſtem Willen ſo leicht, wie jede Unternehmung, die nicht gekünſtelt, ſondern der Natur der Sachen angemeſſen iſt.

Wie kann die teutſche Nation wieder zu Ehren kommen?

Uneinigkeit und Gleichgültigkeit gegen das allgemeine Beſte hat uns zu Grunde gerichtet, Einigkeit und Patriotismus können uns wieder zu Anſehen und Ruhm verhelfen. Indem wir den Geſetzen des Herkommens huldigten, haben wir verlernt, das Verdienſt zu ſchäzen. Während wir der Routine dienten, ſind um uns her bloß dem Talente und der Einſicht Altäre errichtet worden. Wir vergaßen, daß ſich ganze Nationen eben ſo wenig als einzelne Perſonen ungeſtraft an der Vernunft und ihren Foderungen verſündigen dürfen, und daß Staaten nicht ohne Kenntniſſe und Genie erhalten werden. Der lange Friede, den wir genoſſen, ſchien uns die Kraft und die Entſchloſſenheit ganz entbehrlich gemacht zu haben, und wir ſchliefen ruhig auf den Lorbeern unſerer Vorfahren und glaubten, daß der teutſche Name und Tapferkeit gleichbedeutend ſeyn; wir bedachten aber nicht, daß Muth ohne Verſtand blind iſt, und Kühnheit

ohne Geſchicklichkeit ins Verderben ſtürzt. Die Lehren der Vor- und der Mitwelt gingen ohne Nutzen für uns verloren, und wir haben für unſere Sorgloſigkeit und Nichtachtung des Verdienſtes auf die fürchterlichſte Art gebüßt. Wir ſind als Nation ohne Ehre, ohne Selbſtſtändigkeit, ohne Freiheit und ohne Ruhm. Was wir aber nicht ſind, das können wir werden; die Bahn zur Ehre ſchließt ſich uns auf; es liegt an uns, wenn wir nicht das werden, was uns die Pflicht und die Ehre gebieten.

Unſere Verfaſſungen paßten nicht mehr für unſer Zeitalter, ſie entſprachen nicht den Ideen, die jetzt von Recht, Freiheit und Menſchenwürde herrſchend ſind; es fehlt ihnen eben ſo ſehr an Kraft als an Weisheit. Langſam geſchah, was noch langſamer, aber auch ſchlechter überlegt war. Das Alter eignet ſich weder zur ſchnellen Ausführung des Beſchloſſenen, noch zur reiflichen zeitgemäßen Auswahl des Beſten. Thut man jetzt das Gegentheil von dem, was bisher geſchehen iſt, ſo kann nicht bloß das Wohl des Einzelnen gegründet und befördert, ſondern auch die Ehre der Nation gerettet werden.

Wir ſind in eine Revolution geſtürzt worden, ohne daß wir es kaum ahndeten; das Alte kann nunmehro weder erhalten werden, noch kann daſſelbe das Glück des Staats begründen. Den Regenten liegt es daher ob, die Staatsverfaſſung ſo einzurichten, daß Weisheit,

Erfahrung und Klugheit in den Beſchlüſſen, Schnelligkeit und Energie in der Ausführung des Beſchloſſenen möglich iſt. Die Zeitgeſchichte beſtätigt die Zweckmäßigkeit einer ſolchen Verfaſſung und die Vernunft machte ſchon ſeit Jahrtauſenden eine ſolche Einrichtung zur nothwendigen Bedingung der Erhaltung der Freiheit und des Schutzes der Rechte Aller. Was jetzt geſchehen muß, das iſt nicht neu; es iſt ſo alt, als der Menſch zum Selbſtbewußtſeyn erwacht iſt. Mit der Selbſtverſtändigung der Vernunft trat auch das Ideal hervor, welches als Norm jeder Staatseinrichtung angeſehen werden muß.

Einrichtungen, die ſich auf die Freiheit der Menſchen gründen und die den Schutz der Rechte Aller zur Abſicht haben, erhalten ſich nicht ohne talentvolle, kenntnißreiche und muthige Männer. Was hilft das Beſte in der Verfaſſung, wenn es nicht mit Klugheit ausgeführt wird? Was nützen die liberalſten Ideen, wenn man nicht davon einen weiſen Gebrauch zum Vortheil der Menſchen macht? Die politiſche Welt iſt nichts ohne die Ideen, durch die man die Staatsmaſchine in Bewegung ſetzt und ſie regiert. Die Gehülfen des Regenten müſſen alſo die eminenteſten Köpfe der Nation ſeyn; denn nur ſie wiſſen, was geſchehen muß; nur ſie verſtehen ſich auf die beſten Mittel der Ausführung; nur ſie kennen die Bedürfniſſe der Menſchen, und wenn die Ein-

ſichtsvolleſten zugleich die Redlichſten ſind, ſo wird jederzeit das Beſte gefördert. Wer edel handelt, nur der achtet die Menſchheit; wer ſich für das Moraliſche begeiſtert fühlt, nur der iſt bereit, alles, ſelbſt das Leben für die Pflicht aufzuopfern. Solche Männer rathen dem Regenten das Erſprießlichſte, erwerben der Verfaſſung Zutrauen und Gehorſam gegen das Geſetz.

Jeder teutſche Staat beſitzt Männer in Menge, die, des Beſten kundig und erfahren in der Geſchichte und in der menſchlichen Natur, die Forderungen zu erfüllen im Stande ſind, die man jetzt an Männer macht, welche der Nation wieder zu Anſehen und Ehren verhelfen können. Die Geburt — eine Sache des Zufalls — kann und darf hinführo keinen Anſpruch auf Aemter und Vorzüge mehr geben; nur das Verdienſt, d. h. Einſicht und Tugendhaftigkeit berechtigen zu Poſten, von denen das Wohl des Staates und das Beſte der Menſchheit abhängt. Wählt ein Regent aus dem Ganzen ſeines Volkes die kenntnißreichſten, gewandteſten und redlichſten Männer, ſo erwirbt er ſich nicht allein Ruhm, ſondern gründet auch die Wohlfahrt ſeines Volkes. Dieſer Aushub von Männern mache ſeinen Staatsrath aus, aber dieſer darf nicht ein Diener oder ein Nothbehelf der Miniſter, ſondern der ſelbſtſtändige Rathgeber des Regenten ſeyn. Was ein ſolcher Staatsrath beſchließt, das iſt ſicherlich das Nützlichſte unter den ge-

genwärtigen Umſtänden. Er muß das ſeyn, was er in Frankreich iſt. Soll aber etwas als Geſetz gelten, ſo müſſen dies erſt die Reichsſtände der Nation genehmigt haben. Dieſe ſind die Stellvertreter des Volkes, und von ihnen läßt ſich nicht annehmen, daß ſie etwas gut heißen werden, was gegen die öffentliche Freiheit und gegen das allgemeine Beſte iſt. Man kann unbedenklich in allem, was ſich auf die vollziehende und geſetzgebende Gewalt bezieht, die Einrichtungen in Frankreich, Holland u. ſ. w. als Muſter vorſchlagen, das man in der Gründung und Erhaltung der Staatsverfaſſung zu befolgen hat.

„Wenn die Einſichtsvollſten und Beſten regieren, ſo hat das Volk die größten Vortheile zu erwarten. Das Zweckmäßigſte geſchieht, das Ungerechte wird unterlaſſen, das Schädliche wird entfernt. Allgemeines Vertrauen zur Regierung erwacht. Mit dem Zutrauen vergeſellſchaftet ſich Sicherheit. Aus dieſer erzeugt ſich Selbſtſtändigkeit des Charakters und das lebendigſte Ehrgefühl. Der Patriotismus hat nun die kräftigſte Nahrung, und was vorher kalt und gleichgültig ſich betrachtete, das achtet ſich jetzt und ſieht ſich als ein Brudervolk an. Die Freiheit der Perſonen und die Gleichheit vor dem Geſetze nährt den Enthuſiasmus für die Ehre und die Selbſtſtändigkeit der Nation, und ein ſo geſinntes Volk ſcheuet weder Gefahren noch den Tod. Es iſt un-

überwindlich, weil in demſelben moraliſche Triebfedern wirken, welche ſein politiſcher Zuſtand hervorgerufen hat.

„Dies iſt der einzige Weg, wie die Teutſchen wieder zu Ehren gelangen können. Wenn man die Regierung achtungswerth macht, ſo gehorcht das Volk nicht nur gern, ſondern es fühlt ſich auch ſelbſt geachtet. „Man hat bisher die moraliſche Seite der Regierung zu ſehr vernachläſſigt, man betrachtete und behandelte den Staat als eine ſeelenloſe Maſchine und tilgte dadurch alle Vaterlandsliebe und alle Achtung gegen die Nation in den Herzen der Teutſchen aus. Wir waren ſchon zu Grunde gerichtet, ehe uns noch die Franzoſen beſiegten, weil der moraliſche Geiſt in den Regierungen verloren war und weil wir den Wahnglauben hegten, daß das Genie eher an jedem andern Orte, als an der Regierung, an ſeiner Stelle ſey. Die Teutſchen ſind ein zu gutmüthiges Volk. Dieſe Gutmüthigkeit hatte Erſchlaffung in allen Regierungszweigen zu Folgen. Nichts iſt verderblicher für die Denkart einer Nation, als eine Regierung, die nicht durch weiſe Geſetze kräftig herrſcht.

Wer versündigt sich am meisten an seinem Zeitalter?

Der Mittelstand ist noch der kräftige, biedre Schlag von Menschen, der Teutschlands Namen mit Ehre krönt und an ihm hat es nicht gelegen, daß Wieland seine Landsleute nicht mehr Teutsche, sondern seine lieben Sprachgenossen nennt. Dies herzerschütternde Wort erinnert furchtbar an das, was wir seyn sollten; es mahnt aber auch an die Pflichten, welche allen obliegen, die rathen und helfen können. Unsere Fehler und unsere Ohnmacht lagen in den politischen Einrichtungen, und doch lassen wir alles bei dem Alten. Fodert schon alles eine Wiedergeburt, um mit neuer Kraft zu wirken, so sträubt man sich doch aus aller Macht dagegen. Die Leibeigenschaft besteht an mehrern Orten noch, der Adel ist noch im alleinigen Besitze der ersten und einträglichsten Stellen, die Rittergüter tragen so viel als gar nichts zu den Lasten des Landes bei; der Bauer ist mehr oder weniger ein Eigenthum des Rittergutsbesitzers. Nach Stürmen, die alles dies zerstört haben, noch hartnäckig Vorrechte behaupten, welche eben so schädlich als ungerecht sind, kann nur einer Unklugheit zugeschrieben werden, die sich selbst blind macht, um sich mit Gewalt zu Grunde zu richten. Was

in dem einen Zeitalter gut iſt, das iſt es nicht in dem Andern. Die Meinungen der Menſchen kündigen ungerechten Einrichtungen, die man ſonſt willig duldete, weil man ſie für Gewohnheiten hielt, einen Krieg an, der, wenn man nicht zeitig das Uebel hebt, alles zertrümmert.

= Jede Regierung iſt ſchuldig, auf den Geiſt der Zeit zu hören; jede iſt verpflichtet, die Staatsverfaſſung immer mehr dem Ideale anzunähern, deren Beſtandtheile in der menſchlichen Vernunft liegen; jede handelt unweiſe, welche Geiſter zum Kampfe gegen Menſchen herausfodert, weil der Grimm über das Unrecht keine Schranken kennt.

= Den Zeitgeiſt beleidigt niemand ungeſtraft; es iſt ein Geiſt der Rache, ſobald man ihn erzürnt. Große Ereigniſſe, die dauerhafte Folgen hatten, waren jederzeit ſein Werk, und Menſchen und Nationen gingen zu Grunde, welche ſeine Stimme verkannten.

= Es verſündigt ſich daher niemand mehr an ſeinem Zeitalter, als der, der die Foderungen der Zeitgenoſſen befriedigen kann und ſie keck verſpottet oder aus Albernheit nicht achtet. Er macht ſich nicht bloß ſelbſt, ſondern auch Andere unglücklich. Durch ſeine Schuld wird das Glück ganzer Generationen zerſtört, die Rechte ganzer Nationen gekränkt, und die Zeitgeſchichte wird das Geſpötte der Nachwelt. Man hält alle für dumm oder verdorben, weil ſie die Stimme der Vernunft ſo wenig

in ihren öffentlichen Einrichtungen ehrten. Alle müſſen büßen, was bloß ein kleiner Theil verſchuldet hat, und auf den Spott des Auslandes folgt die Verwünſchung der Nachwelt.

Monitor.

Das größte Unglück der Unglücklichen.

Die Welt urtheilt nach dem Erfolge. Der Glückliche iſt der Tapferſte und Einſichtsvollſte; der Unglückliche, der Feige und Unwiſſende. Die Anſtrengungen jenes ziehen Aller Aufmerkſamkeit auf ſich, die Bemühungen dieſes werden verkannt und überſehen; jene werden geprieſen, dieſe vergeſſen. Und doch fällt niemand ohne Widerſtand ins Unglück; jeder ſträubt ſich gegen daſſelbe, und wenn die Umſtände auch mächtiger ſind, als alle ſeine Kräfte, und alle ſeine Klugheit und allen ſeinen Muth vereiteln, ſo hat er doch gekämpft, obſchon nicht glücklich, doch rühmlich.

Viele preußiſche Officiere ſammelten nach den Schlachten von Jena und Auerſtädt einzelne Corps, belebten ihren Muth wieder und waren bereit, den Kampf von neuem zu beginnen. Das Einzelne war vortrefflich geſtimmt; es glühte von Kampfluſt, um den Schimpf der Niederlage auszutilgen, den es erlitten

hätte, allein es fehlte ein Anführer, der das Einzelne zu einem Ganzen vereinigte, und es durch Energie und überwiegende Einsicht zu einem Zwecke brauchte. Die Denkart der Einzelnen war vortrefflich, aber die obersten Anführer kannten weder die Zeit noch ihren Gegner. Das Alter ist eben so abgestumpft, als es hartnäckig an seinen vorgefaßten Meinungen hängt, und diesen beiden Umständen hat Preußen sein ganzes Unglück zu verdanken. Hätten die Preußen einen jungen, rüstigen, unternehmenden Mann, der Kenntniß mit Gegenwart des Geistes und Besonnenheit verbunden hätte, zum Anführer gehabt, so konnten sie wohl vernichtet, aber nicht in die Flucht geschlagen werden.

Es ist daher höchst ungerecht, daß man die Anstrengungen, welche Einzelne gemacht haben, verkennt, und daß man wegen des unglücklichen Erfolgs alles in eine Masse wirft. Weil man unglücklich gewesen ist, so wird alles gelästert, alles für nichtswürdig erklärt.

Was die Preußen und alle Teutschen zu thun vermögen, das haben sie bei Eylau, Heilsberg und Danzig und in Colberg gezeigt. Wo ein Mann von Kopf und Einsicht an der Spitze stand, da krönte sie, wenn auch nicht immer der glückliche Erfolg, doch Ruhm und Ehre. Wäre der Krieg glücklich für Preußen ausgefallen, so würden die Anstrengungen

des tapfern Schill's, des braven Helwig und so vieler Andern, die in Preußen, Schlesien und Pommern gefochten haben, noch weit mehr gerühmt worden seyn, als es jetzt der Fall ist. Jede Anstrengung verdient Lob, sobald sie einen rühmlichen Zweck hat, wenn sie auch nicht glücklich ausfällt; Kenntnisse und Muth, Kühnheit und Unternehmungsgeist sind der Unsterblichkeit werth, wenn sie auch im Kampfe unterliegen, oder dem Ganzen keine andre Richtung geben. Das Unglück aber macht die Feigen frech, die Lästerer keck und die Verläumder verwegen, und so sucht jeder an demselben zum Ritter zu werden, der kaum weiß, worauf es bei einer Sache ankommt. Den Menschen plagt ein Hang über Unglückliche herzufallen, und der Kitzel, den er an der Lästerung derselben empfindet, offenbart sich desto ungescheuter, je höher der Gestürzte vorhero stand. Wer unglücklich ist, der darf für Spott nicht sorgen, heißt es im Sprichwort, und die Wahrheit dieses Satzes lehrt nichts einleuchtender, als das Unglück Preußens. Man kann aber behaupten, daß nichts die Menschen mehr verschlimmert, als eine solche Katastrophe; dieselbe giebt einer zahllosen Menge von Menschen Veranlassung ihr Müthchen zu kühlen und sich über gestürzte Größe zu freuen. Die gehässigsten Leidenschaften, die bösartigsten Neigungen haben freies Spiel, und es ist den Teutschen kaum zu verzeihen, daß sie einem solchen verläumderischen Geschrei ruhig zugehört

haben, als der Verfasser der vertrauten Briefe und der neuen Feuerbrände erhoben hat. Er schmeichelte nicht bloß dem Hange des Menschen zu Verläumdungen, sondern nährte auch ein Mißtrauen auf teutsche Kraft und Einsicht, das noch weit nachtheiliger gewirkt hat, als der Verlust der Schlachten bei Jena und Auerstädt. Eine Nation, die ihr Selbstvertrauen aus dem Unglücke rettet und der man nicht Muth abspricht, sondern einflößt, weiß Rettung, wenn auch schon beinahe alles verloren ist; wenn man aber das Unglück lächerlich, ja verächtlich macht, wenn man über dasselbe jubelt, so brechen Kleinmuth, Kälte und Apathie herein, welche das Unglück in einem Grade vergrößern, daß kaum Hülfe möglich ist. Laßt uns daher nicht ferner zugeben, daß der Unglückliche gelästert werde, weil er unglücklich ist! Wir schaden dadurch uns selbst am meisten und müssen Sünden büßen, die wir nicht begangen haben. Den Verläumder macht man stumm, wenn man ihn nicht länger mehr anhört; der Einsamkeit hat noch kein Verlästerer der Unglücklichen seine frechen Reden vorgeplaudert.

Was war nach einem für Preußen glücklichen Ausgange des Kriegs zu erwarten?

Man tröstet uns jetzt damit, „daß eine bessere Staatsverfassung, eine zweckmäßigere Justizverwaltung, eine gerechtere Vertheilung der Auflagen und eine höhere Würdigung des Verdienstes und des Talentes in Teutschland statt finden werde, nachdem Frankreich geſiegt hat. Wäre Preußen Sieger gewesen, heißt es weiter, so wäre alles beim Alten geblieben, das Regierungssystem wäre eben so wenig verändert worden, als die Verfassungen der einzelnen Staaten.“ Allein was geschehen ist, das entspricht bei weitem noch nicht den Foderungen, welche man mit Recht an die jetzige Organisation der Staaten und der Regierungen machen kann. Einige von diesen thun alles nur halb, und das Gute wird von dem Schlechten überwogen; Andere thun gar nichts und lassen alles beim Alten. In den rheinischen Bundeslanden giebt es noch Staaten, in welchen die Leibeigenschaft noch existirt, und in Preussen ist zum wenigsten die Zeit bestimmt, wo sie aufhören soll. Es finden sich noch in jenen Armeen, in denen fast nichts als Adliche als Officiere angestellt werden, und die höchsten Civilstellen sind sämmtlich noch in den

Händen von Adlichen; in Preußen kann jeder Soldat Officier werden, der ſich in Friedenszeiten durch Kenntniſſe und Bildung und im Kriege durch Tapferkeit und richtigen Ueberblick auszeichnet. Wenn daher auch einige Staaten des rheiniſchen Bundes etwas zum Vortheile des Volkes gethan haben, ſo giebt es doch wieder Andere, die deſſen Vortheile bloß durch die erhöheten Auflagen kennen, von denen die Rittergüter noch bis auf den heutigen Tag frei ſind. Was nicht iſt, das kann freilich noch werden, aber wo man gar nichts von freiem Stücken thut, zumal in einer Zeit, die furchtbarer iſt als irgend Eine, ſeitdem in Europa ſich Kultur verbreitet hat, was läßt ſich wohl da Gutes erwarten?

Preußen gieng ſeit länger als einem halben Jahrhundert immer in beſſern Einrichtungen den übrigen teutſchen Staaten vor. Es verbeſſerte die Juſtizpflege, führte ein zweckmäßiges und gerechtes Geſetzbuch ein, machte zweckdienliche Veränderungen in dem öffentlichen Cultus, verbeſſerte die Strafanſtalten u. ſ. w. und die preußiſche Regierung bewährte einen guten Willen, welcher die Wahrſcheinlichkeit zu jeder Verbeſſerung glaublich macht.

Teutſchland hat Rieſenſchritte in ſeiner Ausbildung gethan. In der Theorie der Geſetzgebung iſt es weiter als irgend eine andere europäiſche Nation. Eine Menge Schriften verrathen nicht bloß den Wunſch nach

einer bessern Einrichtung der Verfassungen, sondern machen dieselbe auch den Regenten zum angelegensten Geschäfte. Diese Meinung und Gesinnung hatte sich in Teutschland unter allen gebildeten Classen verbreitet. Man sah ein, daß unsere Verfassungen nicht mehr unserer Denkart, unserer Aufklärung und den Foderungen des Rechts entsprachen. Alles wünschte Veränderungen, und wenn der Krieg für Preußen glücklich ausgefallen wäre, so würde man sie gefodert haben, sobald man sie nicht von freiem Stücken gemacht hätte. Die Masse der Einsichten ist zu groß, als daß man sich noch blind leiten ließe; man weiß zu genau, was von der Regierung gefodert werden darf. Es ließ sich daher mit Recht erwarten, daß sowohl die Regierungen als ihre Verfassungen zweckmäßiger eingerichtet werden würden. Das Gute, das man allgemein wünscht, kann keine Regierung lang aufschieben. Wenn Alle Gleichheit vor dem Gesetz, ein Besteurungssystem, das sich nach der Größe des Vermögens eines jeden richtet, die alleinige Berechtigung der Einsicht und des Talentes zu Aemtern sowohl im Civil als im Militair verlangen, so findet sich jede, besonders teutsche Regierung geneigt, diesem Wunsche zu willfahren: sie sieht ein, daß sie bloß um des Volkes willen da ist und daß das Beste dieses auch ihr Bestes ist.

Ein glücklicher Kampf, den Preußen gefochten hätte, würde also nicht bloß die Verbesserung der

Verfassungen und Regierungen zur Folge gehabt, sondern auch den Teutschen viele Schmach, viele Leiden und viel Geld erspart haben. Die Gesetze, die man gegeben, würden ein Ausdruck der teutschen Sinnes- und Denkart gewesen seyn; sie würden teutschen Sitten entsprochen haben und nichts Ausländisches würde auf unsern Urstamm gepfropft worden seyn. Keine Nation gedeihet, welche, schon ausgebildet, fremde Sitten und eine fremde Denkart annehmen soll. Die Natur schuf die Verschiedenheit in Sitten und Denkart, damit keine Universalmonarchie entstehe, die das Grab aller Freiheit, aller Menschenwürde, aller Gerechtigkeit und Wahrheit ist.

= Was der gute Wille nicht gethan hätte, das hätte der Drang der Umstände ausgeführt. Jede Zeit hat ihre eigenthümliche Physiognomie, und die Unsrige war nicht geeignet, sich von teutschen Fürsten Unedles und Ungerechtes gefallen zu lassen, allein diese waren auch nicht gemeint, den Nationen Ketten zu schmieden, durch welche sie weder groß noch geehrt werden können.

Wir durften also, wenn Preußen gesiegt hätte, eben so gut eine repräsentative Verfassung erwarten, wie es jetzt der Fall seyn soll. Wenn die Regierungen nicht alles Gute thun, was nothwendig ist, so liegt die Schuld an den Männern, die vermöge ihrer Einsichten und Kenntnisse im Namen des Volks zu sprechen verpflichtet sind. Jeder empfehle so viel als in seinen

Kräften steht, das Gerechte und Zweckmäßige, und es wird bald dahin kommen, daß niemand etwas wagt oder unterläßt, was gegen das allgemeine Beste ist.

Nach einem Siege Preußens blieben die Stimmen frei. Preußen kannte den teutschen Charakter und wußte, daß Teutschheit und Freimüthigkeit zwei unzertrennliche Eigenschaften sind. Jeder konnte also zum Besten rathen und endlich würde man der Stimme des Volks nicht widerstanden haben, weil es die Stimme der Wahrheit und des Rechtes war.

Allein noch ein Umstand hätte Preußen genöthigt, wenn es nicht von freiem Stücken das Gute befördert hätte, dieses in Schutz zu nehmen. Hätte der Krieg auch nur kurze Zeit gedauert, so wäre Preußen doch genöthigt gewesen, sich an das Volk zu wenden, weil Frankreichs Macht nicht durch Fürstengewalt, sondern durch die Volksmacht, das Gleichgewicht gehalten werden konnte. Sollte das Volk etwas für Preußen thun, so mußte es ein Interesse an der Vertheidigung der Sache desselben haben; es mußte Vortheile erhalten, welche es vorher nicht besaß; was also der freie Wille nicht gethan hätte, daß hätte die Nothwendigkeit zu Stande gebracht.

Wir mögen daher die Sache betrachten, von welcher Seite wir wollen, so mußten Verbesserungen in

allen gesellschaftlichen Einrichtungen erfolgen, weil die jetzigen höchst unvollkommen und zweckwidrig sind. Staaten sind für Alle da, und die Vortheile, welche ausschließend Einigen zu Theil werden, sind Ungerechtigkeiten, welche in einem solchen Zeitalter, wie das Unserige ist, wo Kultur und Kenntnisse so allgemein verbreitet sind, unerträglich sind. Sie empören, und hilft man ihnen nicht ab, so haben sie eine Revolution zur Folge. Dieser aber wären die teutschen Fürsten sicherlich durch die Verbesserungen zuvor gekommen, welche in den Staatseinrichtungen jetzt mehr als je erforderlich sind. Die teutschen Fürsten haben sich von jeher als Männer von Ehre, als Beförderer des Guten und Wahren, und als Freunde der Menschheit gezeigt, und sollten sie wohl in unsern Tagen diesen Charakter verleugnet haben?

- Erasmus Teutonicus.

Wie muß eine teutsche Nationalarmee eingerichtet seyn?

Jede Nation hat ihre eigenthümliche Streitart, weil sie einen besondern Charakter hat. Was sich für die Franzosen eignet, das paßt nicht allemal für die Teutschen. Andere Begriffe und Ideen machen andere Triebfedern nothwendig, durch welche man ein Heer in

Bewegung setzt, begeistert und unüberwindlich macht. Aber auch das Zeitalter verlangt sein Recht; ist eine Nation in der Kultur weiter fortgeschritten, so bedarf sie eine andere militairische Einrichtung als sonst. Die Menschen lassen sich nicht in allen Zeiten auf eine gleiche Art behandeln. Eine Veränderung der öffentlichen Meinung macht auch ein verändertes Verfahren gegen den gemeinen Soldaten nothwendig. Giebt man nicht genau auf die Umwandlung der Denkart Acht, und bleibt man immer am Alten hängen, so wird man geschlagen, sobald es zum Kampfe kommt, so tapfer auch eine Armee seyn mag.

= Man kann alles aus dem Menschen machen, wenn man die Ideen benutzt, für welche er das größte Interesse und die meiste Vorliebe besitzt. Weiß man die Geister klug zu leiten, so ist keine Schwierigkeit unbesiegbar. Die Meinung ist der sicherste Bürge des Sieges, wenn man mit Einsicht Gebrauch davon macht.

= Die teutschen Soldaten wollen jetzt ganz anders behandelt seyn, als vor 60 Jahren, weil sich ihre Denkart und die öffentliche Meinung gewaltig über alles, was Menschen betrifft, über Menschenwerth und Staatenzweck, geändert hat. Das Ehrgefühl verabscheuet jetzt Dinge, gegen die man sonst höchst gleichgültig war, und die politische Revolution, welche in Europa stattgefunden hat, gebietet andere Einrichtungen als sonst. Wir wollen daher hier Einiges, was uns von einem

ehemaligen preußischen Officiere zugesandt worden ist, über diesen Gegenstand mittheilen.

Die Waffen, über die man sich, so lange es Soldaten gibt, besonders im verflossnen Jahrhunderte so sehr gestritten, gequält, und die Köpfe zerbrochen hat, sind eigentlich eine Nebensache. — Ein Damascener, ohne gehörigen Geist geführt, unterliegt einem Zaunpfahl, den exaltirte Energie handhabt. Ein Schuß aus Kugenreuterischen Pistolen ist nicht so viel werth, als ein Steinwurf, wenn der Erstere mit zitternder Hand, und der Letztere mit fester Kraft geschieht. — Also bewaffne sich jedes Corps, jede Provinz, jede Nation, mit den Waffen, die sie ohne große Aufopferung haben kann, und am besten zu führen versteht *). Es giebt von Alters her Nationalwaffen, diese lasse man doch ja nicht außer Acht! — Indessen, um doch der jetzigen Fechtart, so unzuverlässig sie sich auch mit den bisherigen unzuverlässigen Truppen gezeigt hat, in etwas zu huldigen,

*) Freilich soll dies nicht mit Steinen und Zaunpfählen heißen, wie ein Worte drehender Kunstrichter vielleicht hieraus folgern möchte. — — Allein, wenn durchaus keine bessern Waffen zu haben wären; — auch damit. Ich würde doch, wenn meine Truppen nur die guten innern Eigenschaften, und den allgemeinen bestimmten Willen hatten, alle andre Truppen in der Welt mit solchen Zaunpfahlmännern zu seiner Zeit angreifen, und meines Sieges gewisser seyn, als je ein Feldherr seit Erfindung des Pulvers.

besonders da sie im Ganzen noch eine Zeitlang die Regierende seyn wird, so wollen wir sie vor allen Dingen etwas näher betrachten, und hieraus das möglich Wahre, zur Bestimmung der künftigen Bewaffnung, abzuleiten suchen. Die heutige Fechtart erfodert zweierlei Waffen; solche, womit man seinen Feind unmittelbar erlegt, todt sticht, todt hauet ꝛc., wir wollen sie scharfe Waffen nennen *); und solche, womit man ihn durch das bekannte Kunststück von Vater Schwarz und den weiter darauf erbauten Erfindungen, schon in der Ferne beschädigen und tödten kann; man nennt sie Feuergewehre. Um nun zu wissen, welchen von beiden man den Vorzug geben soll, muß man vorher bestimmen: wodurch man eigentlich entscheiden will? ob man so Viele seiner Feinde, noch ehe sie heran kommen, todt oder lahm zu schießen gedenkt, daß die Uebrigen davon laufen **); oder ob man meint, daß man vorher handgreiflich

*) Man scandalisire sich nicht über diese Benennung der beschriebenen Art Waffen. — Ich weiß keine bessere, sie soll ganz das im Teutschen bedeuten, was das: Armes blanches, im Französischen anzeigt. — Gern will ich jede Zurechtweisung, und bessere Uebersetzung dieses französischen Ausdrucks annehmen.

**) Auf das Davonlaufen ist es eigentlich überall angesehn, und das auch ganz mit Recht; denn es kommt wirklich hauptsächlich darauf an, wer am ersten davon läuft. Wie es übrigens bewirkt wird, ist einerlei.

werden muß, ehe man diese Wirkung hervorbringt. Das Erste ist bequem, aber nicht ganz zuverlässig. Denn die Erfahrung jeder Zeit, so lange das Pulver erfunden ist, lehrt, daß kein Feuer, und selbst das überall angebetete Kartätschenfeuer, so mörderisch ist, als es in der Spekulation erscheint; und daß, wenn der muthig Anrückende sich von dem Prasseln und Knallen nicht außer Fassung bringen läßt, sondern trotz der etwanigen Wirkung frisch auf den Feuernden losgeht, der Letztere gemeiniglich am sichersten die Fassung verliert, und weit eher zum Davonlaufen geneigt ist, als der Erste *). Also sind die, deren Taktik bloß aufs Feuer berechnet ist, auf Irrwegen — sie können bloß Erfolge gegen Truppen erwarten, die vom ersten Anführer bis zum letzten Troßknecht, jenen wahren Muth nicht kennen; und es ist klar, daß man, trotz des fürchterlichsten Pulververbrauchs, und ungeachtet die Feuertaktik auf alle Fälle wohlthätig und menschenschonend ist, sich doch der Armes blanches nicht

*) Dieses Gefühl ist auch ganz richtig. Des Anrückenden Muth wächst mit jedem Schritt, den er vorwärts thut, bei jeder Salve, die er erhält, ohne davon vernichtet zu werden; von den fallenden Cameraden eilt er weg, und bemerkt das Fallen wohl nicht einmal; das Blut erhitzt sich immer mehr und mehr! — Bei dem Feuernden ist dies aber gerade umgekehrt. Beim wirklichen Zusammentreffen ist also der Natur der Sache nach gar kein Zweifel, wer davon laufen muß.

entschlagen, im Gegentheil sein Augenmerk vorzüglich auf sie richten muß.

Auch die eifrigsten Feueranbeter haben dies gefühlt, und es nicht gewagt, in ihren sublimen Spekulationen, diese Waffen ganz zu verbannen; — künstlich suchten sie den Spieß mit der Flinte zu vereinigen, und die meisten Truppen haben noch Seitengewehre. Allein durch zu viel Künstelei entfernt man sich gemeiniglich von der Wahrheit; die Bajonettflinte taugte zuletzt weder zum Spieß noch zur Flinte, und das Seitengewehr, das bei den künstlichen Handgriffen überall im Wege war, wurde zur kindischen Zierrath. —

Wenn man in der Kunst zu weit gegangen ist, so daß man sich dadurch von der Natur der Sache und dem wahren Zweck entfernt hat, so kann man nichts Besseres thun, als daß man wieder auf dem gekommenen Wege umkehrt, so weit, bis man wieder auf der rechten Spur der Wahrheit ist. Dies thue man auch hier! Der Flinte müssen alle die Zusätze wieder abgenommen werden, die ihr in ihrem eigentlichen Zweck — dem richtigen Treffen — hinderlich sind; und die scharffen Waffen müssen bequemer zu führen und wirksamer als bisher seyn. Obige Bemerkung, wegen der jeder Nation besonders eignen Waffen unbeschadet, sey also Folgendes festgesetzt: Jeder Soldat zu Fuß habe ein ordinaires

ungekünsteltes Feuergewehr *), welches gut conditionirt und leicht ist. Er muß auf 100 Schritt mit ziemlicher Sicherheit daraus schießen, und wenn er diesen Gebrauch aufgiebt, dies Gewehr auf eine Art über die Schulter hängen können, die ihn an keiner andern Art zu fechten hindert. Außerdem hat er ein starkes scharfschneidendes Schwerdt, (Säbel, Degen oder Pallasch, wie es die Nation am liebsten führt) und, statt des unzweckmäßigen Bajonetts, jede Rotte eine Pike. — Hierbei ist das unbequeme Herumschleppen der Piken nicht nöthig; sondern jeder Soldat könnte eine anderthalb Fuß lange Pikenspitze hinten auf den Tornister, oder, wie das Bajonett, am Degengehenk führen, und nur auf dem letzten Marsch gegen den Feind, wo Gelegenheit ist, würde dann ein Drittheil dieser Pikenspitzen auf glatten, ohngefähr zehn Fuß langen Stangen zu befestigen seyn. Die übrigen zwei Drittheile behielten sie (da nur immer ein Glied die Pike zweckmäßig brauchen kann) immer ruhig auf ihrem Tornister in Reserve, und es würde also beinahe unmöglich, daß eine Truppe durch Unglücksfälle dieser Königin der Waffen, gleich zweckmäßig zum Angriff und zur Vertheidigung, beraubt würde.

Was die übrigen zur Ausrüstung eines Soldaten gehörigen Stücke betrifft, so sind sie noch weniger von bedeutendem Einfluß auf die Erfolge kriegerischer Unternehmungen, wenn sie ihnen nur nicht hinderlich werden,

*) Eine Art Carabiner wäre wohl am besten.

und das leisten, wozu sie da sind. Tornister *), Patrontasche, Lederzeug ꝛc. müssen also leicht, bequem, tüchtig gemacht, nicht in die Ferne leuchten, und so

*) Ich habe neulich irgendwo einen Vorschlag gelesen, fortan die Tornister der Infanterie so einzurichten, daß sie im Feuer vorn getragen werden könnten, und so die Stelle eines Küraß vertreten. Diese Idee verdient wirklich Aufmerksamkeit; denn es ist doch gegen alle Billigkeit, Menschenkenntniß, und richtige Schlußfolge von Ursache und Wirkung, daß man dem für meist fremdes Interesse ins tödtliche Feuer gehenden Soldaten, nach Maaßgabe, daß sich das Feuergewehr vermehrt und vervollkommnet hat, nach und nach alles Schutzes dagegen beraubt. Die Militairehre besteht ja nicht darin, sich stumpfsinnig todtschießen zu lassen; warum lehrt man denn den einzelnen Schützen sich hinter Erdhügel und Bäume zu drücken, warum bauet man denn Schanzen u. s. w.? — — Es ist bekannt, daß durch einen 3 Finger dicken Ballen Leinen- oder Seidenzeug keine Flintenkugel geht, Wenn man nur dem Infanteristen, außer einem kleinen Tornister auf dem Rücken, erlaubte, an der rechten Seite eine Art Jagdtasche zu tragen, ohngefähr in der Form eines sogenannten Büchsenranzen, dessen untere Fütterung aus mehrern kleinen platten Abtheilungen bestünden, in welcher er seine Wäsche und andere elastische Dinge compreß einpackte; so würde ihm dies nicht nur eine Menge Bequemlichkeiten auf dem Marsch gewähren, sondern wenn er die Oeffnung bis an die linke Schulter hinaufzöge, so daß diese Jagdtasche nun den ganzen vordern Theil des Körpers deckte, ihn im Feuer so gut wie ein Küraß gegen kleine Gewehrkugeln sichern. — Welcher Vortheil beim Tirailliren! — Die Cavallerie könnte ordentlich so eingerichtete lederne Küraße führen, die zusammengerollt auf dem Mantelsack ruhten; im Feuer über vor die Brust geschnallt würden.

eingerichtet seyn, daß sie bei keiner Bewegung des Mannes hinderlich werden. Zelte und Lagergeräth werde ganz abgeschafft, so wie überhaupt alles, was Troß veranlaßt.

Bei jedem Bataillon sey eine Unterrichtsanstalt, bei welcher die jungen Leute, die nach ihrer Erziehung und Vorkenntnissen Officiere werden können, in allen wissenschaftlichen Theilen ihres Fachs unterrichtet werden, und zu den Fertigkeiten, die höhere Bildung des Handwerks fodert, Anleitung erhalten. Die specielle Beschreibung dieser Anstalt würde zu weitläuftig seyn, und gehört auch nicht hieher. Aber das muß ich noch bemerken, daß sie durchaus nicht im Geschmack einer Schule ꝛc., wie wir sie bisher hatten, sondern für Leute seyn muß, die schon Kenntnisse in den gewöhnlichen Wissenschaften, die ein junger Mann von feiner Erziehung zu treiben pflegt, besitzen; so daß sich kein unterrichteter Officier zu schämen braucht, noch an diesem Unterricht Antheil zu nehmen; denn für jeden Officier muß diese Anstalt immer noch offen stehen, wenn er auch längst angestellt ist.

Eine höhere Schule möchte ich mich noch unterfangen für den Generalstab der Armee vorzuschlagen. — Hier soll sich ja die Quinteſſenz alles Wissens der höhern Kunst vereinigen. Von hieraus soll sich ja alles über die Armee verbreiten, was das gemißbrauchte Wort Strategie in sich begreift. Es wäre also wohl gut,

wenn die auserlesenen Mitglieder dieses Corps, welche forthin ausschließlich die Anführer der Truppen seyn sollen, Gelegenheit hätten, auch hier noch einige Aufschlüsse und Belehrungen zu erhalten. Das zu Erlernende sey Feldherrnwissenschaft und Terrainlehre im Großen. Der Lehrer sey der Chef des Generalstabs*).

Den praktischen Unterricht empfangen die schon bei den Compagnien angestellten Officiere, theils von ihren Stabsofficieren, theils durch sich selbst: durch fleißige Bekanntmachung mit jeder Art Terrain, und dessen Eigenschaften; durch fleißige Anschauung desselben in verschiedenen Richtungen, Tags- und Jahreszeiten; durch Handhabung der Truppen u. s. w. Dies alles würde sich bei bestimmt verändertem System von selbst finden. Ein Streifzug über Berg und Thal bei Tag und Nacht ist mit gehöriger Anwendung gewiß von reellerem Nutzen, als ein Collegium über den ganzen Successionskrieg.

= Der beim Batgillon angekommene Rekrut lerne vor allen Dingen mit dem Gewehr umgehen, fertig laden

*) Er braucht nothwendiger Weise keine Stunden zu geben, auch keine Collegia zu lesen. — Nur Ideen berichtigen, nur auf das Wahre muß er zurückführen, aufmerksam auf Nationaltaktik und Erfindung der Neuern machen. Der Generalstab muß eine Academie des Sciences Militaires seyn, wo Auswechselung, Bestreitung und Vereinigung der Ideen mehr thut, als alles Docirer.

und richtig zielen. Sobald er hierin einige Fertigkeit erlangt hat, muß er sogleich hinaus ins Freie, und muß dann das Terrain, so wie es sich findet, benutzen lernen, um sich nicht nur gegen den Schuß und das Auge des Feindes zu decken, sondern diesen auch zu beschleichen, zu umgehen u. s. w. Man lehre ihn hier auch einzeln das Handgemeinsuchen, und seinen Feind nach übergeworfnem Gewehr mit dem Degen in der Faust überwältigen. Einzeln muß er sich lernen orientiren, seine Cameraden und seine Officiere beachten ꝛc.

»Ist er hierin ganz fertig und so eingeübt, daß er sich einzeln bei jeder Gelegenheit zu benehmen weiß; dann erst stelle man ihn in Haufen, und lehre ihn, in zwei Gliedern feuern, vorwärts und aus der Flanque marschieren, Colonnen und Quarrees formiren, und sich daraus wieder in Linien aufstellen, besonders aber, die Stellung sey in Colonnen oder Linien oder à la debandade, im vollem Lauf, aber doch möglichster Ordnung, eine Anhöhe ꝛc. zu erreichen. — Weiter wird auf dem Exerzierplatze nichts gemacht; denn alles Uebrige ist bei der neuern vereinfachten Kunst überflüssig, und alles Exerzieren auf demselben ist nur zur Sicherung der innern Ordnung. Alle Uebungen, die zweckmäßig seyn sollen, müssen durchaus in unerwähltem und abwechselndem Terrain geschehen, damit es dann nicht befremdet, wenn man gegen den Feind auf dergleichen stoßt. Man eile also, auch wenn man mit ganzen Trupps

Uebungen vornimmt, ſobald als möglich von jenen ſchnurgleichen Ebenen weg, und ſuche abwechſelndes Terrain auf. Hier erklettre man Berge, dort paſſire man Flüſſe mit ſelbſt geſchaffnen Hülfsmitteln. Hier durchziehe man Wälder à la debandade; dort Defileen in geſchloßnen Colonnen. Hier erſtürme man eine ſanfte Anhöhe, dort baue man (wenn kein Schade geſchieht) ein Lager von Erdhütten auf ſelbigem, und hauſe darin einige Tage mit allen nöthigen Maaßregeln. Hauptaufgaben bei dieſen praktiſchen Uebungen (die vorzüglich bei den Feldcompagnien getrieben werden) ſind ſchnelle und ſtarke Märſche, Unternehmungen bei dunkler Nacht und in jeder Jahrszeit, und das zerſtreut Agiren. Den Dienſtthuenden Soldaten muß man überhaupt immer zur Thätigkeit anhalten, und zu allem, was Arbeit und Ertragung von Mühſeligkeiten heißt, abhärten. Bei einem feſten und guten Willen, finden ſich gewiß eine Menge dem Staat nützliche und geldſparende Arbeiten, die dieſen Zweck erfüllen würden, ohne den Arbeiter zu entehren.

= Dies würde meines Erachtens hinlänglich ſeyn, den Soldaten, der vom gehörigen Geiſt beſeelt iſt, der für Vaterland und eignen Heerd ficht, jedem andern Soldaten in der Welt in Hinſicht der nothigen Fertigkeiten überlegen zu machen. Das Uebrige muſſen die Anführer thun.

„Sowohl die Fechtart als die Taktik unsrer Nationalarmee sey so einfach als möglich, und überschreite durchaus nicht die vorgesetzte Gränze des der menschlichen Natur und den Verhältnissen angemeßnen leicht Ausführbaren. — Nicht durch große Combinationen, nicht durch künstlich angelegte Fäden, die die entferntesten Theile der Maschine ziehen, wollen wir siegen. Nein! dies ist zu unzuverlässig. Unser Sieg ist sichrer; er ist auf den Geist der Nation, auf den allgemeinen Muth und Willen, der den einzelnen Feigen mit tapfer zu seyn zwingt, gestützt.

„Hauptgrundsatz sey: Jeden Feind, der sich der Gränze nähert, rasch in überlegner Anzahl von allen Seiten anzufallen, und nicht eher zu ruhen, bis er erdrückt ist. Jeder bewaffnete Räuber, der die Gränze überschreitet, werde gemordet! Wie? und wodurch dies geschieht? das ist gleichgültig. Hierzu sind keine schnurgleichen Bataillons, keine Paradeschritte nöthig.

„Die Fechtart der Infanterie beschränke sich also auf das zerstreute Feuern (Tirailliren), auf das Feuern mit ganzen Divisionen, und auf das Einbrechen mit dem Degen in der Faust — bei Tage à la debandade, und bei Nacht in Colonnen.

„Das erste sey, mit Ausnahme einiger hinterhaltener Trupps der Infanterie ihre vorzüglichste Art zu fechten. Sie überschwemme so die ganze Gegend, wo der Feind herkommt. Bekannt mit allen Schlichen und Wegen,

bekannt durch ihre Erfahrung und Uebung mit jeder Eigenschaft des Terrains, harzelirt sie ihn ununterbrochen mit größter Sicherheit. Aus jedem Graben und Busch, hinter jeder Anhöhe und jedem Baum, drohe dem feindlichen Späher der Tod! Jede Hülfsquelle, Nachricht u. s. w. werde ihm abgeschnitten; jedes Nachtlager überfallen; jede vorgeschickte Patrouille aufgehoben; und jeder Versuch, die diesseitigen Corps zu umgehen ꝛc., werde, wo nicht sogleich vereitelt, doch zeitig genug beachtet. So lange sie noch zu schwach ist, zieht sie sich bei ununterbrochnem Vordringen des Feindes immer fechtend zurück, bis sie ihn auf dem Punkt der Entscheidung hat, wo sie ihm in jeder Art überlegen ist. Muß sie hiebei eine freie Gegend passiren, wo sie von Cavallerie angegriffen werden kann, so formiren ihre Reservetrupps Quarrees, in welche sich dann die einzeln Fechtenden im Fall der Noth zurückziehen können, und welche mit gesenkten Piken und wohlangebrachtem ruhigen Feuer jeden Angriff zurückweisen werden. Rückt geschlossene feindliche Infanterie zwischen ihr vor, wenn sie so zerstreut ficht, so hat sie sogleich gewonnen Spiel; denn sie kann dieselbe immer ununterbrochen beschießen und sich vor ihrem wenigen Feuer verbergen, sobald sie aber ihr auf allen Seiten überlegen ist, sich schwärmend auf ihre Flanke werfen, und auf allen Ecken darüber herfallen.

Das geschloßne Feuer werde eigentlich nur vertheidigungsweise gebraucht, das heißt, auf wichtigen

Punkten, die aus irgend einem Grund behauptet werden sollen, oder gegen Cavallerie. Wird sie also in einer solchen Lage angegriffen, so kniet ein Glied mit vorgehaltener Pike nieder, und die andern zwei feuern darüber weg *).

Ist endlich der Zeitpunkt gekommen, wo sie selbst angreift, so geschehe es mit dem Säbel in der Faust. Schnell wie der Blitz, und wüthend, wie eine ihres Jungen beraubte Löwin, stürze sie dann zwischen die Feinde, und schlachte so lange, bis es nichts mehr zu schlachten giebt. — Das Wie? und Wann? muß durch die Anführer bestimmt werden, und gehört in die höhere Taktik.

Daß man dergleichen Nationaltruppen nicht ohne Noth, und ohne den Feind unmittelbar dafür zu züchtigen, starkem Kanonenfeuer aussetzen muß, versteht sich von selbst: denn das Ungewohnte macht im Anfange zu starken Eindruck, und es ist auch das Herzblut des

*) Die Pike ist das einzige Mittel, um Infanterie im Freien vor den Anfällen der Cavallerie zu sichern; weit zuverlässiger als die schwer zu transportirenden spanischen Reuter; und doch so leicht zu führen und anzuschaffen! — Ich habe selbst bei der Cavallerie gedient, und bin gewiß so von ihren Vorzügen eingenommen, als irgend Jemand, und hinlänglich von ihrer natürlichen Ueberlegenheit über andre Waffen überzeugt. — Allein gegen ein gut geschlossenes Quarree von Piken, mit wohlgeübten ruhig bleibenden Schützen dahinter, weiß ich — bis jetzt — noch keinen Rath.

Staats, was man hier ohne Noth vergießen läßt. Deshalb mache man es, wie oben erwähnt, zur Regel, daß jeder Hauptangriff, wo möglich, bei Nacht geschieht. Dann wird jenes mörderische Geschütz meist unnütz; dann trägt Ueberraschung, der Schlaf, die Dunkelheit, kurz, alles dazu bei, um Verwirrung zu verbreiten, und jedes Sammeln und Ordnen bei dem Ueberfallnen unmöglich zu machen. Ein guter Rückzug fällt also bei demselben ganz weg, besonders wenn der Feind erst angekommen ist und das Terrain noch nicht genau kennt. Ferner sehe man darauf, daß man bei dergleichen Angriffen den Feind wenigstens auf dem Angriffspunkt weit überlegen ist, damit die Sache bald entschieden wird, und er nicht Zeit gewinnt, mit seiner vielleicht starken Artillerie zu agiren, und damit man auch überhaupt seiner Sache ganz gewiß ist; denn bei Hauptangriffen muß man sicher gehn — man muß selbige nicht nur versuchen wollen. Lieber verschiebe man sie bis zu besserer Gelegenheit. — Dies aber alles unbeschadet des Hauptgrundsatzes: immer ohne langes Besinnen frisch darauf los zu gehn.

*Total geschlagen zu werden, ist bei einer solchen Armee und einer solchen Fechtart der Natur der Sache nach unmöglich, und der Feind würde auch mit einer gewonnenen Schlacht wenig gewinnen; denn er würde beim Vordringen in das Land überall nur Greise und alte Weiber, aber keine Lebensmittel, kein Vieh ꝛc.

finden. Dagegen würde er ſich auf jedem Schritt vorwärts von friſchen Truppen angegriffen ſehn, die ſich ſtündlich vermehrten und die um ſo wüthender fechten würden, je weiter er vorrückte. Er dürfte keine Patrouille ausſchicken, die Spione könnten nur Nachrichten von alten Weibern bringen, ſeine Magazine wären in ſtündlicher Gefahr, und er würde auch ohne weitere Schlacht, zuletzt Gott danken müſſen, wenn er wieder über die Gränze wäre *). Ich abſtrahire alſo von allen Regeln des Rückzugs, als von unnöthigem Geſchwätz.

» Apologie der Teutſchen.

Nie hat es ein Volk gegeben, das, während es beſiegt und ſeine Städte und Dörfer vom Feinde beſetzt waren, ſich ſo ſchamlos aller Gebrechen bezüchtigt hätte, als wir Teutſche. Menſchen ohne literariſchen Werth, die im Sumpfe der Geſellſchaft alles Ehrgefühl und alle Achtung gegen die Menſchheit in ihrem Buſen ausgetilgt hatten, traten auf und nannten die teutſche Nation

---

*) Amerika, und alle andere Länder, wo das ganze Volk die Waffen für Vaterland und Verfaſſung ergreift, haben gezeigt, wie es eingebildeten Siegern geht, die ſich ſo dreuſt in das Land hinein wagen. O ihr Teutſchen, denkt doch an eurem Herrmann!!!

ein Volk ohne Ehrliebe und Patriotismus, voll Selbstsüchtelei und feiger Liebe zum Leben, ohne moralischen Gehalt und ohne Würde, und dies hat der Abschaum der Nation so lange wiederholt, daß endlich ein Theil von Menschen, der weder beobachtet noch prüft, weder sich noch Andern etwas zutrauet, diese Anklagen und Beschuldigungen als einen ausgemachten Glaubensartikel annimmt. Wer nichts Gutes thun soll, dem darf man nur recht oft vorpredigen, daß er zu nichts Guten Lust habe; wer feig jede Schmach und Schande ertragen soll, dem darf man nur stets einschärfen, daß er zu jeder großen, aber gefahrvollen That ungeschickt sey, und man mordet alles, was Pflicht und Ehre gebieten, im Keime. Das Mißtrauen gegen Menschen, die noch nichts gethan haben, benimmt ihnen alle Lust, etwas Nützliches auszuführen; das stete Tadeln eines Menschen macht ihn gegen alle Vorwürfe gleichgültig und wer noch nicht böse ist, der wird es durch Andere, welche ihm nicht nur nichts Gutes zutrauen, sondern alles Böse zuschreiben. Man muß von dem Menschen etwas erwarten, wenn er sich vom Boden erheben und einer rühmlichen That ins Gesicht schauen soll.

Man sagt: „in den Teutschen sey alles Ehrgefühl erstorben; sie seyen gegen Ehre und Ruhm gleichgültig, und man könne ihnen jede Demüthigung, jede Wegwerfung zumuthen, und sie ertrügen sie zahm und geduldig.“ Ein Volk, das so richtig fühlt und denkt,

das für das Gute so innig, ja enthusiastisch eingenommen ist, als das Teutsche, liebt auch die Ehre; es achter Andere, aber es will auch geachtet seyn; es muthet Andern nichts Schimpfliches zu, aber es erträgt auch keinen Schimpf. Vor zwei Jahren schrieb man den Teutschen noch das lebhafteste Ehrgefühl zu, und ein Krieg, worin die Nation nicht gehandelt und in welchem man sich ihr nicht anvertrauet hat, soll sie auf einmal zu dem ehr- und gefühllosesten Gesindel herabgewürdigt haben, das unter der Sonne herumwandelt. Allein Millionen fühlen sich tief gekränkt und gedemüthigt über das Loos, das ihnen gefallen ist; Millionen seufzen über die Schmach, die man ihnen angethan hat, aber sie ertragen mit Resignation, weil die nicht gehandelt haben, welche ihre Vorgesetzten waren. Nicht die Nation ist ohne Ehrgefühl, das vielleicht nie stärker und lebendiger gewesen ist, als jetzt, sondern höchstens einzelne Individuen, welche aus Feigheit, oder Verkennung des Zeitgeistes oder aus einer unrichtigen Ansicht der Dinge ihre Pflicht nicht thaten. Der Nation kann das Unglück, das sie betroffen hat, nicht zugeschrieben werden; man hat sie nicht zum Handeln aufgefodert; man hat sich nicht an sie gewandt; man hat sie als den Niemand angesehen. Hieran sind Adelsvorurtheile, Kurzsichtigkeit, dummer Stolz und Unwissenheit Schuld gewesen.

= Wie viele Teutſche giebt es jetzt nicht, die im Innern trauern über das, was ſie ſehen, und denen die Nationalehre über alles geht? Sind Einige als kalte Egoiſten der Ehre abgeſtorben, ſo iſt dies nicht die Nation; einzelne Individuen der Geſellſchaft beſtimmen nicht das Eigenthümliche eines ganzen Volks.

= Der Teutſche iſt aufgeklärt, er denkt und vergleicht ſich mit Andern, und wer dies zu thun im Stande iſt und ſich nicht in Laſtern und Verbrechen entnervt und entmenſchlicht hat, der beſitzt auch Ehrgefühl. Seit beinahe zehn Jahren lagen alle Elemente in den Teutſchen bereit, die ſie zu einigen im Stande waren, allein diejenigen, die an der Spitze ſtanden, verſtanden die Zeit nicht und waren auch nicht geeignet, aus Einzelnheiten ein Ganzes zu machen. Erhält der Teutſche neue Gelegenheit, ſeinen Muth und ſeine Einſicht zu zeigen, ſo wird man ſehen, zu welchen rühmlichen Thaten ihn das Ehrgefühl treibt. Er ſchätzt die Ehre eben ſo hoch als irgend ein andres Volk in Europa; er iſt kraftvoll und ſtark, und was ſein Wille beſchließt, das iſt ſein Körper auch im Stande auszuführen. Mögen daher diejenigen verſtummen, die der teutſchen Nation das Ehrgefühl und die Ehrliebe abſprechen! Entweder ſie ſind ſelbſt ohne Enthuſiasmus für Ehre, d. h. ohne die lebendigſte Achtung gegen die Vernunft, die Tugend, das Recht, die Freiheit und die Selbſtſtändigkeit der Nation, oder ſie ſind Verräther.

Die schlechtesten Menschen denken am nachtheiligsten von Andern. Wer der Tugend alle Aufopferung willig darbringt, der spricht auch Andern die Eigenschaften nicht ab, welche von jedem menschlich Fühlenden und richtig Denkenden unzertrennlich sind. Wollüstlinge, Spieler, Speichellecker u. s w. haben der teutschen Nation das Ehrgefühl abgesprochen, nicht aus Unwillen über das, was sie sahen, sondern aus Muthwillen, aus der Sucht, Aufsehen zu machen und aus leidiger Gewohnheit.

Man macht den Teutschen auch den Vorwurf der Feigheit, aber Feigheit und Teutschheit sind zwei Wörter, die einander fliehen, wie Wasser und Feuer, und die sich einander nie beisammen gesehen haben. Nichts ist jämmerlicher als das Vorgeben, daß Teutsche feig seyn. Wenn sie kopflos angeführt werden, wenn die Anführer die häßlichste Eifersucht plagt, wenn keiner dem Andern gehorchen will und wenn nirgends ein Plan sichtbar ist, so müssen selbst Götter die Sache der Ehre verlieren, die auf dem Spiele steht. Der Teutsche ist moralisch veredelt; er ist stark und kernhaft, und alle Elemente des Muths — Gesundheit und Energie des Körpers und Gefühl für das Moralische und das Große — liegen in ihm, so daß Tapferkeit seiner Natur so eigenthümlich ist, wie das Licht der Sonne.

Teutsche waren es, die in Pommern, in Preußen u. s. w. fochten, und wären sie zahlreicher gewesen, so würde der Sieg nicht zweifelhaft geblieben

seyn. Die Feigheit widerstreitet der teutschen Denkart so sehr, daß Feigheit und Brudermord für gleich abscheulich angesehen werden. Jahrtausende stehen als Zeugen der teutschen Tapferkeit auf und vernichten einen Vorwurf, welchen den Teutschen elende Selbstsüchtelei oder Unwille macht. Was die Teutschen unter Männern von Kopf und Kühnheit beginnen, das führen sie auch muthig und getrost durch. Man gebe ihnen Anführer, welche mit Einsicht, Energie und Schnelligkeit verbinden und sie können wohl sterben, aber nicht lebendig als Besiegte aus dem Kampfe gehen!

Feig ist bloß der, welcher gleichgültig gegen Ehre und Schande, gegen Pflicht und Recht ist, und der sich in den Sinnenlüsten entnervt hat. Die Teutschen sind keines von diesen. Gegen Verweichlichung und gegen Entkräftung durch Sinnentaumel schützt sie ihre Umgebung; die Natur, die sie umringt, ist rauh und karg und nöthigt sie zum Kampf, um nicht zu unterliegen. Wider Gleichgültigkeit gegen das Moralische sichert sie ihr tiefer und lebendiger religiöser Sinn, und man kann mit Recht behaupten, daß nicht leicht bei einer Nation so viele ächte Religion herrscht, als bei der teutschen: dies beweist das Gute, das sie stets gethan hat, die Wahrheitsliebe, welche ihr stets eigen gewesen ist, und die Anhänglichkeit an die Pflichten, welche dem Menschen und Bürger obliegen, und an die Treue und Redlichkeit, mit welcher Teutsche ihren Beruf in allen Verhältnissen

und in allen Gegenden der Erde erfüllen. Es ist daher nichts ungegründeter, als der Vorwurf einer allzugroßen Anhänglichkeit an das Leben und einer ehrlosen Furcht vor dem Tode. Feig waren die Teutschen nie, und können es nie werden, so lange ihre Natur und ihre Umgebungen dieselben bleiben. Sie sind zum Kampfe geboren; von der Wiege bis zum Grabe stürmen Mühen und Gefahren auf sie los, und jeder Genuß, der ihnen zu Theil wird, ist erst der Lohn angestrengter Thätigkeit.

Woher aber rührt der Vorwurf der Feigheit, den man jetzt den Teutschen macht und der sonst nie über jemandes Lippen zu springen wagte? Sie sind bei Jena und Auerstädt nicht bloß geschlagen, sondern sogar zerstreut worden. Dies gleicht freilich einem Wunder, weil es sicherlich in der teutschen Geschichte unerhört ist, allein eine Sache, die ganz natürlich zugeht, ist kein Wunder mehr. Alles war bisher an den blindesten Gehorsam gewöhnt; niemand hatte seine Kräfte nach eigner Einsicht brauchen gelernt; jeder that nur das, was ihm befohlen war: denn jede Abweichung von einem Befehle und alles Thun dessen, was nicht befohlen war, wurde als ein großes Verbrechen betrachtet. Das Unnatürliche wurde Gewohnheit und die Menschen, welche man bisher als Maschinen behandelt hatte, sollten auf einmal selbstthätig handeln. Dies war aber unmöglich. Ihre Anführer mußten daher, als die Seele des Ganzen,

die hervorragendsten Köpfe und die kühnsten und kenntnißreichsten Männer seyn, und jedem Unfalle und jeder Unordnung vorbeugen, wenn nicht Unglück auf Unglück folgen sollte. Und was waren die Anführer? Männer, die wohl für vergangene Zeiten geeignet waren, wo gewöhnliche Dinge mit gewöhnlichen Mitteln ausgeführt werden, aber nicht für Tage, wo dem Genie alle Kräfte zu Gebote stehen. Waren also die Anführer entweder aus dem Kampfe entfernt, oder brachen Unordnungen während des Gefechtes herein, so war auch die Maschine, mit der man handelte, ohne weitern Nutzen; sie fiel in Trümmern und die Zerstreuung erfolgte, wie dies geschehen ist.

Der Soldat muß nicht als bloße Maschine behandelt werden, sondern man muß ihn auch seine Kräfte selbst brauchen lehren, damit er sich selbst helfen kann und damit er, wenn Gefahr nahet, sogleich das zweckmäßigste Vorbeugungsmittel dagegen wählt. Die Franzosen, aus dem Kerne der Nation ausgelesen, wissen sich sogleich zu helfen, sobald irgend ein unerwarteter Umstand eintritt. Sie bleiben freie Wesen, selbst im Gefechte. Ihre Tirailleurs suchen den schicklichsten Punkt aus, wo sie am meisten schaden können und sind dabei eben so thätig als klug. Der Teutsche kann dies alles auch seyn, wenn man ihn stets als Menschen behandelt, und für jeden die Laufbahn der Ehre offen behält. Mit Ausdauer und Muth verbindet er einen sichern Blick und

einen gesunden Verstand, der ihn gewiß zum vorgesteckten Ziele führt.

Die Schlachten bei Jena und Auerstädt können also nicht als Beleg der Feigheit der Teutschen gelten, weil weder die Nationalmasse da gefochten hat, noch die Nationaleinsicht und Nationaldenkungsart sich da zeigen konnte.

Schon alt ist die Klage, daß die Teutschen keine Vaterlandsliebe besäßen, und daß sie eben so leicht den Boden als den Fürsten wechselten. Allein so alt diese Klage auch seyn mag, so ungegründet bleibt sie doch im Ganzen. Jeder Mensch hat eine Vorliebe für die Stelle, auf welcher er zur Welt kommt; er verläßt sie nicht ohne dringende Ursachen, und geht es ihm daselbst nicht ganz schlecht, so siedelt er sich früh oder spät daselbst an. Mit dieser Vorliebe für den Boden vergesellschaftet sich eine Eingenommenheit für alles, was daselbst ist. Die Sonne scheint daselbst schöner, die Früchte sind wohlschmeckender, die Menschen besser, die Verfassung ist zweckmäßiger und die Lasten sind weniger drückend, und diese Ansicht erzeugt einen Patriotismus, der, weise benutzt, der größten Thaten und Aufopferungen fähig ist. Diese Stimmung ist dem Menschen so natürlich, wie der Luft die Elasticität. Empfindungen und Ideen sind im Menschen vaterländisch; ihre Wiege ist der Boden, auf dem jemand geboren wird, und die Umgebungen, in denen jemand lebt; sie wachsen auf und bilden sich in

den Gesprächen aus, die wir mit Eltern und Anverwandten, mit Sprachgenossen und Freunden halten, und jedem, der nicht ganz verwahrlost ist, überfällt eine wehmüthige Empfindung, sobald er an sein Vaterland denkt. Die frühesten Eindrücke gehen nicht verloren, weil sie die ersten und stärksten sind, und erwachen sogleich in ihrer Lebendigkeit wieder, sobald wir einen Blick auf unser Vaterland zurück werfen.

Das Vaterland giebt uns Sitte und Denkart; die Sprache und unsere eigenthümliche Individualität haben wir ihm zu verdanken. Durch die Banden der Gewohnheit, der süßen Töne der Muttersprache und der Dankbarkeit sind wir an dasselbe gefesselt und in alles, was vaterländisch ist, gezaubert. Unwillkührlich huldigen wir dem Vaterlande und sind seine Lobredner.

Die Teutschen hängen nicht bloß sehr an ihrem vaterländischen Boden, sondern haben auch eine große Anhänglichkeit an ihre alte Verfassung, an ihre Fürsten und an ihre hergebrachten Gewohnheiten. Hat man sie auch oft vertauschet, verhandelt u. s. w., so loben sie doch ihre vaterländischen Regenten und haben keine Lust, Ausländern zu gehorchen und sich von ihnen beherrschen zu lassen. Da in neuern Zeiten die Aufklärung allgemeiner, die Einsichten vermehrt, und die Vergleichungspunkte vervielfältiget worden waren, so war auch unter den Teutschen der Patriotismus lebendiger, allgemeiner und stärker worden. Das Volk war bereit, alles zur

Rettung seiner Ehre und Unabhängigkeit, seiner Verfassung und seiner Fürsten zu thun, und aus einer unbegreiflichen Verblendung machten diejenigen, welche das Steuerruder des Staats in Händen hatten, keinen Gebrauch von der glühenden Vaterlandsliebe und der unerschütterlichen Anhänglichkeit an Fürsten und Verfassung. Man mißtrauete denen, welche allein helfen konnten, und stürzte sich und das Vaterland in das größte Unglück.

Wer jetzt das teutsche Vaterland durchreist, der erhält allenthalben Gelegenheit zu hören, wie sehr jeder, der nicht ganz stumpfsinnig ist, alles das vorzieht, was Teutsch ist, was der vaterländischen Sitte huldigt und den vaterländischen Einrichtungen entspricht. Man ist patriotischer als je, weil man den Unterschied zwischen dem, was ist und war, nie empfindlicher fühlte als jetzt. Und warum sollte der Teutsche nicht patriotisch gesinnt seyn? War gleich Teutschland in mehrere Staaten getheilt, deren Fürsten sich jeder von einem besondern Interesse leiten ließ, so war doch das Volk einiger als man wähnte. Sprache, Sitte, Denkart und Behandlungsweise einigte alles, und was äußerlich getrennt schien, das war in der Gesinnung einig. Die Teutschen sind ein religiöses und moralisch gesinntes Volk; sie verabscheuen jedes Unrecht und befördern jedes Gute und ein solches Volk ist nie ohne Patriotismus. Man hat diesen aber fast nie benutzt; man sprach mit dem

Volke bloß in Befehlen, nicht in Ermunterungen und Aufforderungen; man behandelte die Teutschen beständig als Unmündige, sah sie nie als freie selbstständige Männer an, und diese ungerechte, ungeschickte Behandlung, diese Verkennung der Ersinnung hat die Teutschen in den Ruf gebracht, als ob sie keinen Funken von Patriotismus hätten. Kluge Männer, die den Menschen kennen und achten, wären leicht im Stande gewesen, jede scheinbare Trennung in Teutschland zu vernichten, allein es schien, als ob Klugheit und Einsicht zu allem Andern, nur nicht zum Regieren, nöthig und nützlich seyn. Hätte man den Teutschen etwas zugetrauet, hätte man große Ansprüche an sie gemacht, und hätte man sie offen und bieder behandelt, so würde es keine Art von Aufopferung gegeben haben, deren sie nicht fähig gewesen wären; sie hätten gezeigt, daß sie alle Teutschen als Brüder betrachteten, daß Einer für den Andern zu sterben bereit sey.

Man klagt die Teutschen der Egoisterei an, allein alles, was das teutsche Gewand trägt, widerspricht diesem Vorwurfe. Bei welcher andern Nation würde wohl die kritische Philosophie in Ansehung ihres praktischen Theiles so vielen Beifall gefunden haben, als bei den Teutschen? Das Gute soll um seiner selbst willen gethan werden; was Pflicht ist, das soll ausgeführt werden, ohne daß man eben weiter drrnach fragt, was daraus kommt. Die Achtung gegen die Vernunft, gegen

die Menschheit soll der höchste Bestimmungsgrund alles moralischen Thuns und Lassens seyn: so will es die ganze menschliche Natur, und dieser uneigennützigen Denkart zollten die Teutschen einen Beifall, welchen ihr keine andere Nation gegeben hätte. Kann wohl bei einer solchen Stimmung die Teutschen der Vorwurf der Egoisterei treffen, mehr als jede andere Nation in Europa? Sicherlich nicht! Sie sind weit weniger egoistisch, als andere Völker. Allein der Egoismus ist eben so natürlich, als die Tugend; niemand braucht sein Wohl, seinen Vortheil zu vernachlässigen, wenn er nur keine Pflicht dabei verletzt. Die Sinnlichkeit — die Mutter des Egoismus — verlangt eben sowohl Befriedigung als die Vernunft; nur soll jene nicht über diese herrschen, sondern das Sittengesetz soll der höchste und letzte Bestimmungsgrund des menschlichen Willens seyn. Wie viel ist in Teutschland für die öffentliche Erziehung und für den öffentlichen Unterricht gethan worden! Wo giebt es ein Volk in Europa, bei dem sich die höhern und niedern Schulen im Ganzen in einem solchen trefflichen Zustande befinden, als in Teutschland? Unterthanen und Regenten wetteiferten mit einander, um den öffentlichen Unterricht zu verbessern. Und wo trifft man so viele gemeinnützige Anstalten an, als in Teutschland, welche Privatleute gestiftet haben und unterhalten? Der Egoismus ist in Teutschland sicherlich weit weniger vorherrschend als in andern Ländern

Europens. Mit der strengen und uneigennützigen Anhänglichkeit der Teutschen an das, was Pflicht ist, verträgt sich kein Egoismus, den man der Nation zum Vorwurfe machen kann. Einzelne eiskalte Egoisten wird es immer geben, aber diese sind noch nicht die Nation selbst, welche zu Aufopferungen zu bewegen ist, sobald man sie nur zu behandeln weiß.

In Teutschland aber versteht man es nur zu oft in der Behandlung der Unterthanen, und daher kommen mehrere Vorwürfe, die aber nicht die Nation treffen, sondern die, welche sich so schlecht auf das Regieren verstehen. Man glaubt durch Härte, Kälte, ja wohl gar Grobheit, das auszurichten, was bloß durch Milde, Güte und Höflichkeit bewirkt werden kann; niemand beträgt sich roher und gröber, als der größte Theil der teutschen Beamten gegen die Unterthanen, die sie eben so wegwerfend als ungerecht behandeln. Der Beamte soll höflich und gefällig seyn, weil nur ein solches Betragen einem gebildeten Manne geziemt und das Herz des Ungebildeten gewinnt.

Man nennt die Teutschen dumm und einfältig; aber sie sind keines von beiden. Sie sind ehrlich und bieder und halten auf Treue und Redlichkeit. Weil sie alles so meinen, wie sie es sagen, so machen sie die Anfoderung, daß Andere eben so verfahren, und daß sie aus Ehrfurcht gegen die Pflicht eben so handeln. Wenn alle Nationen treulos handelten, so müßten alle Ver

bindungen zwischen ihnen aufhören. Das Halten am gegebenen Worte sichert den Verkehr und den Frieden zwischen den verschiedenen Völkern der Erde, und die Menschen würden an sich selbst irre werden, wenn Untreue und Betrug an die Tagesordnung kämen, weil sie alle Stützpunkte in ihrem Gemüthe verlören.

≠Die Teutschen hassen politische Ränke und Zweideutigkeiten, weil sie wissen, daß dieselben nur eine Zeitlang fruchten, und daß sie endlich das größte Verderben über die Nation bringen, welche sich dieselben erlaubt. Im Weltlaufe ist auf Ehrlichkeit, nicht auf Hinterlist gerechnet; das Rechte erhält das Menschengeschlecht, das Ungerechte hingegen zerstört alle Socialverhältnisse.

≠Wenn wir nunmehro alle Eigenschaften, die den Teutschen eigenthümlich sind, in einem kurzen Gemälde zusammenfassen, so erhalten wir folgendes Resultat: die Teutschen sind ein starkes, gesundes und kernhaftes Volk; sie sind arbeitsam und unternehmend; sie fürchten sich weder vor Mühseligkeiten noch vor Gefahren; sie sind treu, ehrlich und friedfertig; sie achten das Recht, lieben die Freiheit und verehren die Tugend; sie lieben ihr Vaterland und scheuen keine Aufopferung, sobald man sie für etwas zu interessiren weiß; sie sind religiös, ohne bigott zu seyn; sie gehorchen willig dem Gesetze und zollen Ehrfurcht ihren Obern; sie sind dankbar, ehrliebend und biederherzig. Gegen das Ausland sind sie mehr als gerecht; sie trauen sich selbst weniger

zu, als sie vermögen. Hätten sie mehr Selbstvertrauen, mehr Nationalstolz und mehr Zuversicht auf eigne Geschicklichkeit und eigne Kraft, so würde die Zeitgeschichte anders lauten. Sind sie gleich etwas langsam, so besitzen sie dafür desto mehr Ausdauer. Was andre Nationen durch Schnelligkeit ausrichten, das gelingt ihnen durch ihre Beharrlichkeit und Festigkeit. Daß ihre Geschichte nicht ganz dieser Schilderung entspricht, liegt nicht an ihnen, sondern an denen, die ihre Angelegenheiten leiteten. Mit einem solchen biedern, tapfern, getreuen und standhaftem Volke, als die Teutschen sind, läßt sich alles ausführen, was die Hochachtung der Welt verdient.

Todesfeier des Prinzen Ludwig von Preußen.

Es schloß sich der Tempel des Janus,
Bluttriefend floh von uns die Eris.
Gefallen sind sie, die schrecklichen Schläge des Schicksals,
Doch Asche, Verwüstung und blutige Tritte
Bezeichnen uns seinen zermalmenden Gang. —
Nun töne, o Klage, den Opfern des schrecklichen Krieges,
Nun heule, o Todten-Gesang, durch öde Provinzen!
Doch trocknet, ihr Thränen verwaiseter Kinder,
Verstumme, o Klage verwittweter Gatten,

Entfliehe, o Trauer, verlornen Brüdern geweihet:
Vereinet nur Einem die Klage, die Thränen, die Trauer,
Dem Einen nur töne die Lorbeer-umwundene Lyra,
Dir Herrlichstem unter Teutoniens Söhnen,
Ludwig Leonidas!

Gefallen o bist du, dein Heldenblut strömte in Staub,
Du Heros im Heere der Preußen;
Hier sankst du am Grabe Germaniens! —
Mit Löwenkraft kämpfend war Sieg oder Tod deine Losung.
Entschlüpfend entfloh dir die flatternde Göttin des Sieges,
Da blicktest du kühn ins grinsende Antlitz des Todes,
Und starbest für König und Ehre!

Ertöne, o Klage, strömt, Thränen, umhülle uns, Trauer,
Er fiel! er starb von Teutschlands Söhnen der Hehrste,
Ludwig Leonidas!

Wer wagt es, ihr Jünglinge Teutschlands,
Wer wäre so stolz wohl, mit ihm sich zu messen?
In Bildung des Mannes ein Halbgott,
Vollendet wie Phoibos Apollon,
Doch kräftig und kühn, wie Kastor und Pollux

Die Schützer des krieg'rischen Sparta's:
So stand er, der Hohe, ein Abgott Borussiens Heere.
Ihn weihend, belebten mit sprühenden Funken des Geistes
Die Götter die hohe, vollendete männliche Bildung.
Nichts war ihm fremd, das Wissen der Menschen ein Leichtes.
Mit Allmacht der Seele umfaßt' er
Die Kunst und der Wissenschaft Inhalt.
Vertraut mit dem Genius Mozarts
Erklang ihm, wie diesem, die Saite.
Wie Sonnenstrahl mächtig das Dunkel,
Durchdrang er die Tiefen des Geistes.
Gebot nur sein Wille, vollbracht' er. —
Ha! stürmt' er einher in den Schlachten,
So jubelte freudig der Krieger.
Ein Himmlischer schien er, wie Jene,
Die einstens vor Iliums Mauern,
Gehüllet in menschliche Bildung,
Mit Götterkraft stritten für Hellas.
Dann flammte ihm dunkel das Auge
Und schnaubend flog mit ihm sein Roß.
Ein Blitzstrahl aus finsterer Wolke,
So zuckte er vor seinem Phalanx
Der Erste, ihm folgte der Donner!
Nie kannt' er Gefahren des Todes;
Die bleiche Furcht krümmte sich zitternd,

Matt unter dem Huf seines Rosses.
Ha! sah ich ihn so nicht bei Altdorf? —
Getroffen von wichtigem Eisen,
Sank unter ihm Albions Stürmer. —
Bei Zahlbach, wo strömend sein Blut floß?
Und dennoch der blühende Lorbeer
Die Locken des Jünglings bekränzte.
Bei Roth, wo er Felder des Weines
Mit Blute des Feindes besprengte?
So war er als Mann, so hob er sich strahlend,
Weit über die Schwachen der Zeit!
D'rum sahen die Jünglinge Preußens
Mit Staunen zu ihm auf und strebten
Nur ferne sein Bild zu erreichen.
D'rum folgten vertrauend die Krieger,
Wenn er sie voll Heldenmuth führte;
D'rum sahen die welkenden Greise,
Sich tröstend, voll Hoffnung auf ihn.
Mit Tugend des Mannes verband er
Die mild're des fühlenden Herzens.
Nicht achtet' er Stand, nicht prunkende Zierden
Am Aeußern des Menschen, vom Zufall
Geschenkt oft dem wenigst Verdienten.
Ihm galt nur das Inn're. Den Menschen
Nur schätzt' er und nimmer den Günstling
Der Laune des blinden Geschickes.
D'rum reichtest du, Humanität, Ihm,

Dem Liebling', die duftende Krone,
Zum Stern-Diademe des Mannes.
D'rum weinet auch ihr, ihr Töchter Tuiskons,
Er war euch Idol und richtiger Maaßstab,
Den Werth zu ermessen des Mannes,
Den ihr euch für's Leben erkoret.

Drum töne, o Klage, strömt, Thränen, umhülle uns, Trauer!
Er fiel, er starb von Teutschlands Söhnen der Hehrste,
Ludwig Herrmann!

Mit Alpengewichte drückt uns der Gram,
Doch Wohl ihm und Heil, daß er fiel!
Ihm waren die Götter gewogen,
Sie bargen ihm gnädig die Scene,
Voll Trauer und stechender Schmach.
Er sollte die Tage nicht sehen,
Wo sie, die die Krone umständen
Des edelsten, gütigsten Königs,
Sich wälzten in Schande und Schimpf.
Was wär' es gewesen dem edlen,
Nach Thaten heiß dürstenden Manne,
Dem Ehre die Religion war,
Zu sehen, wie schimpfliche Furcht
Und schurkische Bosheit die Söhne
Borussiens ließen zertreten! —

O Wohl ihm, er starb noch als Held,
Noch unüberwunden und frei! —
Sie schlug, sie schlug, die fürchterlichste Stunde,
Die Hore zog in Flor gehüllt herauf;
Da floh aus offner, tiefer Herzens-Wunde
Das Leben, endend seinen Heldenlauf.
Das Edle fiel mit Schönheit, Kraft im Bunde,
Das Ew'ge schwang sich aus dem Staube auf.
Er opferte die Blüthe seiner Tage
Auf Teutschlands blutbesprütztem Sarkophage.

Seit Jahren schon dacht' er nur den Gedanken
Zu messen sich mit ihm, dem Weltbezwinger.
Willkommen war ihm nun die Losung
Zum heißersehnten Kampf. Die Tuba klang! —
Vom Heldengeist getrieben stürzt' er kühnlich
Zum zweifelhaften Streit mit fünfmal stärk'rer Zahl.
Den Spartern gleich, die weihend sich dem Tode,
Einst bei Termopylä Legionen widerstanden.
Das Saalthal ward Termopylä!
Getrieben vom Heldengeist stürmt' er zur Schlacht,
Zu lange schon hatt' er getrachtet,
Den Lorbeer zu reißen dem Franken vom Haupt,
Er wollte das erste Reis haschen.
Doch ach, das ernste Schicksal zog verhängend
Schon über Preußens blühendem Staat!
Die Schaaren, die der Held zum Kampfe führte,

Vermogten nicht den mächt'gen Feind zu stürzen.
Sie stritten — starben — floh'n!
Da schlug die schrecklich fürchterliche Stunde,
Die Hore zog in Flor gehüllt herauf.
Allein stand er, die blasse Furcht verhöhnend,
Im Thal der Saale, wie Leonidas.
Umringt von Feinden war er noch ein Wetter,
Und wohin er traf mit blitzendem Schwerdt',
Floh Seele auf Seele zum Orkus.
Schon häuften sich zum Hügel todte Feinde,
Scheu vor dem Greuel bäumte sich sein Roß;
Gelähmt war ihm die rechte Hand, die linke
Blitzt' mit dem Schwerdt Verderben um sich her.
Schon mehrmals war ihm Gnade angeboten —
Ha! Gnade ihm, dem edeln Brennen-Sohn! —
Willkommen Tod für Vaterland und Ehre!
Da fuhr ein Stahl ihm tief ins edle Herz. —
Er wankte — sank — und starb im blut'gen Thal der Saale
Unüberwunden, frei!

Ertöne, o Klage, strömt, Thränen, umhülle uns, Trauer!
Er fiel, er starb von Teutschlands Söhnen der Hehrste,
Ludwig Leonidas!

Sein Geist entfloh hin, wo ihm schön're Kränze,
Wie die des irrd'schen Sieg's, geflochten sind;

Der Kranz des höher'n Sieg's: des Willens über Leben.

Der Einz'ge winkt — ha! immer noch der Einzige! —
Der große Oheim krönt den würd'gen Neffen.
Dort lodern seines Geistes Gottes-Funken,
Die hier erstickend nied're Erde dämpft',
Empor zur hohen, hellen Gottes-Flamme,
Die leuchtend über best're Sterne strahlt. —
Den edeln Leichnam hoben bärt'ge Krieger
Voll Ehrfurcht auf, die Thräne rann darauf.
Dem kurz zuvor von Wuth entflammten Auge
Entstrahlt jetzt mild des Herzens weiche Trauer.
Ein Gotteshaus, geweiht dem stillen Frieden,
Nahm sanft ihn auf in seinen kühlen Schooß.
Laut weinend stürzt' die Schaar gefang'ner Krieger
Zum hohen Todten, der ihr Abgott war.
Der Anblick löst das harte Eis der Herzen
Der rauhen Männer auf zum Thränen-Bach.
Des Feindes Erste nahen selbst voll Ehrfurcht
Und zitternd löst die Heldenhand die Locken
Des Helden-Haupts zum theuren Heiligthum.
So heischt die nun entseelte, kalte Hülle
Im Tode noch, was lebend sie gebot:
Ehrfurcht und Liebe Jedem, der ihr nah't.

Ertöne, o Klage, strömt, Thränen, umhüllet uns, Trauer,
Er fiel, er starb der Herrliche!

Ergreifend faßt uns der Erinn'rung Schauer
Und des Verluſt's unendlich Weh.
O klagt um ihn in ew'gen Trauertönen
Es ſtarb der Edelſte von Teutſchlands Söhnen.

O wäre ich mit dir, mit dir gefallen,
O hätte doch der Opferſieck
Mein Blut vermiſcht mit deinem eingeſogen
Im ſchönen Tod für's Vaterland.
Geheiligt iſt der Platz für alle Zeiten,
Kein Fuß entweihe je dies Heiligthum.
Die ſtärkſte Eiche aus Tuiskons Haine
Entgrüne d'rauf. Es wall' am Todestage
Dahin die Schaar der Edelſten des Volks,
Um ſie mit ew'gen Lorbeer zu bekränzen,
Am dem aus Männer-Augen Thränen glänzen.

F. v. Schleicher.
K. Pr. Officier.

Die jetzt regierende Königin von Preußen.

Nichts wird mehr verkannt, als eine große und erhabene Denkart, weil ſie kleinherzigen und egoiſtiſchen Menſchen unbegreiflich vorkommt, und nichts mehr geläſtert, als eine Handlungsweiſe eines Unglücklichen,

die ungewöhnlich, obschon höchst rühmlich ist. Die Königin von Preußen begleitete ihren erhabenen Gemahl in das Feld, weil sie es für Pflicht hielt, demjenigen, der ihr Alles ist, die Mühseligkeiten des beginnenden Feldzugs zu erleichtern. Alles bewunderte damals ihren Heroismus und alles lobte die treue Gattin, die dem Gatten folgte, wohin ihn Ehre und Pflicht ruften. Kaum aber waren die Schlachten von Auerstädt und Jena unglücklich für Preußen ausgefallen, so erhob sich eine wüthende Schmähsucht gegen eine Monarchin, die die Zierde des Thrones, die Krone der Frauen und die Freude der Mütter ist. Was Menschen betrifft, das interessirt sie; was gut und edel ist, das unterstützt sie; was rühmlich und ehrenvoll ist, das findet an ihr die eifrigste Lobrednerin. Ihre Unterthanen beten sie daher beinahe an und das Ausland, das Tugend achtet und Verstand schätzt, bewundert sie. Nie war daher je ein Vorwurf ungerechtet, als der, daß sie die Zwietracht zwischen Preußen und Frankreich entflammt und daß sie den Krieg mit veranlaßt habe. Der Krieg erfolgte ohne ihren Antrieb; er war nothwendig und konnte nicht vermieden werden. Entweder Preußens König gab alle Selbstständigkeit auf, was die Pflicht verbot, oder er versuchte den Kampf. Daß dieser so schmählich gefochten worden ist, und sich so unselig geendigt hat, das ist nicht die Schuld des Königs, und man kann wegen aller Unfälle, die Preußen

betroffen haben, niemand weiter anklagen, als den ersten Anführer. Die Königin von Preußen aber ist eine zu einsichtsvolle Dame, sie kennt das Zeitalter und den Zeitgeist zu genau; hätte sie daher Einfluß in die Regierung gehabt, so würde sie andern Rath gegeben haben, als man befolgt hat.

In den öffentlichen Schmähungen gegen eine Frau liegt aber so etwas Niedriges und Entehrendes, daß man nicht weiß, ob man Unwillen oder Mitleiden gegen die Urheber solcher Lästerungen äußern soll. Das Unglück ist eine heilige Sache, und eine Frau, die man lästert, weil sie jetzt, vielleicht nur eine kurze Zeit, die vorige Gewalt nicht mehr hat, fodert unwillkührlich alles, was ein Herz im Busen trägt, zu ihrer Vertheidigung heraus.

Wo sich die Königin von Preußen gezeigt hat, da hat sie auch die Liebe, die Achtung und die Verehrung Aller gewonnen. Sie denkt eben so human als sie edel handelt, und es wird bald die Zeit kommen, wo man der Größe ihres Geistes und dem Edelmuthe ihres Herzens die verdiente Ehre erweisen wird. Nach dem Frieden von Tilsit schrieb sie an ihre verehrte Schwester, die Prinzessin von Solms-Braunfels nach Töplitz Folgendes: „was für Schritte ich gethan habe, um Preußens Schicksal zu mildern, und wie wenig sie mir gelungen sind, das weiß die Welt, aber ich war es als liebende Gattin dem Könige, als zärtliche

Mutter meinen Kindern und als Königin meinem Volke schuldig. Das Gefühl, meine Pflicht erfüllt zu haben, ist mein einziger Lohn."

= Das Schicksal Preußens war in die Hände eines Bundesgenossen gegeben, dessen Umgebungen wenigstens Preußens Freunde nicht waren; diese kleinliche Eifersucht erhält die Welt in ewiger Unruhe und verbannt jeden Frieden von der Erde.

Große Furcht vor Preußen bei dem Ausbruche des Krieges im J. 1806.

Die Lästerer, welche jetzt die preußische Armee am meisten schmähen, waren vor dem Kriege die, welche die größten Thaten von ihr erwarteten. Der Feind fürchtete sie eben so sehr, als die Freunde große und gerechte Hoffnungen auf sie setzten. Wo die Franzosen vor der Schlacht bei Jena hinkamen, da erkundigten sie sich nicht allein sorgfältig, ob Preußen in der Nähe ständen, sondern sie verriethen auch durch ihr ganzes Betragen die größten Besorgnisse. Ein Wort, das wie Prusse klang, verscheuchte die Einzelnen, und selbst eine große Anzahl nahm die Flucht, sobald sich der Ruf hören ließ: die Preußen kommen! Preußens

Ruhm dauerte fort, und seine Armee würde auch die Erwartung, die man auf sie setzte, gerechtfertigt haben, wenn man Männer von Kopf, Kühnheit und Entschlossenheit an die Spitze gestellt hätte. Jugend und Kenntniß leihen jedem Unternehmen die sichere Hoffnung eines glücklichen Erfolges. Hätte man diese Maxime bei der preußischen Armee in Ansehung ihrer Anführer befolgt, so wäre der Sieg nicht zweifelhaft geblieben. Der erste glückliche Erfolg, den die noch fortdauernde Furcht erleichterte, hätte Wunder bewirkt, und Europa hätte jetzt eine andere Gestalt.

Auffoderung an den Herrn von Archenholz in Hamburg.

Mein Herr! Unterzeichneter ist derjenige Officier, den Sie im Januarstück Ihrer Minerva Seite 132 und 133 als den nichtswürdigsten aller Artillerie-Officiere öffentlich beschimpft haben und dabei das Faktum kühn verbürgen wollen.

Wer aber Muth genug hat, mit ruhiger Feder vorsätzlich entehrend beleidigen zu können, der muß auch Muth und Fähigkeit haben, Genugthuung zu geben.

Daher fodere ich Sie als Mann von Ehre hiermit öffentlich auf, sich mit zwei Sachverständigen zu Lübeck im Engel persönlich einzufinden und mir davon öffentlich Anzeige zu machen. Bestimmen Sie den Tag, ich werde alsdann ebenfalls mit zwei Sachverständigen, Ehre und Wahrheit liebenden Männern persönlich erscheinen. Dann wollen wir an Ort und Stelle, wo der Angriff und die Vertheidigung von Lübeck geschah, das Faktum zu Protokoll nehmen und frei untersuchen. Bin ich schuldig, so soll das, was Sie erklärt haben, zu meiner ewigen Verdammung geschrieben stehen bleiben. — Bin ich aber unschuldig, — dann sind Sie mit einem schweren Verbrechen belastet und wir verfügen uns alsdann an einen andern Ort, nehmen jeder ein Exemplar ihrer Minerva vor die Brust und wollen zusehen, ob wir die schwarze That wieder herausschießen können. Ich hoffe, dieser Vorschlag wird Ihnen gefallen. Sie finden alsdann vielleicht wieder Gnade vor den Augen der Göttin, deren Schild und Namen Sie durch Grabgesänge und Injurien so unehrerbietig beleidigt haben.

Zugleich zeige ich einem sehr geehrten Publikum an: daß ich meine Rechtfertigung, wobei eine Zeichnung von der Attaque bei Lübeck, vorläufig in Druck geben werde, so wie ich solche bereits bei dem von Sr. Königl. Majestät niedergesetzten Tribunal eingereicht habe. Diese kleine Schrift wird den Titel führen:

Lügen des Herrn von Archenholz und Wahrheiten des preußiſchen Artillerie-Lieutenants Kühnemann, zur Prüfung an ſachverſtändige Artilleriſten und Militairs. Zum Beſten des Friedrichs-Waiſenkinder-Stifts.

Der Kön. Pr. Artillerie-Lieutenant Kühnemann, wohnhaft: Berlin, Hamburger Straße No. 17.

Ueber das Gravitations- und Gleichgewichtsſyſtem in der Politik.

In der Theorie und Praxis ſieht man in den neueſten Zeiten gräßliche Ungeheuer zur Welt kommen, weil man ſich in Extremen gefällt. Was gut und gerecht iſt, das wird als gemein und alltäglich betrachtet; was hingegen excentriſch alle Geſetze der Wahrheit und Gerechtigkeit überſpringt, dem opfert man launenhaft die heiligſten Wahrheiten auf. Durch die Theorie will man Aufſehen machen; durch die Praxis ſich das zueignen, was Andern gehört. Man lacht der Foderungen der Vernunft, daß der Menſch das Höchſte auf dieſer Erde, daß er Selbſtzweck, und alles Andere bloß Mittel ſeyn, und daß Alles in Bezug auf ihn Werth oder Unwerth erhalten ſoll; man ſpottet der Gefühle des

Herzens und rottet alle edlen Empfindungen als unnüzes Gesindel aus.

Wenn der Mensch den Maaßstab des Wahren und Guten verloren hat, so kann nichts als Verderben über ihn und Andere kommen. Ist es ihm einerlei, ob er das, was geschieht, nach den Ideen des Rechtes und der Gerechtigkeit oder nach sinnlosen Planen von Uebermacht abmißt, so stürzt er das Menschengeschlecht, sobald er Gewalt hat, anfänglich in Armuth, dann in Rohheit und endlich in Barbarei. Humanität allein fruchtet im Bilden des Menschen; das Recht nützt allein der Menschheit, und im Sonnenglanze der Freiheit allein wuchern Ideen und Empfindungen, große Entschlüsse und edle Thaten üppig und zum Weltbesten.

In der Politik will man jezt ein System geltend machen, das gar keine Anwendung auf die Freiheit leidet; denn sobald man im Gebiete dieser Gebrauch davon macht, macht man alles zu Maschinen und trägt die Menschheit nebst dem Bewußtseyn zu Grabe, daß der Mensch ein Gesetz in seinem Busen habe, das über alle physische Gewalt erhaben ist und dem er mehr gehorchen soll, als der Uebermacht. Dies neue System ist das System des Gravitationsgesetzes, wo man einen Universalmonarchen zum Mittelpunkt macht, um den sich alle übrigen Menschen und Staaten als Theile der Universalmonarchie drehen. Sobald man aber dies System in der Politik geltend macht, hört alle Freiheit — das

Lebensprincip des Rechts — auf; es giebt nicht mehrere Staaten mehr, sondern bloß ein Subjekt, das einen Staat repräsentirt, zu dem alle bis jetzt unabhängigen Staaten als Theile gehören. Da aber alles Recht sich auf die Beschränkung der Freiheit Aller nach dem Princip der Gleichheit, vermöge dessen Freiheit Freiheit bleibt, bezieht, und da der Staat zum Schutze dieser Freiheit bestimmt ist, so hört sogar alles auf, was Staat genannt werden kann, wenn man das Gravitationssystem geltend machen will.

Unter dem Namen des Gravitationssystems verbirgt sich also die furchtbare Universalmonarchie, welche das Grab aller Freiheit, aller Ehre, aller Aufklärung, aller Gerechtigkeit, aller Humanität und alles Wohlstandes der Unterthanen ist. Sie verschlingt alles, was frei athmet; jede Selbstständigkeit verschwindet; jede Tugend wird zum Mährchen, jede Wahrheit zum Gedicht. Nichts, was edel und groß ist, darf sich zeigen. Alles ist durch Einen und lebt und handelt für Einen. Sein Geist stellt die Norm des Wahren auf, und da ihn unaufhörlich Furcht und Besorgniß plagen, da die Uebermacht die Urtheilskraft verwirrt, alle Gefühle seines Herzens austrocknet, so tritt das tiefste Stillschweigen im Reiche der Geister ein. Jeder Gedanke, der nicht das Gepräge der eng- und kaltherzigen Universalmonarchie trägt, ist geächtet, und da der Schrecken alle Geister lähmt, so brechen Aberglaube und Vorurtheile in Schaaren herein.

Dies sind die nothwendigen Folgen einer Herrschaft, welche alles Recht mit Füßen tritt, und alle Freiheit als eine Schimäre behandelt. Ihre Resultate sind eingetragen in den verödeten und entvölkerten Reichen Asiens, und ihre Spuren beurkunden die Unwissenheit, der Aberglaube, die Faulheit und die Armuth der dort sparsam zerstreueten Bewohner. Das Unermeßliche kann der Mensch nicht ertragen; es schadet dem, der darnach ringt und es zermalmt die, auf denen es lastet. Endlichen Kräften ist das Recht Norm und Ziel: das Gravitationssystem hingegen entreißt dem Menschen jede Stütze, auf welche seine beschränkte Natur fußt, und entfremdet sowohl das Einzelne als das Ganze seiner eigenen Natur und den ihr inwohnenden Gesetzen des Wahren, Guten und Gerechten. Kein Sterblicher ist den Andern so weit überlegen, daß diese Lust bekommen könnten, ihm alle ihre Rechte aufzuopfern und ihm ihr Wohl anzuvertrauen. Schranken umklammern den Menschen, mag er thun was er will; und nur der handelt gut, der diese Schranken als Gesetze seines Verstandes und seiner Vernunft ehrt, und nie vergißt, daß alle Menschen auf dem Fuße der Gleichheit mit einander stehen, und sich als freie und selbstständige Menschen zu behandeln haben.

Das Gleichgewichtssystem stützt sich auf die Vernunft, auf die Freiheit und auf das Recht. Dem Verschiedenen ist seine Existenz gesichert; Alles gehorcht dem

Gesetze des Rechts; Wahrheit und Gerechtigkeit sind die Stützen desselben. In der Sphäre der individuellen Freiheit erzeugt es die Tugend; und im Reiche der öffentlichen Freiheit die allgemeine Herrschaft der Gerechtigkeit. Alles behauptet sein Recht; jeder Mensch bleibt Selbstzweck und jedem Staate ist seine Selbstständigkeit gesichert.

So lange das Gleichgewichtssystem in der Politik herrscht, ist jede Furcht vor Uebermacht, jede Gefahr der Unterjochung, alle Besorgniß vor Sklaverei verbannt. Der Einzelne denkt frei und muthig und handelt ohne Scheu, so lange er sich an dem Rechte nicht vergreift; die Staaten schreiten in der Verbesserung ihrer Einrichtungen fort, hören die Stimmen der Weisen und benutzen zum Besten des Ganzen die Ausbeute der Forschungen in den moralischen Wissenschaften.

Bisher war das Gleichgewichtssystem in Europa noch nicht vollkommen ausgebildet; es war aber auf dem Wege seiner Vervollkommnung und würde nach und nach die Bahn zu einem Völker- und Staatenbunde gebahnt haben. Die Achtung gegen die Freiheit und die Gerechtigkeit und die Furcht vor der Uebermacht sichern im Gleichgewichtssystem jedem Individuo seine Freiheit und jedem Staate seine Unabhängigkeit. Diese Eigenschaften des Menschen und des Staates lassen sich von beiden nicht trennen, so lange man den Einen nicht bloß für eine Sache, den Andern für eine Maschine

ansieht. Soll aber jener ein der Rechte fähiges Wesen und dieser ein Rechtsinstitut bleiben, so muß ihnen alles gesichert seyn, was die Vernunft beiden als eigenthümlich zuerkennt. Menschlich muß der Staat seyn; denn er ist für und durch Menschen da; liberal und gerecht der Mensch; denn er lebt und webt mit und durch Menschen. Die Gerechtigkeit und Freiheit sind daher von beiden so unzertrennlich, als von jedem Körper die Schwerkraft. Sie machen den Charakter derselben aus, und ohne sie hört der Mensch auf, Mensch, und der Staat Staat zu seyn.

Wir leben in einem Zeitalter, wo man im Politischen in der Theorie das Gravitationssystem vertheidigt und in der Praxis befolgt. Wir stehen daher am Rande des Verderbens, und es kommt hierbei auf nichts weniger an, als ob Europa wieder in Barbarei versinken und seine Fluren veröden sollen, oder ob es auf der Bahn der Ausbildung der menschlichen Kräfte und der Vervollkommnung der gesellschaftlichen Institutionen fortschreiten soll. Siegt das Gravitationssystem, so erfolgt das Erste; behält endlich das Gleichgewichtssystem die Oberhand, so ist das Letzte nothwendig. Wir dürfen uns nicht länger täuschen; es ist nicht gleichgültig, welches von beiden politischen Systemen herrschend ist. Mit dem Einen sind Freiheit, Recht und Wahrheit so unverträglich, wie mit der Tugend das Laster, mit dem Gesetze die Willkühr.

Unsere Kultur, Aufklärung und wissenschaftlichen Fortschritte verdanken wir dem Gleichgewichtssysteme. Wo mehrere Staaten neben einander existiren, die frei und selbstständig sind, da herrscht auch ein reges Leben und Streben; alles drängt und treibt sich, um weiter zu kommen in dem Guten und Wahren; jedes Eigenthum ist geschützt; jedes Freiheit bleibt ungekränkt, und da Freiheit der Meinungen von einem solchen Zustande unzertrennlich ist, weil alles seine Kräfte zu vermehren strebt und Denk- und Preßfreiheit die moralische Macht der Staaten gewaltig erhöhet, so ist jedem Staate daran gelegen, daß sich die menschlichen Kräfte entwickeln, die Wissenschaften vervollkommnen und die Aufklärung immer weiter ausbreite.

Preußen trug bisher durch seine Macht viel zur Erhaltung des Gleichgewichtssystems bei, und da sich auch seine Regierung zu liberalen Ideen bekannte, so gieng von Preußen die meiste Kultur und Aufklärung für Teutschland aus. Die Teller, die Spaldinge, die Dietriche, die Nicolai und mehrere Andere haben auf die Ausbildung der Wissenschaften, und die Kultur der Teutschen einen Einfluß gehabt, der sich kaum jetzt noch berechnen läßt. Es steht daher den übrigen Teutschen ziemlich übel an, wenn sie die Aufklärung verschreien, die von Berlin ausgegangen ist, deren Vortheile sie jetzt genießen und an deren Lichte sie sich wärmen.

Anhänglichkeit an Preußen.

Ein Staat, dem viele Unterthanen, die anderen Regenten zugefallen sind, so getreulich anhängen, wie dem Preußischen, muß Vorzüge besitzen, welche sich jedem gesunden Verstande und unverdorbenen Herzen unwiderstehlich empfehlen. Nicht leicht verläßt Jemand gern den preußischen Staat, wenn er sich eine Zeitlang in demselben angesiedelt gehabt hat; die Beamten, welche in andere Dienste getreten sind, erinnern sich mit Wehmuth an ihr geliebtes Preußen. Woher kommt dies? Es herrschte ein liberaler Geist in der Regierung, welche jeden unverdorbenen Menschen für Preußen einnahm. War etwas Nützliches zu thun, so waren es Preussens Regenten, welche es fast immer zurerst ausführten. Ein solches eifriges Bestreben, das Gute zu befördern und das Wohl der Unterthanen zu erhöhen, erwirbt sich den Beifall des Herzens und entspricht den Foderungen des Verstandes. Daher die große Anhänglichkeit, welche Alle, die in preußischen Diensten gestanden, oder in Preußen gelebt haben, an dieses Land und seinen Regenten haben.

Ich fühle noch, schreibt uns ein ehemaliger preussischer Officier, trotz aller der Verkehrtheiten, welche ich

in meinem 17jährigen Militairdienste in Preußen zu beobachten Gelegenheit gehabt habe, eine unwiderstehliche Anhänglichkeit an diesen Staat, und ich werde durch jeden angezogen, der eine solche Denkart hegt. So lange ich diente, sah ich recht gut die Mängel der preußischen Militaireinrichtungen ein. Ich überzeugte mich durch die Erfahrung, die ich zu machen Gelegenheit hatte, und durch selbsteigenes Nachdenken, daß alle stehenden Heere nichts taugen, und nur durch Zufall ihrem Zwecke entsprechen. Allein ich hatte auch häufige Gelegenheit zu bemerken, daß die preußische Armee bei weitem noch nicht die schlechteste und daß es bei allen übrigen großen Armeen (selbst bei der gerühmten französischen) tout comme chez nous sey. Ich tröstete mich also immer noch mit der Hoffnung, daß die Preußen wenigstens mit fortkommen und bei Gelegenheit den alten Ruhm nicht sinken-lassen würden.

Was also die Katastrophe im J. 1806 für Empfindungen in mir hervorbrachte, das lasse ich demjenigen zu beurtheilen, der so mit Leib und Seele diente, wie ich, dem noch jetzt alles, was Preußisch heißt, so theuer ist als mir, und der so ohne allen Vortheil diesem Staate so gern Dienste zu leisten wünschte, als ich. Keine Nacht vergieng, wo ich nicht einige Stunden schlaflos zubrachte, um Plane für das Wohl Preußens zu entwerfen und Mittel aufzusuchen, wodurch der Staat gerettet werden könne. Zehnmal war ich ent-

ſchloſſen, Weib und Kind und alles, was ich habe, zu verlaſſen und meine Entwürfe ſelbſt an den Mann zu bringen, und dem Könige ſelbſt meinen Kopf und Arm zu neuen Dienſten anzubieten. Immer aber wurde ich durch eine neue Inconſequenz betroffen, und zuletzt übereilte der Friede jede Maaßregel, die vielleicht noch zu nehmen war.“

Eine ſolche Denkart charakteriſirte Tauſende, und was die Markaner thaten, das fühlten und dachten alle übrigen ehemaligen Unterthanen Preußens. Und gab es auch einige Egoiſten, welche ihren Vortheil der Ehre und dem Ruhme ihres wahren oder angenommenen Vaterlandes vorzogen, ſo hat ſie die öffentliche Stimme gerichtet. Sie ſtehen verachtet da und haben alles öffentliche Vertrauen verloren.

Ueber Ausländerei.

Wenn eine Nation unglücklich iſt, ſo verräth es allemal eine höchſt verderbte Geſinnung und eine verächtliche Denkart, ſobald es Jemand unter ihr mit dem Auslande hält. Römer und Griechen waren ein Herz und ein Sinn, wenn das Vaterland in Gefahr war; die Franzoſen einigten ſich, ſobald Frankreich vom Feinde ſehr gedrängt wurde. Dies ehrt die Nationen; dies gebot ihnen aber auch die Pflicht, und ſo haben ſie

Thaten gethan, welche die Welt in Erstaunen setzen. Ob schon bei uns in den trüben Tagen des Vaterlandes eine große Vorliebe für dieses herrschend war, so gab es doch hier und da noch Einige, die alles Inländische verdammten, das Ausländische erhoben und eine eben so unpatriotische Denkart, als sträflichen Leichtsinn äußerten. Der Feind verachtet den Verräther, und spottet über den Gleichgültigen. So will es die menschliche Natur, damit nicht das Unrecht als Recht erscheine und damit jenes nicht einen Triumph erringe, den es nicht verdient. Die Pflicht der Dankbarkeit, und die Ehre gebieten jedem Anhänglichkeit an sein Vaterland, das ihn bisher nährte und pflegte, das ihm Sprache und Sitte lieh. Es ist eben so unnatürlich als erniedrigend, eine Denkart zu hegen, welche dem Vaterlande nicht die größten Vortheile und den glänzendsten Ruhm wünscht. Jede Nation ist verloren, welche die Ausländerei mehr begünstigt, als das, was die Nationalen thun und treiben.

Was ist jetzt von Preußen zu erwarten?

Preußen ist in die Schule des Unglücks geschickt worden, damit es neu und kräftig erwache, und Energie mit Einsicht, Liberalität mit Genie, Muth mit Resignation verbindend am Besten der Menschheit arbeite. Preußen kann alle Staaten Europens beschämen, wenn es ein Muster einer gerechten, kräftigen, freien und edeldenkenden

Regierung aufstellt. Es kann jetzt alles mögliche Gute thun, weil es sehr viel neu zu schaffen hat. Es kann seinen Völkern eine Verfassung geben, die die Rechte Aller schützt, und die jedem das Seine kräftig sichert. Der König kann sich mit einem Staatsrathe umgeben, der aus dem Aushube der Nation besteht und an Einsicht, Weisheit, Ehrgefühl, Pflicht- und Vaterlandsliebe alles übertrifft, was man je um Thronen versammelt gesehen hat. Die Preußen sind zu allem Guten bereit, mit Dankbarkeit werden sie alles annehmen, was dem Staate Stärke und Achtung leihet, und mit Vergnügen werden sie alles unterstützen, was den Namen der Brennen wieder geehrt und gefürchtet macht.

Das Volk der Brennen ist tapfer, und es darf keinen Kampf scheuen, sobald es Ehre und Freiheit gilt, wenn es ein Mann von Kopf anführt. Preußen kann also in kurzem durch Hülfe der einsichtsvollesten und edelsten Männer als eine sehr hochgeschätzte Macht wieder auftreten. Es braucht nur das zu thun, was dem Volke Zutrauen und Muth einflößt, und was vermag dies mehr, als wenn man Männer von Kopf und Kenntnissen an die Spitze der öffentlichen Angelegenheit stellt?

Litterarische Beilagen.

In unterzeichneter Buchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Leitfaden

zur gründlichen

Erlernung der englischen Sprache

mit beständiger Hinweisung

auf

Karl Fr. Christ. Wagners

vollständige englische Sprachlehre.

Preis 20 Gr.

Wir machen das Publikum auf die Recension in der Allgemeinen Hallischen Litteratur-Zeitung 1807. No. 36 aufmerksam, die wörtlich so lautet:

„Dieser Leitfaden wird gewiß einem jedem Freunde des englischen Sprachstudiums willkommene Erscheinung seyn. War gleich der vorzügliche Werth der von Wagner 1802 herausgegebenen englischen Sprachlehre von allen sachkundigen Männern in vollem Maaße anerkannt worden, so stand doch ihrer allgemeinern Einführung der Umstand im Wege, daß sie nicht nach der gewöhnlichen Methode jeder Regel einige Seiten voll von Uebungen zum Uebersetzen ins Englische folgen ließ, welches auch nicht geschehen konnte, wenn der Faden, worauf das Ganze so schön zusammengereihet worden ist, nicht alle Augenblicke abgerissen werden sollte. — Diesem Mangel nun ist durch das gegenwärtige Werk auf eine ge-

wiß jedem Lehrer willkommene Art abgeholfen worden. Es besteht dasselbe aus zwei Abtheilungen, von denen die erste eine Sammlung der mannigfaltigsten Aufsätze enthält, indeß die zweite die zum Uebersetzen erforderlichen Wörter und Phrasen, nebst den nöthigen Hinweisungen auf obige Grammatik umfaßt. Die Wörter und Redensarten sind nach der Folge der Stücke aufgestellt worden, und jedem Worte findet man die Nachweisung der bei der Verbindung desselben zu beobachtenden Regel beigefügt. Was dieses Werk außerdem noch sehr empfiehlt, ist dieses, daß das Deutsche nicht dem englischen Ausdrucke und Sprachgebrauche angezwängt, sondern rein und fließend ist; sind jedoch die Abweichungen der beiden Sprachen zu groß, so wird dieses in der zweiten Abtheilung bemerkbar gemacht, wo zugleich durch die Ordnung, worin die Wörter nach einander aufgestellt worden sind, die Wortfolge in der englischen Sprache bemerkbar gemacht wird. Bei solchen Vorzügen verdient dieses Werk vorzüglich empfohlen zu werden."

Um den Ankauf dieses, in mehreren Schulen eingeführten Buches zu erleichtern, wollen wir es für folgende Parthie-Preise überlassen:

25 Exemplare zusammengenommen für 16 Rthlr. 16 Gr.
12 " " " 8 Rthlr. 8 Gr.

um welchen es auch in allen Buchhandlungen zu haben ist.

Akademische Buchhandlung in Kiel.

Die

Auerstädter Schlacht

auf

meiner Kammer.

Beschrieben von v. L.

Motto:

So mancher seine Kern
Streckt in der rauhen Schale

ist für den Preis à 12 Gr. durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Eckermann, D. und Prof. J. C. R., Erklärung aller dunkeln Stellen des Neuen Testaments, in einer treuen Uebersetzung, mit eingeschalteten Erklärungen. Dritter und letzter Theil. gr. 8. 1 Rthlr. 20 Gr.

Dasselbe unter dem Titel:

— — Erklärung aller dunkeln Stellen in den Paulinischen Briefen an die Korinther, Galater, Epheser, Philipper, Kolosser und Thessalonicher, an Thimotheus, Titus und Philemon, und an die Hebräer; in den katholischen Briefen des Petrus, Johannes, Jacobus und Judas und in der Offenbarung Johannes.

Harms, Claus, Winterpostille, oder Predigten an den Sonn- und Festtagen von Advent bis Ostern. gr. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

Hasse, J. Chr., Beitrag zu einer Revision der ehelichen Gütergemeinschaft; nach deutschen Privatrecht. gr. 8. 1 Rthlr.

Iſt es England gelungen ſeinen Raubzug gegen Dännemark zu rechtfertigen? Eine Unterſuchung, veranlaßt durch die engliſche Declaration vom 15ſten September 1807. 18 Gr.

Die Anfangsgründe
der
Erkenntniß der Wahrheit
in einer Fibel
für
noch unbefriedigte Forſcher nach dieſer Erkenntniß
von
C. L. Reinhold
Prof. der Philoſophie zu Kiel und Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu München.
1808.

Löscheimer.

Ein

Journal in zwanglosen Heften.

Zu Voss

Sechstes und letztes Heft.

1808.

Universitäts-
München
Bib...

Warum hat man vor dem Ausbruche des Krieges im Jahr 1806 in der Verfassung der verschiedenen teutschen Staaten nicht die nöthigen Verbesserungen gemacht?

Seitdem durch Kant eine Revolution in der Philosophie bewirkt worden war, wußte man auch genau, was der Staat zu thun und zu lassen hatte. Die Teutschen beschäftigten sich von diesem Augenblicke an mit der Theorie der öffentlichen Gesetzgebung auf eine Art, von der man für das allgemeine Beste die herrlichsten Folgen hätte erwarten sollen. Zu dieser vermehrten Einsicht in der Gesetzgebungskunde kam noch das Interesse, welches man an der Abfassung des preußischen Gesetzbuches, besonders aber an der französischen Revolution nahm; die Begierde, den Zweck, den Inhalt, die Grenzen, und die Art der Wirksamkeit des Staates zu erforschen, wurde immer größer, die Gelehrten machten von allen Seiten auf die Mängel und Gebrechen in den teutschen Verfassungen und in der Regierung der teutschen Länder aufmerksam. Sie zeigten, wie nachtheilig es sey, daß man entweder

gar keine, oder doch nur wenige Verbesserungen in den Staatseinrichtungen mache, wenn die Grundsätze, welche die französische Revolution unter allen Ständen in Umlauf gebracht hatte, siegten, wie wenig das Alte es mit dem Neuen aufzunehmen vermöge, da jenem die meisten Menschen so abgeneigt seyn. Sie stellten durch die triftigsten Gründe die Untauglichkeit von Einrichtungen dar, welche wohl in den Tagen der Unwissenheit passend gewesen, aber nicht für unsere Zeiten taugten, wo die Lehre von den Rechten des Menschen von allen Dächern gepredigt würde. Sie foderten zu einer gleichmäßigern Vertheilung der Auflagen, zu einer Verbesserung der Justizverwaltung, zu einer Reform in den Militäreinrichtungen, und zur Abschaffung der Vorrechte des Adels auf. Sie wollten durch diese Reformen, die von dem Inlande ausgiengen, einer Revolution vorgebeugt wissen, die früh oder spät bei dem Geiste, welcher herrschend worden war, von dem Auslande zu besorgen war. Allein man hörte ihre Ermahnungen nicht; man achtete nicht auf das, was sie als gerecht, heilsam und nothwendig darstellten und ließ alles bei dem Alten. Durch diese Hartnäckigkeit im Beharren von Vorurtheilen und Ungerechtigkeiten hat man eine Katastrophe herbeigeführt, welche die Nation um Ehre, Wohlstand, Selbstständigkeit und Ansehen gebracht, ja vielleicht gar der Vernichtung oder Verschmelzung ausgesetzt hat. Woher kam es nun,

daß man in Teutschland nicht die Veränderungen in den öffentlichen Staatseinrichtungen machte, welche die Zeit, die Vernunft und das allgemeine Beste gebot? Wir wollen hier die Hauptursachen anführen, welche jede solche Verbesserung der Staatsverfassungen und der Regierungen in Teutschland verhinderten.

Frankreich hatte durch seine allzuschnellen Reformen sich große Nachtheile zugefügt; es war in den Veränderungen weiter gegangen, als es anfänglich willens gewesen war. Die Versuche, die man anstellte, liefen oft eben so grausam ab, als sie auch nicht den gewünschten Erfolg hatten. Dieser Anblick schreckte diejenigen Männer in den teutschen Regierungen, welche einsahen, daß Aenderungen nothwendig waren, und welche keine Vorurtheile an der richtigen Ansicht der Dinge hinderten, von jedem Versuche ab, Aenderungen in den bisherigen Einrichtungen vorzunehmen. Sie fürchteten die Uebel, die sich aus den Neuerungen ergeben könnten, indem der Mensch nicht alle Erfolge in seiner Gewalt hat, welche er beabsichtigt. Man glaubte jede Reform bis auf ruhigere Zeiten aufschieben zu können, um dann ohne Gefahr die nöthigen Verbesserungen zu veranstalten. Diese Männer waren zwar gut gesinnt, aber doch kurzsichtig und ohne Menschen- und Geschichtskunde. Es ist ausgemacht, daß jede Neuerung, welche einmal in der Denkart des Volkes Wurzel gefaßt hat und diesem als gut und nothwendig

erscheint, früh oder spät mit Gewalt durchgeführt wird, wenn man dies nicht von freien Stücken thut. Das teutsche Volk hatte größere Fortschritte zu seiner Mündigkeit gemacht als man wähnte, und das Bedürfniß besserer Staatseinrichtungen war dringender worden, als in jedem andern Zeitalter. Man durfte daher dieselben nicht länger aufschieben, wenn man das Alte, das gut und zweckmäßig war, erhalten wollte. Wer regiert, der muß sich in die Zeitumstände schicken, so lange sie keine Ungerechtigkeiten fodern, der muß den Zeitgeist verstehen, welcher jeder Einrichtung ihre Dauer sichert. Diese Männer verfuhren daher nicht klug, daß sie jede Reform aufschoben, und dadurch der Meinung Vorschub thaten, als ob sie gar keine Lust zu Veränderungen in den Staatseinrichtungen hätten. Ist eine Lehre, eine Einrichtung, welche man für höchst heilsam ansieht, in einem benachbarten Staate zur Ausführung gebracht worden, so ist es allemal gefährlich, wenn man sich hartnäckig gegen jede zweckmäßige Verbesserung in den politischen Einrichtungen sträube. Die Ungeduld der Menschen nimmt zu, die Unzufriedenheit wächst, und das Ausland siegt durch Hülfe des Inlandes. Die öffentliche Meinung muß jede Regierung auf ihrer Seite haben, welche auf die Dauer bestehen will.

Allein die Anzahl der Männer, welche Verbesserungen wünschten, aber nicht jetzt ausgeführt wissen

wollten, war an dem Ruder der teutschen Staaten eben nicht groß. Weit zahlreicher waren die, welche dem Sturme Hartnäckigkeit und nicht Standhaftigkeit, Vorurtheile und nicht Vernunft entgegensetzten, und welche alles beim Alten lassen wollten. Sie genossen alle Vortheile der Staatsverbindung, und hatten fast gar keine von den Lasten zu tragen, welche jeder Staatsverein nothwendig macht. Diese Männer waren eben so unedel gesinnt, als sie kurzsichtig waren. Ihre Denkart empörte Alles, was menschlich dachte, ihr Verfahren verbreitete allenthalben Unzufriedenheit, und diese Männer sind hauptsächlich Schuld, daß man nicht dem Zeitgeiste gemäße Verbesserungen traf. Sie waren aus einer Caste, die nicht mehr für unsere Lage paßt, und die sich mit ihren Privilegien selbst überlebt hat, weil sie gegen die Vernunft, gegen das Recht und gegen die öffentliche Wohlfahrt verstößt. Und doch wollte sie sich noch mit allen Vorrechten behaupten, welche sie seit Jahrhunderten genossen hatte. Frevelhaft trat sie die heiligsten Rechte der Menschen mit Füßen, und das Interesse der Menschheit war ihr eben so fremd als das Beste des Staates. Sie verletzte eben so kühn die Pflichten, welche sie gegen den Fürsten als gegen die Menschheit hatte.

Diese Denkart und diese Hartnäckigkeit im Behaupten des Alten war hauptsächlich Schuld, daß keine Veränderungen in den teutschen Staaten getroffen

wurden, welche zweckmäßiger für das Beste des Volks wirkten, als die bisher bestandenen. Der böse Wille und die Kurzsichtigkeit dieser Männer hat Teutschland ins Verderben gestürzt. Was man durch Reformen retten konnte, das geht nunmehro durch eine Revolution verloren: denn diese findet allemal da statt, wo die Principien der Verfassung umgeändert werden, und darf man aus dem, was in den Königreichen Westphalen und Bayern vorgegangen ist, auf das schließen, was anderwärts früh oder spät geschehen wird, so entgeht kein teutscher Staat einer solchen Revolution. Hauptveränderungen, welche Statt finden werden, sind die Theilung der verschiedenen Staatsgewalten, die Einführung des Geschwornengerichts und der öffentlichen gerichtlichen Verhandlungen, die Berechtigung aller Staatsbürger zu jedem Amte, eine gleichmäßigere Vertheilung der öffentlichen Abgaben u. s. w. Hätte man früher Reformen gemacht, so wäre man mit der Hälfte von den Aufopferungen zufrieden gewesen, welche jetzt unvermeidlich sind.

Wir haben gesehen, daß Unklugheit und böser Wille die Verbesserungen verhindert haben, welche in den teutschen Staatsverfassungen nothwendig waren; allein ein noch wichtigerer Punkt, der jede Veränderung zum Besten des Volks beinahe unmöglich machte, war der Mangel an Kenntnissen und Einsichten in die Gesetzgebungslehre. Die Geburt berechtigte bisher fast

ausſchließend zu den höchſten Staatsämtern, und da der menſchliche Geiſt jede Anſtrengung ſcheuet, ſobald er alle möglichen Vortheile ohne ſie erreichen kann, ſo erwarben ſich die, welche am Staatsruder ſaßen, nicht die Kenntniſſe, welche zum Regieren durchaus erfoderlich ſind. Sie waren höchſt unerfahren in dem, was das Recht der Menſchheit fodert und die Pflicht gebietet; und da ſie eben ſo wenig philoſophirten, als fürs Gute eingenommen waren, ſo fehlte es ihnen gänzlich an Ideen, welche das Leben des Staates ausmachen und ohne welche jeder Staatsmann ein Quakſalber iſt. Die Ideen der Gerechtigkeit, der Freiheit, des Guten, der Vervollkommnung des Menſchengeſchlechtes u. ſ. w., laſſen ſich von dem Zwecke des Staates, von ſeiner Organiſation und von den Geſetzen, auf die er ſich ſtützt und die ihn erhalten, durchaus nicht trennen. Die eigentlichen Gelehrten, die kundig des menſchlichen Herzens, erfahren in der Geſchichte, empfänglich für Ideen und begeiſtert für das Gute und Große waren, durften ſich dem Ruder des Staates nicht nähern, und da man die Beſten und Edelſten im Volke weder hörte noch achtete, ſo entſtand unter der denkenden Claſſe der Nation ein großer Widerwille gegen die Regierung, die ſie eben ſo ſehr an Einſichten übertraf, als ſie von Achtung gegen die Menſchheit beſeelt war. Dieſe Spannung hat ſehr viel zur Unterlaſſung der nöthigen Verbeſſerung in den teutſchen

Staaten beigetragen. Die Staatsmänner wollten das nicht hören, was die Gelehrten sagten und schrieben, und diese konnten jene nicht achten, weil sie als Menschen und Staatsbürger so tief unter ihnen standen.

Jeder Staat geht früh oder spät zu Grunde, der die Ausbeute gelehrter Untersuchungen bei seinen Einrichtungen hintansetzt, weil die Meinungen, welche die Gelehrten äußern, endlich in die öffentliche Meinung übergehen und den Zeitgeist ausmachen; eine Gewalt, die desto mächtiger und furchtbarer wirkt, je mehr geschrieben und raisonnirt wird. Und die Resultate gelehrter Forschungen sind nur Männer zu benutzen im Stande, welche selbst Gelehrte sind, alles nach Ideen beurtheilen, die Menschen und die Geschichte der Staaten und Nationen gründlich kennen. So lange eine solche Ansicht der Dinge und eine tiefe Kenntniß der Menschen in Teutschland den Staatsmännern fehlt, kann auch nicht das erwartet werden, was für das Beste der Nation zu wünschen ist. In England sind die vorzüglichsten Staatsmänner Gelehrte gewesen; Canning, Fox, Pitt und viele Andere sind und waren Gelehrte. Auch in Frankreich giebt es viele Männer in den höchsten Staatsämtern, welche Gelehrte sind und man weiß, daß diese Männer für die Ehre und das Beste ihrer Nation am thätigsten arbeiten.

Die Tadler der teutschen Regierungen haben den meisten Stoff zu ihren Vorwürfen von daher genom-

men, daß unſere Staatsmänner weder den Menſchen noch das Zeitalter kennten und daß ſie daher lauter Mißgriffe thaten, allein ſolche Ausſiellungen ſind leichter zu machen, als zu vermeiden. Wer von Jugend auf alle Ausſicht zur Gewalt hat, der bemühet ſich wenig oder gar nicht, ſich derſelben würdig zu machen. Er ſieht alles als ein Spiel des Zufalles an und wagt nicht, die Begebenheiten mit Energie und Einſicht zu leiten. Große Staatsmänner machen ſich zu Meiſtern der Ereigniſſe; Stümper ſind ein Spielball in der Hand des Glücks. Wer die menſchliche Natur kennt und das Herz des Menſchen begreift, der weiß auch, wie er durch Menſchen mit wenigen Mitteln vieles ausrichten kann. Er bemächtigt ſich ihrer Meinungen, erregt und verbreitet Enthuſiasmus für die Sache, welche mit Schwierigkeiten verbunden iſt, und der Sieg kann ihm nicht entgehen. So aber handeln nicht die, welche den Menſchen nicht verſtehen. Sie thun, als ob diejenigen lauter Maſchinen wären, mit denen ſie zu thun haben und werden daher unerwartet in Labyrinthe geführt, aus denen ſie keinen Ausgang finden können.

Die teutſchen Staatsmänner waren auch gröſtentheils zu alt und kraftlos, als daß ſie die jugendliche Thätigkeit hätten zeigen können, welche das Zeitalter, der Sturm der franzöſiſchen Revolution und der Drang der öffentlichen Meinung erfoderte. Ueber 60 Jahre

alt sollte nie ein Staatsmann seyn, der es nicht bloß mit dem Berathschlagen, sondern auch zugleich mit dem Ausführen zu thun hat. Er stiftet sonst mehr Unheil als Gutes und stürzt die Nation, deren Interesse er zu besorgen hat, in den Abgrund des Verderbens. Solche Männer sind gegen alle Neuerungen eingenommen, weil die Einführung derselben anfänglich Mühe und Unbequemlichkeiten verursacht. Die Teutschen sind hauptsächlich ein Opfer dieser Neuerungsscheu worden, obgleich seit fast 20 Jahren sich von allen Seiten Warnungen gegen die uns von daher drohende Gefahr vernehmen ließen, allein man hörte sie nicht, weil man wenig oder nichts las, man verstand sie nicht, weil man von Alter und Routine gegen jede neue Idee abgestumpft war, und man ahndete nicht die Wichtigkeit ihrer Foderungen, weil man die öffentliche Meinung theils nicht verstand, theils gar nicht einmal gelten lassen wollte.

Ueber die öffentliche Meinung in Teutſchland.

So lange eine Nation noch wenig lieſt und ſchreibt, kann es auch bei ihr keine öffentliche Meinung geben; denn nur durch Schriften werden Ideen geweckt und verbreitet, welche ſich auf das Beſte des Staates beziehen. Die Sache dieſes wird alsdann als ein Gegenſtand Aller angeſehen; die Ehre und das Wohlſeyn der Einzelnen wird auf die Selbſtſtändigkeit und Freiheit des Staates gegründet, und ſo werden unter einer Nation Grundſätze in Umlauf gebracht, welche den Nationalglauben ausmachen. Wer die Engländer ſchmähet, der hat es mit der ganzen Nation zu thun; wer das Vaterland der Franzoſen angreift, der bekommt alle Franzoſen zu Feinden. Alle ſind eines Sinnes und Alle haben einen Entſchluß: das Vaterland muß frei und ungekränkt da ſtehen; denn ohne Ehre iſt daſſelbe ein Schandfleck der Nation, welche dasjenige ſo tief ſinken ließ, was von jedem als ein heiliger Gegenſtand betrachtet werden ſollte.

Giebt es in Teutſchland eine öffentliche Meinung? Die Teutſchen ſind ſich in Sprache, Sitte und Denkart verwandt; was national iſt, das erregt

ihre Vorliebe. Die Zeit hat ihnen das Vaterland werther als je gemacht; denn ohne Vaterland ist eine Nation ein verworfenes und gebrandmarktes Gesindel. Der Teutsche fühlt stark, denkt liberal und handelt kräftig; alle diese Elemente seiner innern Natur machen ihn für die Ehre und das Wohl des Vaterlandes höchst empfänglich. Er nimmt daher jetzt einen innigen Antheil an allem, was seine Nation und sein Vaterland betrifft; jede Kränkung, die diesem angethan wird, schmerzt ihn tief; jedes Unrecht, das seine Nation leidet, empfindet er mit. Diese Schmach und dieses Unrecht will er abgewandt wissen, und er äußert in dieser Hinsicht sowohl seinen Unwillen, als er Vorschläge zu Verbesserungen thut, und eben hierdurch bewährt sich das Daseyn einer öffentlichen Meinung. Was jetzt nicht in Schriften gesagt werden kann, das offenbart sich in Gesprächen; was keine Presse bekannt macht, das ergießt sich in vertraueten Briefen des Freundes an den Freund. Jeder verständige Mann sieht ein, daß ohne ein selbstständiges Vaterland keine Kultur, keine Kunst, keine Wissenschaft, keine Tugend, kein Wohlstand gedeihen kann. Frei muß der Mensch seyn, wie der Vogel in der Luft, wenn er Großes sinnen und froh muß er sich fühlen, wenn er muthig die Bahn zu seiner Mündigwerdung wandern soll. Alle Güter, und alle Ehre aber ist verloren, wenn das Vaterland in Ketten schmachtet; Geist und Körper

schrumpfen zusammen; keine große Idee erwacht mehr, kein nützlicher Gedanke entwickelt sich mehr, Furcht und Schrecken lähmen alle Flügel des Geistes und der Teutsche wird ein Teutschlein, wie der Grieche ein Griechlein (Graeculus) wurde. Dieses Unglück sehen alle Männer von Kopf und Ehre im Hintergrunde weilen, und daher hat sich eine Stimme gebildet, die stark und muthig spricht, und die das Vaterland zum Gegenstande aller ihrer Bemühungen macht.

Was will aber die öffentliche Meinung in Teutschland? Sie verlangt die Rettung der Nation durch gerechte Gesetze, durch weise Einrichtungen und durch Anstalten, welche dem Vaterlande zum Wohle und zur Ehre gereichen. Nichts, was ohne Kraft und Einsicht wirkt, kann jetzt mehr diese Foderungen befriedigen. Das Gute, das zu thun ist, kann nur das Werk von Männern seyn, welche kraftvoll und muthig sind, die Menschheit achten, die Vernunftansprüche verstehen, die Rechte des Menschen kennen, in dem menschlichen Herzen einheimisch sind, den teutschen Charakter zu würdigen und die teutsche Ehre zu schonen wissen. Solche Männer sind jetzt allein im Stande, der öffentlichen Meinung zu genügen. Der Muthige achtet keine Schwierigkeiten, welche das Vorurtheil und der Eigennutz vor ihm aufthürmen; der für das Gute Begeisterte und der Einsichtsvolle schont zwar die Individuen, kann aber nicht dulden, was sich

von grauen Vorurtheilen, von veralteten Gebräuchen und von privilegirten Ansprüchen hören läßt.

Die öffentliche Meinung in Teutschland verlangt jetzt eine gemeinsame Verfassung, welche dem teutschen Bunde seine Unabhängigkeit und seine Selbstständigkeit sichert, und welche ihm eine Kraft verleihet, der kein Hinderniß so groß ist, welches sie nicht besiegt. Was dem Bunde zu Ehren verhilft, das rettet die Existenz und das Ansehen der Nation. Wenn das Gesetz über Alle gebietet, und wenn jede zügellose Willkühr, jede Eigenmacht verbannt ist, so wird die Nation mit Achtung beurtheilt werden; man trauet ihr Einsicht und jenes Ehrgefühl zu, das für die Freiheit Alles aufzuopfern bereit ist.

Neben einer zweckmäßigen, energischen und gerechten Bundesverfassung fodert die öffentliche Stimme noch Verfassungen für jeden einzelnen Bundesstaat, welche sich auf das Repräsentativsystem gründen, die höchsten Beamten verantwortlich machen und die Hoffnung zu allen möglichen Verbesserungen zum Vortheile des Ganzen gewähren. Ist eine Verfassung eingeführt, welche den Foderungen der Gerechtigkeit und Klugheit entspricht, so werden Männer von Talenten, Kenntnissen, Ehrliebe und Muth jederzeit die Mehrheit ausmachen. Oeffentlich wagt sich die Unwissenheit nicht mehr zu zeigen, weil die Schande, die sie trifft, zu groß ist, als daß sie dieselbe ertragen könnte. Die Vorurtheile

der Geburt und des Standes werden im Angesichte der öffentlichen Meinung schüchtern, und der glühendste Patriotismus wird alle edlen Männer beseelen. Die Gleichheit vor dem Gesetze ist eine unerlaßliche Foderung des Zeitgeistes; Alles dringt darauf, weil sich Alles durch eine Ungleichheit vor dem Gesetze nicht bloß herabgewürdigt, sondern auch empört fühlt. In einem Zeitalter, das solche Fortschritte in der Theorie der Gesetzgebung gemacht, das die Natur des Menschen so tief und allseitig erforscht hat, ist es allemal gefährlich, gegen ein Naturgesetz zu verstoßen, und es gehört die größte Verkehrtheit und die höchste Ausartung der Zeitgenossen dazu, wenn sie eine Schmach dulden, welche einige Wenige der großen Mehrheit anthun.

Wer große Vortheile im Staate genießt, der muß auch große Opfer bringen. Je größer die Besitzungen eines Staatsbürgers sind, desto beträchtlicher muß sein Beitrag zu den öffentlichen Steuern seyn; je mehr Güter jemand geschützt werden, desto mehr muß er auch zu den öffentlichen Lasten beitragen. Die öffentliche Meinung verabscheuet daher jetzt jede Befreiung von Abgaben, welche die Erhaltung des Staates nothwendig macht. Doch sollen die Abgaben nicht mehr betragen, als die Staatsverwaltung unumgänglich erfodert. Dem Staate und seinen Verwaltern ziemt kein Luxus, keine sinnlose Pracht und kein ungemessener

Aufwand. Wer von fremden Geldern schwelgt, der brandmarkt sich im Angesichte einer ganzen Welt. Wer bisher viel getragen hat, dem muß seine Last erleichtert werden. Solche Einrichtungen in Ansehung der öffentlichen Abgaben thun den Foderungen des Rechts Gnüge, so wie sie die öffentliche Meinung zufrieden stellen.

Die jetzt herrschende öffentliche Meinung macht auch Ansprüche auf die Oeffentlichkeit aller Verhandlungen; alle gerichtlichen Untersuchungen müssen daher öffentlich geschehen. Das Geschwornengericht muß eingeführt werden, und dem Richter darf nichts übrig bleiben, als die Anwendung des Gesetzes auf einen besondern Fall, sobald die Jury das Schuldig ausgesprochen hat.

Außerdem verlangt die öffentliche Meinung noch, daß öffentlich Rechnung von der Verwendung der Abgaben der Unterthanen abgelegt werde, damit jeder untersuchen kann, wie die Staatsgelder angewandt werden. Unser Zitalter ist ein Feind jedes Geheimnisses, weil im Dunkeln so manche Ungerechtigkeit und so mancher Frevel an der Nation begangen wird.

Man sieht, daß die öffentliche Meinung bloß solche Dinge fodert, welche der Menschheit zur Ehre gereichen, die teutsche Nation wieder zu Ansehen verhelfen können, die Fürsten geachtet und gefürchtet machen, und die Vernunft als obersten Anwald anerken-

nen. Da die Teutſchen ein vernünftiges Volk ſind, da die Mächtigen das Unglück gewitzigt und die Schmach zur Beſinnung gebracht haben muß, ſo läßt ſich mit Grund erwarten, daß man nicht zaudern wird, das auszuführen, was die öffentliche Meinung ſo dringend verlangt.

Nun fragt es ſich aber, ob man nicht Gefahr läuft, die öffentliche Meinung mißzuverſtehen, wenn man ſie ſo deutet, wie wir ihre Anſprüche ausgelegt haben? „Wo erfährt man den Inhalt der öffentlichen Meinung?" Nicht in den Zirkeln der Gewaltigen, nicht in den Prunkſälen der Reichen, ſondern im Umgange mit Männern aus allen Volksklaſſen, durch die fleißige Lektüre von Zeitſchriften und Büchern, durch eine genaue Kenntniß der Vergangenheit, des jetzigen Zuſtandes der Nation und der benachbarten Völker. Wer weiß, daß dem Guten keine ungerechte Gewalt auf die Dauer Widerſtand leiſtet, der ſieht auch ein, daß, ſobald eine Reform in den politiſchen Grundſätzen auf dem feſten Lande Europens vorgegangen, und die franzöſiſche Revolution zum Theil gelungen war, jeder benachbarte Staat Veränderungen machen mußte, wenn er ſich erhalten und ſeine Unterthanen zufrieden ſtellen wollte. Erleichterungen der Staatslaſten und zweckmäßigere Einrichtungen in der Verfaſſung und Verwaltung des Staates leuchten jedem geſunden Verſtande ein, finden Anhänger, und der Wunſch nach

ihnen wird immer reger und ungestümer. Dies war die Lage Teutschlands. Der Anblick dessen, was in Frankreich vorgieng, die Grundsätze, die in Schriften gelehrt und verbreitet wurden, machten Staatsreformen nothwendig; man that dies aber nicht; die öffentliche Stimme wurde immer lauter; ein Krieg, der unglücklicher ausgefallen ist, als je einer, hat alle Gemüther aufgebracht, und der öffentlichen Meinung eine Stimmung beigebracht, die künftiges Wohlseyn und künftige Größe der Nation bloß in bessern politischen Einrichtungen sucht. Eine solche Gesinnung äußern alle aufgeklärten und unparteiischen Männer, alle Gedrückten, alle Gekränkten und alle Ehr- und Tugendliebenden, und wer Geisterstimmen versteht, Menschenansprüche würdigen kann, der wird auch leicht einsehen, daß jetzt in Ansehung der von uns oben angeführten Punkte der öffentlichen Meinung keine Mißdeutung Statt findet. Nicht Einer oder zwei, sondern das Ganze bildet eine öffentliche Meinung; nicht Vorurtheile bestehen, sondern Wahrheiten; der Irrthum verschwindet und die Aussprüche des Kopfs und Herzens, welche die Prüfung der Zeit und der Vernunft ausgehalten haben, dauern ewig fort.

Warum hat man neuerlich Preußen so sehr verläumdet?

Alle Teutsche hatten einerlei Interesse, weil die Ehre und die Selbstständigkeit der teutschen Nation auf dem Spiele stand, sobald der Kampf mit Frankreich begann. Man hätte daher glauben sollen, daß sich alles einigen würde, was bisher in der Meinung und Gesinnung verschieden war; denn der Krieg, den Preußen führte, war ein Krieg für ganz Teutschland, für dessen Unabhängigkeit und Ehre, allein kaum waren die Schlachten bei Auerstädt und Jena verloren, so erwachte ein Grimm und eine Wuth gegen Preußen, welche fast allen Glauben überstieg. Woher rührte diese Erscheinung? Was hatte Preussen gethan, das ihm den Unwillen so vieler Teutschen zuzog? Viele erwarteten große Thaten von der preußischen Armee; denn sie war tapfer und muthig; viele Offiziere besaßen treffliche Kenntnisse und Alles war von dem besten Willen belebt, Großes zu thun; jeder hoffte um so mehr auf Sieg, weil alles auf dem Spiele stand, und nun sah man sich so fürchterlich getäuscht. Unwille erwachte; jeder wollte seinem Herzen

Luft machen; alles, was Preuße hieß oder war, wurde bitter getadelt, gelästert und verunglimpft. Man suchte sich im patriotischen Unwillen durch Worte zu rächen, da man es nicht durch Thaten thun konnte. Dieser Unwille erhielt auf mehreren Seiten Nahrung. Man ersann Plane, die Preußen gehabt haben sollte; man legte ihm Eroberungsabsichten bei; alle Zeitungen waren voll Schmähungen; man hielt alles für wahr, was gedruckt wurde; man untersuchte und prüfte wenig oder gar nicht, und so gewöhnten sich Viele, die sich theils für klüger als Andere hielten, theils ein paar Hirngespinnsten von angeblichen Staatsverbesserungen nachjagten, an eine Schmähsucht, die ansteckend wie eine Seuche war.

Im Auslande war nicht sowohl der Unterthan gegen Preußen aufgebracht, als vielmehr die Beamten und Offiziere, welche Preußen nie sehr gewogen waren. Preußen war hier und da etwas eigenmächtig verfahren, hatte bisweilen hab- und herrschsüchtige Absichten geäußert. Dies hatte diese beiden Klassen gegen dasselbe aufgebracht; allein noch erbitterter waren sie deshalb, weil Preußen in seinem Innern mancherlei Verbesserungen und Veränderungen gemacht hatte, welche den Unwillen dieser Leute reizten, die gern alles beim Alten lassen wollen, sich in den Fesseln der Routine gefallen und alles, was einen freien Sinn und eine kühne Denkart athmet, wüthig anfallen. Das

preußische Gesetzbuch, das sich durch so viele Vorzüge vor allen andern Gesetzsammlungen in Teutschland auszeichnet, die peinliche Justizpflege, und so manche andere Einrichtungen, waren Neuerungen, welche man Preußen nicht vergab, weil sein Beispiel andere Staaten auch nöthigte, nach und nach Veränderungen zu machen.

Preußens Beamte, vorzüglich aber seine Offiziere hatten sich im Auslande bisweilen etwas zu herrisch und stolz betragen, hatten in Gesellschaften das große Wort führen, und alles nach dem Einheimischen richten und meistern wollen. Dies Betragen hatte viele Erbitterung erzeugt, welche nach dem Unglücke des 14. Oktobers zum vollen Ausbruche kam. Auch hatten sich seine Offiziere manche Gewaltstreiche sowohl im Jahre 1805, als 1806 erlaubt, und da Ungerechtigkeiten den Teutschen am meisten empören, so glaubten Viele alle Ursache zur Unzufriedenheit und zu Schmähungen gegen Preußen zu haben. Sie bedachten nicht, daß jetzt dazu keine Zeit sey, und daß einen Unglücklichen lästern eine Denkart verrathe, welche höchst verdorben ist. Man wollte nicht einsehen, daß jeder Vorwurf, den man Preußen jetzt mache, von seinem Gegner zu dessen Nachtheile benutzt werden könne, und daß, wenn Preußen unterliege, jeder Rest von Teutschheit zu verschwinden in Gefahr sey. Auch ist es eben so unmenschlich, als unklug, gegen seine ei-

nen Brüder zu wüthen, und wenn der Ausländer ein solches Schauspiel ruhig beurtheilt, so kann er nicht anders als die Unsinnigen, die in ihren eigenen Eingeweiden wüthen, und sich selbst einander herabsetzen, verachten. Dies ist auch geschehen; einsichtsvolle und edle Franzosen haben mit der größten Verachtung auf ein Schauspiel hingeblickt, das ihnen teutscher Parteigeist und teutsche Schmähsucht vorstellte.

Den Inländer verleiteten andere Ursachen zu Schmähungen gegen Preußen, als den Ausländer. Einige glaubten sich bisher zurück gesetzt, Andere liefen einigen fixen Ideen nach, welche sie als Maaßstab an alles bis jetzt Bestehende ansetzten; Einige verleitete patriotischer Unwille zu Vorwürfen, Andere trieb die Selbstsucht und der Eigennutz zum Tadeln, noch Andere wollten sich beim Feinde beliebt machen, und spielten die schändliche Rolle eines Verräthers. Vorher stand Preußen so hoch da, und jetzt war es auf einmal so tief gefallen. Dieser Anblick war kränkend, und man fühlte den bittersten Unwillen gegen die, welche diesen Fall veranlaßt hatten: denn so viel ist ausgemacht, daß die preußischen Staatseinrichtungen eben so viele Festigkeit und Dauer hatten, als die in andern Staaten Teutschlands, und daß bloß die Menge von Unglücksfällen, Verräthereien, Schurkenstreichen, Feigheit und Indisciplin dazu gehörte, welche einzelne Menschen sich zu Schulden kommen ließen, die die

obersten Stellen in den Händen hatten, und das Vertrauen des Königs so fürchterlich täuschten, um Preußen so tief zu stürzen. Vieles hat auch die Altersschwäche dieser Männer verursacht, die sich nicht in die jetzige Weltlage zu finden wußten, die glaubten, daß noch Achtung und Schonung gegen den Unglücklichen herrschend sey. Dieser gutmüthige Glaube hinderte sie an ihrer Pflichterfüllung, und trug mächtig zum Untergange Preußens bei. Hätte ein Mann von Kopf, Energie, Entschlossenheit, Einsicht und Jugendkraft in Magdeburg befehligt, das Schicksal Preußens hätte eine andere Wendung genommen; entweder der Friede wäre damals vollends abgeschlossen worden, oder Preußen würde Zeit gehabt haben, sich zu ermannen, und ein Heer auf die Beine zu stellen, das für eigenen Heerd und für eigene Ehre gefochten hätte. Und was solche Männer vermögen, die für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes streiten, zeigt die neue Geschichte auf allen Blättern. Der thut Unsterbliches, wer für einen edlen Zweck sich begeistert fühlt, und da kommen bloß hervorragende Talente an die Spitze, wo es die Rettung des Vaterlandes gilt. Die schmählichen Uebergaben von Magdeburg, Stettin und Küstrin und das Betragen des Gouverneurs von Berlin erfüllten jedes patriotische Herz mit Unwillen, und der Grimm sprach manche Schmähung aus, welche die kalte Vernunft nicht billigte.

Die eigennützigen und unpatriotischen Schmäher gewöhnten sich bald so sehr an die Verläſterung und Verläumdung ihres Vaterlandes, daß jedes Wort, das ihrer Feder entfloß, bloß eine Verunglimpfung war. Man las begierig diese Schmähreden, weil man in denselben wichtige Aufschlüsse über die Ursachen des Falles der preußischen Monarchie zu finden glaubte. Diese Lesewuth unterhielt die Schmähsucht, und auf die Grabesreden am Sarge der preußischen Monarchie folgten Feuerbrände, womit man alles anzündete, was dem Einsturze noch entgangen war. Man gefiel sich in Ruinen, das Schauderhafte ergötzte eine verweichelte Generation, und die Leichtgläubigkeit nahm jedes Zerrbild für ein treffendes Gemälde auf. Zum Prüfen hatte man theils nicht Zeit, theils keine Gelegenheit, und so haben die Schmähredner einen Triumph gefeiert, den ihnen bloß die Hölle mißgönnen kann. An Wahrheit und Gerechtigkeit, an Ehre und Freiheit dachte man kaum; im Sturme des Krieges zertrümmerte man selbst das, was sich fleckenlos gerettet hatte. Es durfte kaum einen Namen geben, dem man nicht einen Schandfleck anhängte. Dies unedle Verfahren hat eine Erbitterung und eine Unzufriedenheit erzeugt, welche sich noch lange zeigen und noch manchen hämischen Zwist entspinnen wird. Hieran sind die vorlauten Tadler, die unzeitigen Sprecher, und die verwegenen Verläumder Schuld, welche alles mit

Schimpf belegten, was irgendwo auf einem Posten ſtand, auf dem eine Kanone abgeſchoſſen wurde.

Zeiten des Unglücks ſind nicht die, wo man alle Uebel und Gebrechen eines Staates an den Tag bringen muß. Dies muß man entweder vorhero thun, oder dann, wann die Wunden geheilt, und die Quellen der Unglücksfälle, die eine Nation betroffen haben, verſtopft werden ſollen. Männer, die dieß thun, handeln edel und patriotiſch, und ſie verdienen den Dank der Mit- und Nachwelt, aber nicht die, welche mitten im Sturme das Feuer noch mehr anblaſen, und alles unter Ruinen zu begraben ſuchen. Dieſen kommt es nicht zu, von Patriotismus zu ſprechen. Sie ſind es, welche dem Vaterlande die tiefſten Wunden verſetzen; denn wer im Angeſichte des Feindes auf jeden Mangel, auf jedes Gebrechen einer Staatsverwaltung aufmerkſam macht, der handelt, obſchon vielleicht gegen ſeinen Willen, als ein Verräther.

Friedrich der Große
an
ſein Volk.

Am 3. Auguſt 1807.

Eine Geiſterſtimme.

Geliebtes Volk, mein Geiſt, der Erd' entrückt,
hat immer noch voll Hoffnung und Vertrauen
auf Dich, und auf die väterlichen Auen,
Dich ſegnend, liebevoll geblickt.

Was meine Hand wohlthätig ausgeſtreut,
ſah' ich zu Blüth' und Frucht ſich ſchön entfalten,
und über Dir den Geiſt der Liebe walten,
und ſeinen Segen, Menſchlichkeit.

Und immer heller ſchien der Wahrheit Licht,
der Nebel wich, der ihren Schimmer deckte,
und ihre muthigen Bekenner ſchreckte
der Bannſtrahl der Verfolgung nicht.

Zum ſtillen Dienſt der Tugend eingeweiht,
vereinteſt Du das Wahre mit dem Schönen,
die Nemeſis, die Zürnende, zu ſöhnen
durch Bruderlieb' und Einigkeit.

Du gabſt dem Unterdrückten ein Aſyl,
Du pflegteſt treu der Künſte zarte Blüthe,
und, nur beherrſcht durch Menſchenlieb' und Güte,
gingſt Du zu der Vollendung Ziel.

Und freudetrunken pries ich hochbeglückt
Dich, Vaterland, das nur durch Huldigungen
der Tugend ſich zu einer Höh' geſchwungen,
die menſchlich, nicht die Menge drückt.

Doch, was die Hand des Sterblichen erſchafft,
muß, wie er ſelbſt vergänglich, untergehen,
in Trümmer ſinken glänzende Trophäen,
es altert aller Völker Kraft.

Es welkt der Lorbeer in der Zeiten Strom,
das Schickſal ſpielt mit Zeptern und mit Kronen,
ſtreng waltend, kennt es kein erbarmend Schonen;
ſo fiel Karthago einſt und Rom.

Die Saat nur nicht, die Menſchenliebe ſtreut,
geht in der Fluth der rauh'ſten Zeit verloren,
Dir, theures Volk, ward heut dies Heil geboren,
ſey ohne Furcht vor jeder Folgezeit! —

Ein trefflicher Charakterzug eines preußischen Offiziers.

Viele herrliche Thaten der Einzelnen hat das Unglück der Zeiten verschlungen, Viele aber stehen noch eingeschrieben in dem Gedächtnisse von Augenzeugen, und werden vielleicht einst der Welt mitgetheilt.

Der königl. preußische Lieutenant v. G. (nachhero Capitain) des schlesischen Regiments v. Aldensleben befand sich am Tage der unglücklichen Schlacht bei Auerstädt bei dem nachhero an seinen Wunden verstorbenen General, Grafen von Schmettau; und obgleich dieser den jungen Krieger vorhero nicht persönlich, sondern bloß aus seinen militairischen Werken kannte, so schenkte er ihm doch durch Aufträge am Tage vor der Schlacht ein besonderes Zutrauen; der Lieutenant v. Gn. dagegen gab ihm am Tage der Schlacht einen vorzüglichen Beweis von Liebe und Bravour, welcher hier mitgetheilt werden soll.

Bald nachdem sich der Nebel am Tage der Schlacht etwas verzogen hatte, beobachtete der General durch ein Perspektiv das Centrum des Feindes, von einem Berge herab, wovon dessen Tirrailleurs nicht weit ent-

fernt standen, und daher natürlich sogleich ein starkes Feuer dahin machten. Von G., der den General hierauf aufmerksam machte, bemerkte zugleich, daß man alles hinter dem Berge eben so gut sehen könne. Da seine Vorstellung aber kein Gehör fand, und v. G. die Nachtheile des Verlustes eines so vorzüglichen Befehlshabers am Tage der Schlacht sehr gut einsah, setzte er lieber seine eigene Person aus, und trat vor den General, mit der Bitte, das Feuergewehr auf seine Schulter zu legen. Der General bemerkte nun zwar nicht sogleich die wahre Absicht, allein da gleich darauf das Pferd eines Reitknechtes verwundet ward, und v. G. diesen mit nicht glimpflichen Ausdrücken anredete, wurde der General die wahre Absicht des v. G. gewahr, und hier ereignete sich eine Scene der Dankbarkeit und Bescheidenheit ohne gleichen. Die Meldung eines Schützenunteroffiziers veranlaßte gleich darauf, daß v. G. in größter Eile etwas Kavallerie zusammen nahm, und mit derselben die Tirailleurs des Feindes mit der größten Hitze vertrieb.

Der General traf hierauf v. Gn., bezeigte ihm zwar seine Zufriedenheit, wünschte aber dem jungen Krieger mehr kaltes Blut, ob er schon gesehen hatte, daß er dabei die größte Ueberlegung gezeigt habe. Als sich v. G. von der Stärke der feindlichen Position überzeugt, so bedauerte er nur, daß seine beinahe fußfällige Bitte bei dem General am Abend vorhero, als er von Eckhards-

berge zurück gekommen, nichts gefruchtet hatte, noch in dieser Nacht mit der Division die Höhen bei Hasenhausen zu besetzen.

Als die Lage der Preußen immer bedenklicher wurde, und v. Gn. die Angriffsdisposition, und die noch so weite Entfernung der Reserve beklagte, stieg auch seine Verzweiflung immer höher, und diese gab Veranlassung zu einer zweiten Unternehmung, deren Erfolg ich aber nicht weiß; indessen muß dieselbe noch weit glücklicher ausgefallen seyn, weil ihm hierauf der General vor dem ganzen Grenadier-Bataillon v. Schack an der Spitze des Detaschements einen Verdienstorden gab, welcher so eben einem gebliebenen Offizier abgenommen, und ihm überliefert worden war; allein v. Gn. ersuchte dafür drei Unteroffizieren, auf welche er zeigte, die Verdienstmedaille zu bewilligen, und schickte nachher in der größten Stille von Magdeburg aus die Insignien des Ordens an seinen Monarchen zurück.

Als Magdeburg übergeben war, und er die Kapitulation dem Gouverneur zu Füßen geworfen hatte, so eilte er auf's neue zu den Waffen seines Monarchen, und diente bis auf den letzten Augenblick seines Lebens mit besonderer Auszeichnung.

V. Gn. soll vormals in Hannöverschen Diensten gestanden, und sich in Brabant und Flandern in den Jahren 1793 und 1794 besonders ausgezeichnet haben. Nachdem er in preußische Dienste getreten war,

gab er durch mehrere mit Beifall aufgenommene Schriften Beweise von seinen großen Einsichten in die Kriegskunst.

Was fodert jetzt die Pflicht von jedem Teutschen?

Die Zeitumstände machen eine Pflicht dringender als die Andere, und jede Pflichtvergessenheit ist um so ehrloser und verderblicher, sobald die Nation in Gefahr ist, ihre Existenz zu verlieren. Die Fortdauer einer Nation gründet sich auf Selbstständigkeit und Unabhängigkeit. Von ihrer Freiheit hängt ihre Kultur ab, und mit dieser stehen Tugend und Wissenschaft, Kunst und Gewerbe in der genauesten Verbindung.

Eine Nation, welche stets in der Ausbildung ihrer Naturanlagen und in der Vervollkommnung der Wissenschaften Fortschritte machen will, muß frei und unabhängig seyn; ihre Gedanken darf keine Furcht erstarren; ihre Aeußerungen darf nicht der Schrecken unterdrücken. Nur wer frei denken kann, der denkt recht und wahr. Eine Nation, welche nicht selbstständig ist, kann sich nicht achten; mit dem Verlust der Achtung verschwindet auch das Zutrauen zu sich selbst; sie fühlt keinen Muth und wagt auch keine kühne Unternehmung; sie

sinkt zu einer Horde von verworfenen Sklaven herab, und ob sie schon noch die Wörter ihrer Vorfahren spricht, so ist denselben doch der Geist entflohen; es sind Formeln, die weder beleben noch begeistern; es sind Trümmern ehemaliger Größe, welche um so traurigere Erinnerungen erwecken, je größere Einsichten und wissenschaftliche Kenntnisse eine Nation vorher errungen hatte. Ein solches Gefühl erregen die Griechen, die bloß noch die Schatten von ihren Vorfahren sind, und die mit dem Verluste ihrer Freiheit alles, was Groß und Edel, was Ehrenvoll und Rühmlich ist, eingebüßt haben. Ohne die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit einer Nation kann die Literatur derselben weder bestehen noch blühen; es fehlt ihrem Geiste die Energie, welche Entdeckungen wagt, und die Fortschritte im wissenschaftlichen Forschen muthig fortsetzt. Mit der Einbuße der Energie schrumpfen alle Thätigkeiten des Geistes zusammen; dieser wirft sich in die Arme des Aberglaubens und der Intoleranz. Was liberal und frei ist, das ist ihm fremd. Er kann seine Meinungen nicht an die Meinungen Anderer halten, und daher weder das Wahre erforschen, noch seine Kräfte vervollkommnen. Es ist daher höchst kurzsichtig, wenn man behauptet, daß, wenn eine Nation auch ihre politische Existenz einbüße, ihr doch ihre Literatur bleibe; diese aber geht mit jener zu Grabe, weil eine Literatur ohne Freiheit, ohne den kühnen Muth, alles ungehindert zu

erforschen, trockne Sylbenstecherei wird. Griechenland und Rom, Aegypten und Palästina sind Zeugen dessen, was wir behaupten, und stehen als furchtbare Erinnerer an das da, was jeder Nation bevorsteht, welche in Sklaverei herabsinkt. Und Sklave ist jede Nation, welche sich nicht selbst nach eigenen Gesetzen und nach Einrichtungen regiert, die aus ihrer Natur entlehnt sind, ihrer Gesinnung und Denkart entsprechen, und beide in allen äußern Anstalten darstellen und wiederspiegeln. Jede Nation hat ihre eigene Geistesform; erhält sie diese gewissenhaft, so kann sie Großes thun; läßt sie aber dieselben zerstören oder verkrüppeln, so wird sie ein Zwergvolk, welchem alles Menschlichgroße fremd wird. Der Sklave ahndet nicht, was ihm als Menschen obliegt; er hat bloß die Gestalt von diesem, und begreift nicht, daß er Rechte hat, welche ihm keine menschliche Macht rauben darf.

* Teutschland ist jetzt in einer Lage, welche seine theuersten Güter bedrohet, wenn seine aufgeklärten und edlen Bewohner nicht die Gelegenheit benutzen, welche sich ihnen zur Rettung des Vaterlandes darbietet. Mag Napoleon immer Protektor seyn; wenn er die Teutschen versteht, und wenn diese sich kühn und freimüthig äußern, so wird er sie achten, und die Nation wird aus den sie bedrohenden Gefahren geehrt und selbstständig hervorgehen. Was liegt aber unter diesen

Umständen allen teutschen Männern für Pflichten vorzüglich ob? Alles, was der Nation zu Ehren verhilft, was ihr Zutrauen erhöhet und ihren Muth stählt, ist ihnen dringender als je geboten.

Was teutsch spricht, das muß sich jetzt einigen. Durch Einigkeit in der Gesinnung lassen sich die größten Gefahren besiegen. Wie bewirkt man aber in dem uneinigen Teutschland jene Einigkeit, auf der die Rettung der Nation beruhet? Alles muß einander ermuntern, Gutes und Löbliches zu thun; wer am Ruder des Staats sitzt, der muß alle Kräfte aufbieten, um jetzt solche Einrichtungen zu treffen, welche jede Zwietracht verscheuchen, die entzweiten Gemüther aussöhnen, der vollziehenden Gewalt Energie und Schnelligkeit, dem Volke Freiheit, und der Justizverwaltung Gerechtigkeit verleihen. Eine neue Verfassung ist für jeden teutschen Staat nothwendig; Aller Rechte müssen geschützt, und Aller Vortheile befördert werden; jeder Unterschied der Stände, welcher nicht mit der Gerechtigkeit übereinstimmt, muß vernichtet werden; und Alle müssen sich für gleich frei und gleich geachtet ansehen können. Die Besten und Einsichtsvollen seyn Herrscher, und die gründlichsten Gelehrten die Berather. Wie bringt man es aber dahin, daß diejenigen, welche jetzt die Gewalt in Händen haben, sich zu Veränderungen entschließen, welche für die Nation heilsam sind? Man muß ihrem guten Willen etwas zutrauen,

und die Einsichten Anderer müssen ihnen bei ihren Arbeiten zu Hülfe kommen. Macht es sich jeder zur Pflicht, Alles, was ihn umgiebt, aufzufodern, damit das Gute geschehe, und Besseres gethan werde, als bisher, so wird das in der Wirklichkeit eingeführt werden, was der Nation zum Vortheile gereicht. Jeder rathe und fodere auf, damit niemand seine Pflicht mehr verabsäume, damit jeder thue, was ihm als Menschen und Bürger obliegt. Wer hoch steht, wer vielen Einfluß hat, der hat auch mehrere und heiligere Pflichten zu erfüllen, als derjenige, der ohne Einfluß in die Welt hingesetzt ist. Vereinigen sich die Stimmen aller edlen Männer Teutschlands, daß gerechtere und zweckmäßigere Verfassungen eingeführt werden, so werden die Gewalthaber eilen, Reformen vorzunehmen, welche die Nation retten, und zugleich ihr Wohl befördern. Eine freie und gerechte Verfassung ist für alle gleich vortheilhaft; sie schützt kräftig Aller Rechte, und arbeitet fortdauernd an dem Vortheile Aller, und dies ist der Zweck, warum die Menschen in Staaten leben.

Haben die Teutschen Verfassungen, welche der Gerechtigkeit und der Klugheit vollkommen entsprechen, so sind ihre Regierungen mächtig; sie werden in nichts gehindert, was gut ist; der Wille der Nation steht ihnen in allem bei, was dieser zur Ehre gereicht; die Nation fühlt Muth und hegt Achtung gegen sich,

und ein solches Volk arbeitet eifrig an allem, was den Nationalwohlstand erhöhet und die Nationalexistenz in Sicherheit bringt.

Hat jeder Teutsche die Pflichten erfüllt, welche ihm gegen den Staat obliegen, so muß er in seinem Privatleben ein Beispiel von allem dem geben, was die Menschheit ehrt, und was ihn für die Welt zum brauchbaren Manne macht. Er muß häuslich leben; Ausschweifungen müssen seinem Leben so fremd seyn, wie seinem Geiste jeder Sklavensinn; er muß in seinem Berufe ämsig seyn. Heilig muß ihm jede Menschenpflicht seyn und unverletzlich jede Verbindlichkeit, die ihm als Bürger zukommt. Eifrig muß er an seiner Ausbildung arbeiten; die Veredlung seines Herzens muß ihn eben so angelegentlich beschäftigen, als die Bereicherung seines Kopfs mit Kenntnissen. Menschlich muß er denken, und was unmenschlich ist, das muß er mehr als den Tod fliehen. Wenn jeder gegen seine Umgebungen liberal und gerecht verfährt, so wird Menschenachtung unter den Teutschen so einheimisch werden, wie Treue und Herzlichkeit unter unsern Altvordern. Vieles kann der Einzelne bewirken, was der Menschheit nicht bloß heilsam ist, sondern was auch zur Aufrechthaltung der Nation beiträgt. Thut jeder, was seines Berufes und Amtes ist, mit Eifer und Gewissenhaftigkeit, so wird die Nation aus ihrer jetzigen Feuerprobe geläuterter und ehrenvoller hervorgehen, als

ſie je da geſtanden hat. Das Schickſal Deutſchlands liegt in den Händen der Deutſchen; handeln dieſe ſtets als Männer von Ehre und Einſicht, ſo wird das Vaterland ſeine Selbſtſtändigkeit und ſeinen Ruhm wieder erlangen. Fremde werden ſie achten, und ein ehrenvolles Volk wird jederzeit mit Ehrfurcht behandelt werden.

Wer zweideutige Geſinnungen hegt, wer Sklavengrundſätze äußert, wer der Ausländerei das Wort redet, den verachte man kühn, und bald wird ſich alles ſchämen, was nicht das Vaterland allem vorzieht, was uns das Ausland darbietet. In jedem Gemüthe liegt eine Vorliebe für das, was ihm durch Sprache, Sitte und Denkart verwandt iſt, und nähret und pflegt man dieſelbe, ſo wird man in Zukunft nichts für unnatürlicher halten, als ein Jagen nach dem Ausländiſchen, das faſt jederzeit das Verderben der Nationen bewirkt hat.

Wichtiger und heiliger ſind die Pflichten, welche den Lehrern, den Schriftſtellern, den Predigern, den Obrigkeiten und allen denen obliegen, welche mit dem Volke öffentlich verkehren, und entweder ſeinen Verſtand zu belehren, oder ſein Herz zu beſſern ſuchen. Vergeſſen dieſe nicht allein nicht, was ſie ihrer Nation ſchuldig ſind, ſondern thun ſie auch freudig alles, was den Muth, das Selbſtvertrauen und die Vaterlandsliebe unter derſelben vermehrt, ſo wird ſich ein glühen-

der Enthusiasmus für alles Vaterländische ausbreiten, der für die Nationalexistenz und die Nationalehre von den wichtigsten Folgen seyn wird.

Jeder Teutsche muß seine Literatur, seine klassischen Schriftsteller Tag und Nacht studiren, und ihren eigenthümlichen Werth sich bekannt zu machen suchen: denn da die teutsche Literatur, wie die griechische, ein Erzeugniß des Reinmenschlichen ist, und die Menschen human macht, so werden sich durch das Studiren derselben eine wackere Denkart, ein muthiger Sinn, eine Liebe zur Freiheit und eine Kühnheit erzeugen und verbreiten, welche es mit jeder Gefahr ohne Zittern aufnimmt. Die Kultur der teutschen Sprache und die Pflege der teutschen Literatur sind untrennlich von allem, was den Menschen frommt und der Menschheit zur Zierde gereicht. Durch beide wird das Reinmenschliche ausgebildet, und der Mensch geht nicht in den Vorurtheilen der Nation zu Grunde, wie dies bei einigen andern Literaturen der Fall ist. Der Teutsche ist daher ein geborner Weltbürger, aber er vergesse nur auch nicht, daß er einen Flecken Erde braucht, auf dem er existiren und seine Kräfte ausbilden, und daß er zugleich Staatsbürger seyn, und Vaterlandsliebe besitzen muß. Er sey stets gegen alles gerecht, was das Ausland hervorbringt, wie bisher, allein er mache es sich zur unverletzlichen Pflicht, nie über der Gerechtigkeit gegen das Ausland die Gerechtig-

keit gegen das Vaterland zu vergessen. Eine solche Denkart macht ihn brav und tapfer, und er duldet keinen Schimpf, der seiner Nation angethan, und keinen Druck, der seinem Vaterlande zugefügt wird. Er liebe den Frieden, aber fürchte auch nicht den Krieg, sobald es die Ehre und die Existenz des Vaterlandes fodern.

Philopatros.

Ueber eine Nationalarmee in Preußen.

Die älteste und sicherste Ursache zur Tapferkeit ist die augenscheinliche Gefahr der Beraubung oder Verwüstung desjenigen, was der Mensch als sein Eigenthum betrachtet, was ihm lieb und werth ist. Auch der geduldigste und nachgiebigste Mensch geräth in Wuth, wenn ihm jemand seinen Garten, sein Feld, das er mit Fleiß gebauet hat, muthwillig verwüstet, oder ihm dasselbe widerrechtlich rauben will. Er achtet sein Leben für nichts, wenn er die Möglichkeit sieht, den Räuber zu bestrafen, und sein Eigenthum zu retten. Wahre militairische Tapferkeit, die immer eine Art von edler Wuth seyn muß, hat also nur dann Statt, wenn die Streitenden fürchten müssen, etwas zu verlieren,

was ihnen theuer ist *). Es ist also schon hieraus klar, daß die bisherige preußische Armee und alle besoldeten stehenden Heere nichts leisten konnten. Denn was war ihnen theuer? — sie waren ja aus Menschen zusammengesetzt, die selten ein gefährdetes Eigenthum haben, deren Interesse bei dem des Staats nur mittelbar ins Spiel kommt, und denen noch obenein jede Aufopferung schlecht gedankt wird, die sie für den besoldenden Staat machen. Diese exaltirte Tapferkeit ist aber das Hauptaxiom aller militairischen Erfolge, und alles, auch die größte Kunst, wird zur Seifenblase, wenn sie gegen sie auftreten will **). Diese Behauptung ist zu

*) Ich weiß zwar recht gut, daß Raubgier auch Tapferkeit erzeugt, aber diese Triebfeder ist nicht zuverlässig, und verliert sofort ihre Wirksamkeit, wenn die Erfolge nicht ununterbrochen glücklich sind, oder nichts mehr zu rauben da ist.

**) Ihr lieben Taktiker, Strategeten, oder wie Ihr, der theoretischen Kriegskunst Beflissene, euch zu nennen beliebt; ihr quält euch durch Schlüsse und Folgerungen aus euren systematischen Hypothesen die Ursache militairischer Erfolge zu bestimmen. Nehmt mirs nicht übel: Ihr seyd in Irrthum. Ihr streitet euch mündlich und schriftlich, höflich und grob über die Regeln der Kunst, durch welche dieses oder jenes militairische Unglück zu verhüten gewesen, und ihr streitet euch wahrhaftig, nach einem altteutschen Sprichwort: um des Kaisers Bart! Nicht die Spitzfindigkeiten des Verstandes siegen, sondern das Gemüth. Man muß die Ursachen verlorner Schlachten nicht in den Köpfen, sondern in den Herzen suchen, in dem Mangel an innerer Kraft. Ihr verdammt z. B. jetzt die preußischen Heerführer wegen der fehlerhaften

bewähret, durch Erfahrungen im Kleinen und Großen, von den urälteſten bis auf die neuſten Zeiten, als daß

Stellung bei Jena, wegen des ſtumpfſinnigen Stillhaltens bei Wegnahme der Magazine, und bei dem Napoleoniſchen Einſpinnen ꝛc. Ihr habt recht, und ich will es euch gar nicht ſtreitig machen: denn alles dies iſt gerade ein Beweis, daß es den Preußen an der wahren Tapferkeit, an innerer Kraft fehlte, mit welcher immer Entſchloſſenheit und Energie verbunden iſt; wer die hat, der legt die Hände nicht in den Schooß, wenn der Feind auf ſeine Hauptmagazine im Rücken losgeht, und ſitzt nicht ſtille, wenn er ſeine Avantgarde aufrollt ꝛc. Allein geht einmal ein wenig weiter mit mir in die Ideenwelt; nehmt einmal an: es ſey alles geſchehen, wie es wirklich geſchehen iſt, bis zu Sonnenuntergang am 13ten Oktober. Plötzlich hätte ſich der Geiſt der preußiſchen Armee umgewandt — vom Herzog von Braunſchweig an, bis zum geringſten Tambour, wäre mit einem Male alles mit jener energiſchen Wuth, mit jener alles trotzenden Tapferkeit beſeelt worden, und ich frage euch nun: hätten die Preuſſen wohl jene ominöſen Wachtfeuer die ganze Nacht ruhig haben vor ſich brennen ſehen können? — Folgt mir weiter: Obiges vorausgeſetzt; hätte nun der Fürſt von Hohenlohe bei einbrechender Nacht ſeine ganze Armee, außer einer kleinen Reſerve der Artillerie und den Wachen, aufbrechen laſſen; hätte ſie in drei oder vier geſchloſſenen Colonnen, die Kavallerie zu Fuß mit dem Säbel in der Fauſt an der Spitze, getheilt; ſelbige ſich in der Dunkelheit ſo ſtille und unbemerkt und ſo nahe als möglich dem Feind nähern, und dann mit einem Male, ohne einen Schuß zu thun, über das kaiſerliche Bivouac herfallen laſſen; was hätte denn, frag' ich weiter, wohl die große, ſo ſchön gemachte und richtig ausgeführte Combination geholfen? — Sieg oder Tod! — Rache für Louis Tod! wäre dann nicht nur die Parole und das Feldgeſchrei, ſondern auch der feſte Wille jedes Preußen gewe-

sie weitere Belege bedarf; wahre Tapferkeit, sey sie auch noch so roh, siegt daher immer, auch gegen die größte Kunst!

Um sich nun also von den Zufälligkeiten, nach welchen die Kriegsgöttin ihre Preise austheilt, unabhängig zu machen, muß man Truppen haben, die von dieser Tapferkeit beseelt sind, und nur in so weit der Kunst huldigen, als es zur Ordnung und zur Schonung von Menschen nothwendig ist. Dergleichen Truppen kann man aber nicht aus Miethlingen bilden, die kein Eigenthum haben, und deren größte Tapferkeit die ist, daß sie nicht davon laufen; sondern Bürger des Staats, deren Eigenthum, Weib und Kind in Gefahr ist, die selbst Theil an der Ursache des Kriegs nehmen, die ihren Feind hassen, verachten u. s. w. Auch müssen nicht einzelne Krieger ausgewählt werden, sondern die ganze Nation muß immer schlagfertig, muß in dem Nöthigen geübt seyn, und sobald es Noth thut, im Ganzen die Waffen ergreifen. — So und nicht anders kann der eigentliche Geist, der zuverlässig zum Siege führt, erweckt, und auch während des tiefsten Friedens unterhalten werden.

sen. — Jeder hätte geschlachtet, so lange etwas zu schlachten da gewesen. Kein Franzose von der bei Jena aufgestellten Armee wäre davon gekommen, und die umgebenden Corps hätten sich am 14ten dem Herzog von Braunschweig ergeben müssen. —

Jeder Preuße ſey alſo forthin ein Kriegsmann, aber nicht, wie bisher, ein vernachläſſigter gemißhandelter Sklave, ſondern ein freier Staatsbürger, der ruhig ſein Gewerbe oder Handthierung treibt; ſobald aber die Kriegstrompete tönt, gern den Pflug und die Werkſtätte verläßt, und zu den bisher ruhenden Waffen greift, um die Feinde ſeines Vaterlandes zu züchtigen. Er lerne die Waffen handhaben, und erwerbe ſich alle Kenntniſſe, die das Kriegshandwerk auf ſeinem Platze von ihm fodert; aber er werde nicht par force zu Seiltänzerfertigkeiten dreſſirt, und dadurch nicht ohne Noth und Zweck auf Zeitlebens der übrigen menſchlichen Geſellſchaft, ſeiner Familie, dem Ackerbau, Kunſtfleiß u. ſ. w. entzogen. Er ſey ungehindert Eigenthümer, Gatte und Vater, damit er einſieht und fühlt, wofür er das Schwerdt zieht.

Jeder Preuße hat in den verwichenen zwei Jahren die unglücklichſten Erfahrungen gemacht. Er iſt jetzt von der Unzulänglichkeit ſeines bisherigen Militairs überzeugt. Er wird alſo gern jene ehrenvollen Verpflichtungen übernehmen, die ihm eigentlich, der Natur der Sache nach; von jeher oblagen; wird lieber ein paar Jahr zu den nothwendigen Waffenübungen anwenden, als immer in der traurigen Furcht ſchweben, bei jedem kriegeriſchen Anlaß gemißhandelt, geplündert, und von Handel und Gewerbe, Weib und Eigenthum

vertrieben zu werden, ohne ſich auch nur dagegen mißfällig äußern zu dürfen.

Das Ganze würde ſehr bald einen höhern Schwung gewinnen, und Potsdam mit Recht den Namen des neuen Sparta verdienen.

Bei der Ausführung wäre ohngefähr Folgendes feſtzuſetzen:

= Der preußiſche Staat wird forthin kein eigentliches ſtehendes Heer mehr unterhalten, ſondern alle Einwohner, die Bürger des Staats ſelbſt, müſſen denſelben vertheidigen, wenn er von auswärtigen Feinden angefallen werden ſollte.

= Der bisherige Soldatendienſt wird alſo hiemit abgeſchafft. Indeſſen werden von dem bisherigen Militair in jeder Provinz einige ſchwache Bataillons beibehalten, welche die innere Polizei ſichern und forthin alle jungen Staatsbürger im Kriegshandwerk unterrichten, und ſie in den Waffen üben. — Wir wollen ſie Elementarbataillons nennen *).

Jedes dieſer Bataillone erhält einen angewieſenen Bezirk, aus welchem alle Söhne der darin befindlichen

*) Die Benennung iſt — wie jeder denkende Soldat mit mir einverſtanden ſeyn wird — gleichgültig. Ich wählte dieſe, weil mir gerade keine beſſre einfiel, und weil ich die Namen, Depot- und Garniſonbataillon, wegen der Ideenverbindung gern umgehen möchte; denn die Beſtimmung dieſer Bataillons iſt die ehrenvollſte.

Einwohner, sobald sie das achtzehnte Jahr erreicht haben, und gesund an Leib und Seele sind, sich bei demselben stellen müssen, und zwei Jahre hinter einander, jeder derselben 8 Monate, in den Waffen geübt, und im Kriegshandwerke unterrichtet werden.

Mit jedem dieser Bataillone Infanterie sey, nach dem vom Staate angenommenen Verhältnisse, eine oder mehrere Kompagnieen Kavallerie zu dem nämlichen Zwecke für ihre Waffen, und eine Kriegsschule verbunden.

Wenn die zwei Lehrjahre um sind, werden die jungen Leute von den Elementarbataillons entlassen, und sind von da an zehn Jahr lang Mitglieder der in der Provinz liegenden Feldkompagnieen, bei welchen sie sich alle Jahr einen Monat versammeln, um sich in den erlernten Fertigkeiten des Kriegführens zu üben. Sie dürfen sich während dieser zehn Jahre ohne ausdrückliche Erlaubniß, die nur in besondern Fallen gegeben wird, nicht aus der Provinz entfernen, damit die Kompagnieen immer drei Tage nach erhaltener Ordre komplet marschiren können.

Diesen Verpflichtungen darf sich durchaus kein preußischer Unterthan entziehn, bei Verlust seines künftigen oder jetzigen Grundeigenthums, und seiner bürgerlichen Rechte. Es kann keiner ein Guth annehmen, eine Bedienung erhalten, eine Handlung anfangen, Meister bei einem Handwerk werden, kurz, sich auf irgend

eine Art im Preußischen etabliren, wenn er nicht, in jedem Fall, wenigstens die zwei Lehrjahre bei den Elementarbataillons zugebracht, und dasjenige gelernt hat, was er als Soldat auf seinem Posten nöthig hat.

Wer aber zwölf Jahre lang die obbeschriebenen Dienste gehörig geleistet, und also, wenn die Einrichtung vollkommen zu Stande ist, sein 30stes Jahr zurückgelegt hat, wird von diesen Kompagnieen verabschiedet, und kann sich alsdann nach seinem Gutdünken und häuslichen Verhältnissen im Staate etabliren, wo und wie er will. Jedoch bleibt ihm, wie jedem Staatsbürger, bis zu seinem 60sten Jahre die unerläßliche Verpflichtung, sobald Krieg entsteht, nöthigen Falls die Waffen zu ergreifen.

Um auch hierin eine gewisse Ordnung zu begründen, vereinigen sich alle Bewohner des Staats, die 30 bis 45 Jahr alt sind, nach Maaßgabe der Bevölkerung ihres Wohnorts, in Kompagnieen von 150 bis 200 Mann; so, daß, wenn unter den Einwohnern eines Dorfs, Fleckens oder Städtchens, nicht so viel waffenfähige Männer von jenem Alter vorhanden seyn sollten, ein oder mehrere benachbarte Oerter damit verbunden werden, bis ohngefähr jene Anzahl herauskommt.

Auch sie versammeln sich jährlich wenigstens acht Tage zu militairischen Uebungen, wo jede Kompagnie für sich, und im Bezirk ihres Wohnorts, von dem General der Provinz oder wem sonst der König den

Auftrag giebt, gemuſtert werden. Wenn ſie ſich auſſerdem aus eignem Antriebe, im Scheibenſchießen, ſchnellen Märſchen, Lagerdienſt u. ſ. w. üben wollen, ſo hängt das von ihnen ab.

Dieſe Kompagnieen, die wir Reſervekompagnieen nennen wollen, müſſen zu jeder Zeit, acht Tage nach erhaltener Ordre marſchfertig ſeyn, und ziehen ſich hiernächſt, wenn es nöthig iſt, an der gefährdeten Gränze zuſammen, wenn die aus den Feldkompagnieen zuſammengeſetzte Armee dieſelbe paſſirt hat.

Vom 45ſten bis zum 60ſten Jahre gehört jeder Waffenfähige zur Miliz. Dieſe formirt in jedem Kirchſpill eine Kompagnie, wenn es aber mehr als 200 Mann ſind, zwei u. ſ. w. Sie verläßt nie ihren Wohnort, außer im Fall der Noth, und wenn der Feind ihre Provinz betritt; ſie ergreift aber die Waffen, ſobald die Reſerve marſchirt, und verrichtet, während das übrige Militair abweſend iſt, die etwa nöthigen Militairdienſte in ihrem Bezirk.

Wer 60 Jahre alt iſt, gehört zu den Greiſen, und braucht keine Waffen mehr zu führen.

Die Dienſte und Dienſtzeit der Offiziers richten ſich im Allgemeinen nach den oben aufgeſtellten Grundſätzen. Da aber die Beſetzung der Offizierſtellen dem Staate zu wichtig iſt, als daß man ſie forthin dem bloßen Zufalle überlaſſen könnte, ſo wird noch Folgendes feſtgeſetzt:

= Keine Geburt, keine Verwandtschaft, kein Vermögen, ja nicht einmal Vorliebe, darf forthin den mindesten Einfluß auf die Wahl der Subjekte zu diesen Stellen haben, sondern bloß höhere Bildung, Kenntnisse und Fähigkeiten müssen dazu führen können. Um dies nun aber so viel als möglich auf eine unparteiische Art zu bewirken, wird bei jedem Elementarbataillon eine Unterrichtsanstalt errichtet, wo junge Leute, die sich durch beßre Erziehung und Vorkenntnisse dazu qualificiren, nächst den körperlichen Uebungen in allen wissenschaftlichen Theilen der Kriegskunst Unterricht erhalten. Jeder junge Mensch also, dessen Erziehung und Herkommen ihn billig von Haus aus nicht unter die Kathegorie eines gemeinen Soldaten zählen läßt, wird, wenn er das 18te Jahr erreicht hat, und sich bei seinem Elementarbataillon stellt, geprüft, ob er wirklich die erforderliche Bildung und Vorkenntnisse hat? und im günstigen Fall zu jenem Unterricht zugelassen. Seine anderweitigen Verhältnisse bleiben aber durchaus jene der übrigen Eingestellten; dieser Unterricht allein giebt ihm noch in keiner Hinsicht Anspruch auf eine Offizierstelle. Wenn es sich aber nach Verlauf der zwei Lehrjahre zeigt, daß er sich vorzüglich applicirt, und nun die nöthigen Kenntnisse und Eigenschaften erlangt hat, worüber nach diesem Zeitraum die genauesten unparteiischen Untersuchungen angestellt werden müssen; so kann er darauf rechnen, mit zur Concur-

renz bei der ersten erledigten Lieutenantsstelle bei den Feldkompagnieen zugelassen zu werden.

Bei jeder Feldkompagnie sey ein Hauptmann, und ein Lieutenant, (welcher im Fall der Noth des Hauptmanns Stelle vertritt) angestellt. Ihre Dienstverpflichtung erstreckt sich, wie oben bemerkt, so gut, wie die jedes andern Staatsbürgers, nur auf zwölf Jahr, und sie können nach Verlauf dieser Zeit abgehen, und dem Staat oder ihrer Familie nach ihrem Gutdünken auf eine andre Art nützlich werden. Wollen sie aber nach dieser Zeit noch immer in Aktivität fortdienen, so können sie darum ansuchen, und sie erhalten bei vorzüglicher Brauchbarkeit, so daß man sich bewogen findet, ihnen dies zu bewilligen, einen etwas erhöheten Sold, oder eine höhere Anstellung.

Wenn ein Lieutenant nach seinem Dienstalter zum Capitain avanciren soll, so wird er abermals theoretisch und praktisch geprüft, ob er dazu paßt, und, wenn dies nicht der Fall ist, ohne weitere Umstände im Avancement übergangen.

Aus den Capitains der Feldkompagnieen wird mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit eine verhältnißmäßige Anzahl der geschicktesten, geist- und talentvollsten ausgewählt, die den Generalstab der Armee bilden, und, nach hier erhöheter Vollkommenheit, zu Bataillons- und Regimentschefs, Adjutanten des Königs u. s. w. gewählt werden.

Bei jeder Reservekompagnie sey ebenfalls ein Kapitain und ein Lieutenant angestellt, welcher schon gediente Offiziers, die in dem Bezirk ihrer Kompagnie wohnen, seyn müssen. Stabsoffiziere erhalten diese Corps nur in Kriegszeiten.

Die Milizkompagnieen haben eine unbestimmte Stärke, jedoch immer nur einen vom Staate bestimmten Anführer, der in der Kommune der Kompagnie wohnen muß. Es wird dazu, wo möglich, ein gewesener Offizier genommen.

Die Offiziers, welche bei den Elementarbataillons und Feldkompagnieen stehen, erhalten, so lange sie wirkliche Dienste verrichten, immer einen fixen Sold, von welchem sie anständig leben können, und welcher alle zehn Jahre, im Verhältniß der Preise der Lebensmittel und Bedürfnisse, erhöhet oder erniedriget wird.

Die Gemeinen und Unteroffiziere der nämlichen Corps erhalten, wenn sie immer im Dienst sind, den bisherigen Sold nebst Brod, und eine Zulage für Unterhaltung der Waffen und Montirungsstücke. Wenn sie aber zwölf Jahre gedient haben, und dann noch immer diensthuend fortzudienen wünschen, und wenn man ihnen dies auch wegen ihrer guten Aufführung und besondern Brauchbarkeit gestattet, so wird ihr Sold verdoppelt *).

*) Diese Leute möchte ich mit den teutschen Doppelsöldnern des Mittelalters vergleichen. Sie müßten von nun an den ei-

Sowohl die Offiziere, als auch die Unteroffiziere und Gemeinen der Reserve leben auf ihren Gütern, oder sonst von ihrem Vermögen, von ihrer Arbeit oder ihrem Gewerbe; sie können also billiger Weise von dem Staate nichts verlangen. Jedoch soll ihnen alljährlich eine Entschädigung für die bei der Musterung etwa aufgewandten Kosten gereicht werden, und wenn es Krieg ist, und sie über die Gränze marschiren, werden sie ganz mit den Feldkompagnieen auf einen Fuß behandelt.

Die Miliz erhält keinen Sold, es sey Krieg oder Friede, allein wenn sie im Nothfall wirklich mit gegen den Feind marschirt ist, und sie stünde im Lager oder in einer Gegend, wo nichts zu haben ist, so muß für ihren Unterhalt gesorgt werden.

Von den Feldkompagnieen befindet sich der junge Zuwachs vom 18ten bis zum 20sten Jahre bei den Elementarbataillons, wo sie acht Monate im Jahr ihren Sold, wie alle übrige Gemeine, erhalten. Die übrigen zehn Jahre Dienstzeit sind sie, exclusive des Einen Uebungsmonats in jedem Jahre, auf Urlaub, wo sie keinen Sold erhalten. Das Beurlaubungssystem nebst allen seinen Folgen fällt also gänzlich weg. Der übrige Militairhaushalt muß, so viel es möglich ist,

genlichen Stamm ausmachen, und das ganze Militair repräsentiren. Man müßte sie also sehr sorgfältig auswählen.

vereinfacht werden. Alle Abrechnungen von großen und kleinen Montirungsstücken u. s. w. müssen aufhören; und der Soldat muß monatlich seinen Sold ohne allen Abzug und Berechnung erhalten. Damit dies geschehe, darauf haben die Offiziers zu sehen, aber außerdem haben sie sich nicht weiter zu bekümmern.

Die Montirung soll künftig nur einfach, bequem und nützlich seyn. Alles, was leicht schmutzt, dem Körper auf irgend eine Art lästig und hinderlich wird, und dessen Anschaffung und Unterhaltung kostbar und schwierig ist, werde verbannt. Zu dem Ende soll forthin alles, was im Staate die Waffen trägt, nur ein Kriegskleid haben. Dies bestehe aus einem kurzen weiten Ueberrock von dunkler Farbe, bequem, tüchtig und gut gemacht, und einem runden Huth *). Dies sey

*) "Die Elegants von den bisherigen stehenden Heeren brechen hierbei gewiß sofort den Stab über mich. Sie, die gewohnt sind, das Nothwendige des guten Anzugs, bis auf wattirte Collets und Beinkleider, falsche Waden ꝛc. auszudehnen, sollen nun einhergehn, wie die Holzhäuser?! Das geht ja wohl nicht? — „Warum nicht?" könnte ich fragen: „der teutsche Ritter im Bussellollet war bei Hofe und bei Mädchen gern gesehn, — das Auge gewöhnt sich an alles, und der junge hübsche Mann wird auch gewiß in diesem Anzuge dafür erkannt werden." Indessen ist das ja nur ein Kriegskleid, und außer dem Dienst kann jeder gehn wie er will, (wenn er sich nur nicht zum Scandal macht) denn auch hier muß die Pedanterie wegfallen. Und auch Uniformen, so elegant wie man will, könnten mit höherer Bewilligung außer dem Dien-

aber auch alles, was der Kriegsmann vom Staate an Kleidungsstücken erhält. So lange sich der Soldat bei den Elementarbataillons und Feldkompagnieen in ununterbrochenfortwährendem Dienste befindet, erhält er dies Kriegskleid jährlich, und der Beurlaubte bei den Feldkompagnieen alle fünf Jahre, und nimmt es bei seiner Entlassung zur Reserve mit, wo ihm dann weiter nichts gereicht oder darauf gutgethan wird, er aber doch bei jedem Aufrufe in jenem Anzuge erscheinen muß.

Es ist eigentlich gleichgültig, was der Soldat für Unterkleider trägt, und wenn er rechtlich und ordentlich geht, so kann dies wenig kümmern; indessen erhält er, so lange er wirkliche Dienste leistet, eine Zulage zu Unterhaltung dieser Dinge, und man könnte also bei jedem Corps hierüber wohl etwas festsetzen. Nur muß man es um des Himmels willen nicht weiter treiben, als zu den allgemeinen Bestimmungen, sonst haben wir gleich wieder alle die Montirungskrämereien, deren Folgen so nachtheilig sind.

Die Kavallerie und Artillerie spielen bei diesem System keine ganz untergeordnete, aber doch auch keine so wichtige Rolle, als bisher. Es ist also auch nicht mehr nöthig, beide in so großer Menge zu ha-

* ste getragen werden. Aber durchaus darf davon dem Staate nichts zur Last fallen, oder ein Individuum gezwungen werden, diesen Spaß wider seinen Willen mitzumachen.

ben; welches wieder ein neuer bedeutender Vortheil dieser Einrichtungen ist, indem diese Waffen unverhältnißmäßige Kosten verursachen.

Wenn wir dem zu Folge nun annehmen wollen, daß im preußischen Staate forthin nur $\frac{1}{75}$ der immer schlachtfertigen Feldarmee aus Kavallerie und Artillerie besteht, so würde ohngefähr Folgendes zu bestimmen seyn:

Jedes Elementarbataillon untersucht alle seine Zöglinge, nachdem sie ein Jahr dabei gewesen sind, nach ihren Eigenschaften und Fähigkeiten, und wählt diejenigen aus, die in jeder Hinsicht am besten zu Kavalleristen und Artilleristen passen, jedoch so, daß die Anzahl der Ausgewählten nicht den zehnten Theil des gehabten einjährigen Zuwachses übersteigt. Von diesem $\frac{1}{10}$ des jährlichen Zuwachses wird dann $\frac{1}{3}$ an die Artillerieschule nach Berlin geschickt, und die übrig bleibende $\frac{2}{3}$ wieder an die bei dem Elementarbataillon befindliche Kompagnie Kavallerie abgegeben, wo sie dann noch das Besondere lernen, was ihre Waffe außer dem schon Erlernten fodert. Hieraus entsteht, außer Mehrerem, auch noch der Vortheil, daß diejenigen, die hiebei den Unterricht ertheilen, nicht doppelte Arbeit und Mühe haben, und nur mit Menschen zu thun bekommen, die schon die erste militairische Bildung und Dressur erhalten haben.

Nun noch ein Wor an die Preußen selbst!

=Statt sich jetzt enger als je zu verbinden; statt in jedem Preußen einen Unglücksbruder zu umarmen; statt Euch selbst wechselsweise aufzufodern, Eure Kraft zu wecken, und durch Energie und Einigkeit wieder gut zu machen, was Uneinigkeit und Indolenz verdarb, verfolgt Ihr Euch unter einander, schon ehe der Staat wieder organisirt ist, mit einer Bitterkeit, Voreingenommenheit und Eigensinn, den man kaum in den ersten Revolutionsepoquen in Frankreich fand. Ihr leihet Schreiern Euer Ohr, die nichts als Mißtrauen, Uneinigkeit und Anarchie predigen; und die entweder Narren sind, die Böses thun, ohne es zu wissen und ohne die Folgen zu bedenken; oder boshafte (vielleicht gar besoldete) Friedensstörer! — Ihr schiebt die Schuld auf den Adel und aufs Militair, und bedenkt nicht, daß Ihr sämmtlich Schuld an dem Unglücke seyd, das Preußen betroffen hat.

Ist das wohl der rechte Weg? Machet Ihr dadurch wohl etwas von dem Geschehenen wieder gut? Bringt Ihr dadurch nicht gleich zu Anfange wieder ein schleichendes Gift in Eure neuen Verhältnisse? — Wenn Ihr so verfahrt, so geht Ihr ewiger Zerrüttung, ewiger Niedrigkeit auf dem sichersten und geradsten Wege entgegen; und Ihr thätet besser, lieber gleich nach Griechenland auszuwandern, und Euch habsüchtigen, übermüthigen Paschas zu unterwerfen, die

Euch Eure baaren Einnahmen als Tribut abnehmen; Eure Weiber und Töchter zu ihren Lüsten gebrauchen; Euch verkaufen, verpfänden, verschenken u. s. w., wie es Sklaven gebürt: denn dies ist bei einem solchen Verfahren doch Euer unausbleibliches Loos.

Glaubt mir: Euer Adel ist als solcher ganz unschädlich, und wahrhaftig nicht der schlechteste Theil Eurer Nation. Die ihm angedichteten Prärogativen sind längst zum Phantom geworden, und auch die letzte Realität davon, das ausschließliche Acquisitionsrecht von Rittergüthern *), ist ja nun verschwunden. Verbannt also den ekelhaften Kastenkrieg, ob er schon nur mit der Feder geführt wird. Verbannt die längst abgedroschnen Beschuldigungen von Feudalaristokratie u. s. w., denn sie kommen aus unreinen Quellen, und obgleich sie von den Vernünftigen beider Parteien verlacht werden, so machen sie doch böses Blut und hindern die Einigkeit der Nation.

Kränkt nicht durch unverdiente Vorwürfe, oder gar, wie die preußischen Pères Duchesnes wollen, durch

*) Unter diesem Gesetz litt der Adel mehr, als die übrigen Stände. Er wird sich also über dessen Aufhebung eher freuen als betrüben. Ob aber diese plötzliche Aufhebung gut ist? wage ich nicht zu entscheiden. In Sachsen, wo es schon längst nicht mehr existirte, hat man dadurch ein plattes bon mot unter den Bauern zum Sprichwort erhalten: Kein Scheermesser schärfer schiert, als wenn der Bauer ein Edelmann wird. — —

Beraubungen von vielleicht baar bezahltem Eigenthum u. ſ. w. einen gebildeten Theil Eurer Nation, der durchaus nicht ein Haar mehr verbrochen hat, als Ihr alle: denn Ihr habt Euch alle wie unmündige Kinder benommen, die Andre für ſich handeln laſſen, und ſich um nichts bekümmern, die ſich leidend verhalten, wenn es Zeit iſt zu handeln, und Lamentoſos anſtimmen, wenn ſie zum Schwerdt greifen müſſen.

Ihr habt eine ſchöne Epoque unbenutzt vorüber gehen laſſen, wo Ihr den Namen der Preußen auf ewige Zeiten unſterblich machen konntet. Laßt Euch dies eine Warnung für die Folge ſeyn! Ihr habt ſchweres Lehrgeld bezahlt. Benutzt nun aber auch die empfangnen Lehren.

Zieht den Schleier der Vergeſſenheit über das Vergangene, und ſtreitet Euch nicht über das, was da hätte geſchehen können, ſondern bedenkt dasjenige, was forthin geſchehen muß. Schimpft nicht, und klagt nicht über Verrath, ſonſt fällt der Schimpf auf Euch zurück *).

Reicht Euch brüderlich die Hände, weß Standes und Herkunft Ihr ſeyd, und ſchwört, forthin treu zu ſeyn dem gemeinſchaftlichen Vaterlande; ſammelt Euch

*) Hätte es nicht dem Ganzen an wahrem Muth und Kraft gefehlt; wie hätte es können von einem Einzelnen verrathen werden? Die Subordination hat ſich nie auf Verrätherei erſtreckt.

angeschlossen um Euren König, der wahrhaftig Einer der Besten ist, und den Namen des Großen jetzt zuverlässig erworben haben würde, hättet Ihr ihm nur besser beigestanden, hättet Ihr ihn nicht allein stehn lassen. Schwört, ihn forthin zu vertheidigen mit Gut und Blut, und aus freiem Willen Alle für Einen, und Einer für Alle zu stehn, wenn es je wieder Noth thun sollte.

Wie muß der Teutsche über Politik räsonniren?

Der Privatmann erleichtert den Gewalthabern das Unrecht, und trägt viel zur Verbreitung des Bösen bei, wenn er alles, was geschieht, gut heißt, und nicht jede That an das Rechtsgesetz hält und darnach richtet. Was ein menschliches Antlitz trägt, das ist an dieses heilige Gesetz gebunden; wer sich davon frei spricht, der entsagt der menschlichen Natur; er ist ein Frevler, und muß als ein Empörer gegen das Heiligste, was der Mensch auf dieser Erde hat, eingesperrt werden. Nur dadurch ist der Mensch Mensch, daß er keine andern Gesetze seinen Urtheilen über menschliches Thun und Lassen zum Grund legt, als jene der Gerechtigkeit und der Weisheit.

Viel Böses würde unterbleiben, mancher Krieg würde nicht ausgebrochen seyn, wenn die Privatleute streng alles nach dem Rechte entschieden, und die Gewaltigen erinnerten, daß sie nur so lange Menschen bleiben und menschliche Rechte haben, als sie das Gesetz der Gerechtigkeit für die höchste Norm ihrer Handlungsweise anerkennen. Aber so gab es immer Menschen, ja sogar Philosophen, welche die Machthaber von diesem höchsten Gesetze der Menschheit frei sprachen, und ihre Thaten einem Gerichtshofe unterwarfen, vor dem sich Bluthochzeiten, Septembermassacren und tausend andere Greuelthaten vertheidigen lassen. Der Zweck heiligt nicht die Mittel, und nicht jeder Zweck ist heilig; was der Bettler und der König thut, das muß sich dem Foro der Vernunft unterwerfen, und von demselben gebilligt werden. Alle noch so heilsamen Zwecke, welche widerrechtlich sind, alle noch so wirksamen Mittel, welche gegen das Recht verstoßen, sind verboten, und wehe dem Privatmanne, welcher etwas in Ansehung seiner Obern gut heißt, was nicht gerecht ist! Er eröffnet der Zügellosigkeit, der Willkühr und dem Despotismus eine Laufbahn, die keine Schranken mehr anerkennt. Wer einmal der Vernunft untreu wird, sobald er Gewalt hat, der ist in Gefahr, ganz zu vergessen, daß das Gesetz aller Sterblichen das Rechtsgesetz ist; er setzt Launen an die Stelle der Gerechtigkeit, Willkühr an jene der Freiheit, und tyran-

nische Hubeleien an jene der Weisheit. Nie darf etwas an den Gewaltigen gebilligt werden, was sie gegen Recht und Gerechtigkeit unternehmen.

In unsern Tagen vergaßen Privatleute nur zu oft, daß der Glückliche nicht immer der sey, welcher das Recht in seinem Verfahren achte; sie hießen alles gut, was er that, und nicht eher erhob sich die Stimme der Vernunft bei ihnen, als bis sich das Unrecht an sie wagte. Nunmehro schrien sie; sie wollten aber nicht selbst einsehen, daß ein solches Verfahren eine nothwendige Folge ihrer Art sey, die Handlungen der Gewalthaber zu beurtheilen. Kann der Privatmann auch nicht immer das Unrecht verhindern, so darf er es doch nicht billigen; durch seine Mißbilligung wird dasselbe schüchtern, und wagt nicht mehr, sich so frech zu zeigen, als es dasselbe bisher gethan hat.

Die Menschen, welche jetzt alles tadeln, was Preußen gethan hat, und was in Preußen vorhanden war, hätten alles an ihm gelobt, sobald es glücklich gewesen wäre. Eine glückliche Schlacht hätte sie in eben solche fanatische Lobredner verwandelt, als sie jetzt unsinnige Tadler sind. Was sind dies aber für Menschen, welche die Norm des Rechts von dem Glüke entlehnen? Es sind Wüstlinge, welche alles menschliche Gefühl in sich ausgetilgt; Böswichter, die im Dunkeln Schandthaten auf Schandthaten gehäuft haben, aber immer dabei so schlau verfahren sind, daß

sie der öffentlichen Strafe entgangen sind; wüthige Neuerer, die aus ein paar verstümmelten Ideen den ganzen Staat zusammensetzen wollen, und die die Universalmonarchie und die Despoterei für ein Glück der Menschheit halten, nicht begreifend, daß der jetzige Zustand Westasiens eine Frucht dieser Ausgeburt der Hölle ist, nicht sehend, daß das, was sich in Sprache und Sitte unterscheidet, über Fremdes mit dem größten Unrechte und zum größten Verderben der Menschheit herrscht. Solche Beurtheiler der Dinge, welche jeden vernünftigen Maaßstab der Beurtheilung zertrümmert haben, und die der Menschheit und sich eben so untreu worden sind, als sie frevelhaft sich an dem Rechte Anderer versündigen, sind die Herolde des Despotismus und thun Menschen und Staaten größern Schaden, als ein Krieg, dem man kühn und mit Einsicht begegnet.

Die Teutschen sind von jeher dadurch achtungswerth geworden, daß sie nicht Unrecht als Recht vertheidigten; sie standen immer mit dem Namen eines biedern und gerechten Volkes da, daß sie Teufelswerk als ungerecht verdammten, und nicht jedes kühne Beginnen gut hießen. Diesen Ruf der Biederkeit und Gerechtigkeit würden sie nicht bloß verlieren, sondern als Nation verloren gehen, und noch dazu mit Schande gebrandmarkt seyn, wenn sie ein paar Schreiern folgten, und das glücklich, ob schon mit Verletzung der Gerechtigkeit, Ausgeführte billigten. Welche Beurthei-

lungsart politischer Gegenstände ziemt also den Teutschen? Keine andere, als die, welche die Gerechtigkeit zum obersten Princip alles Thuns und Lassens der Menschen macht, und dann erst die Zweckmäßigkeit der Mittel, die Klugheit in der Ausführung einer Maaßregel untersucht.

Ist das, was dieser oder jener Herrscher thut, gerecht? Kann seine Handlungsweise mit der Freiheit aller Völker nach einem allgemeinen Gesetze bestehen? Ist das, was ein Monarch unternimmt, mit der Gerechtigkeit übereinstimmend? Gerecht ist alles, was die Menschheit in Andern mit Achtung behandelt, ihre Freiheit ehret, und sie als Subjekte eines heiligen Gesetzes ansieht. Was sich an der Menschheit Anderer versündigt, was die Freiheit und Selbstständigkeit der Nationen nicht respektirt, und was sich nicht mit einer Maxime verträgt, welche zur Grundlage einer Gesetzgebung für alle vernünftigen Wesen gemacht werden kann, das ist ungerecht, das muß verdammt werden, dem darf der Teutsche keinen Beifall schenken. Er muß sich aber auch als Privatmann nichts erlauben, was widerrechtlich ist; streng und heilig muß er am Rechte hängen; erst dann vermag er um so kühner jede Frevelthat zu mißbilligen, welche sich ein Gewaltiger gegen einen Bürger oder gegen eine ganze Nation erlaubt. Die Beurtheilung nach dem strengen Rechte hat außerdem, daß sie das Böse schüchtern macht, noch den

Vortheil, daß sie das moralische Gefühl schärft, Abscheu gegen alles Unrecht einflößt, Muth und Zuversicht auf eigene Kräfte verleihet, und den Glauben an einen gerechten Weltrichter lebendig erhält. Nationen, wie einzelne Menschen, gehen zu Grunde, wenn sie auch das Recht im Urtheilen hintansetzen. Die Teutschen dürfen daher sich nie am Rechte versündigen, sondern müssen es jederzeit zum Prüfstein alles dessen machen, was in der Welt geschieht. Das Letztere schickt sich für ihre Gesinnung, ist ihrer Lage angemessen, und adelt sie als Nation. Was recht gethan ist, dem müssen sie lauten Beifall zollen; jedes Unrecht, jeden Frevel hingegen müssen sie durch ihr strenges Urtheil zerschmettern. Auf diese Art haben sie Hoffnung, wieder zu Ehren zu gelangen, und als Menschen ein Ansehen zu behaupten, das sie als Nation durch ihre Uneinigkeit verloren haben.

Ist dem Rechte Genüge geschehen, hat die Gerechtigkeit die Huldigung erhalten, welche ihr von jedem Sohne des Staates gebürt, dann können und sollen sie auch die Zweckmäßigkeit, die Nützlichkeit und Schädlichkeit der politischen Maaßregeln untersuchen. Es ist aber nicht so schwer, über die Gerechtigkeit einer Handlung zu urtheilen, als über ihre Zweckmäßigkeit, wo man die ganze Lage der Dinge genau und vollständig kennen muß, wenn man ein ganz sicheres Urtheil fällen will: nicht immer ist das an der einen Stelle zweck-

mäßig, was es an der Andern iſt; die Umſtände verändern die Stärke und die Beſchaffenheit des Einfluſſes einer Handlung; was für die eine Nation heilſam iſt, das iſt für die andere nachtheilig; der Franzoſe will anders behandelt ſeyn, als der Teutſche, und ſo muß man den Charakter der Nationen, ihren Kulturzuſtand, ihre Lage erforſchen, ehe man ein Urtheil über die Nützlichkeit oder Schädlichkeit einer Unternehmung fällt, welche ihr Regent auszuführen ſucht. Was aber gerecht iſt, das iſt ſo leicht in Italien, als in Teutſchland zu entſcheiden; das Gerechte bleibt ewig gerecht; keine Zeit, und keine Umſtände verändern daſſelbe, und es koſtet keine Schwierigkeit, in dieſer Hinſicht ein Urtheil zu fällen. Wer ſein Wort nicht hält, wer die Freiheit der Menſchen und der Nationen nicht ehrt, wer muthwillig Krieg führt, wer die Erde zur Einöde macht, der handelt ungerecht, und wir können in dieſer Hinſicht eben ſo gut den aſiatiſchen Tyrannen, als den europäiſchen Deſpoten beurtheilen und verdammen.

Das Unglück der Nationen rührt zum Theil mit davon her, daß die Völker in ihren Urtheilen nicht jedes Unrecht mißbilligen, und ſich durch glänzende, obſchon widerrechtliche Handlungen blenden und irre führen laſſen. Sie heißen das Unrecht durch ihr Stillſchweigen gut, oder preiſen es ſogar öffentlich, und dann wird der Frevler immer verwegener, der ſtatt

Fluch Lobreden, ſtatt Schande Ruhm einerndtet. Man laſſe der Gerechtigkeit freien Lauf, und die Vorſehung iſt gerechtfertigt.

Welche Verdienſte hat ſich Preußen um die Teutſchen erworben?

Kühn und frech fielen Leute, die vom Unrechte leben, oder ſich in Leichtſinn herumtummeln, über Preußen her, als es von ſeiner Höhe herabgeſchleudert war, als ob dieſer Staat ſich nicht ſehr bedeutende Verdienſte um die Menſchheit, beſonders aber um die Teutſchen erworben hätte. Man glaubte jetzt alles ungeſcheuet ſagen zu können, was Mißgunſt, Haß und Parteiſucht eingab, und triumphirte über das Unglück eines Staates, der unter allen teutſchen Staaten ſich ſeit 60 Jahren am meiſten ausgezeichnet hat. Friedrich der Große war es, der der Rede und Schrift freien Lauf ließ, ohne welche ſich keine Nation ausbildet, der allen verfolgten Männern eine Freiſtätte gewährte, der die Geſetzgebung verbeſſerte, der den Regenten durch Wort und That lehrte, daß ſie Pflichten, und die Unterthanen Rechte hätten, und der ſich den erſten Diener des Staates nannte, was keine niedrige, ſondern eine ſehr erhabene Benennung iſt. Wer der erſte

Diener des Staates ist, dem liegt vorzüglich die Pflicht ob, die Freiheit der Nation heilig zu halten, das Recht der Menschen unparteiisch zu verwalten, und die Menschenachtung und die Kultur des menschlichen Geistes zur höchsten Tendenz aller seiner Thätigkeit zu machen. Der Regent ist nicht Stellvertreter der Gottheit, weil es eine frevelhafte Anmaßung wäre, wenn ein sündiges Wesen den Heiligen und Gerechten vertreten wollte, aber wohl Stellvertreter des Volkes, dessen Interessen und Angelegenheiten er zu besorgen, und dessen Bestes er zu bewirken hat. Friedrich brachte durch seine Lehren und durch sein Beispiel einen ganz neuen Geist in die europäischen Regierungen, und Preußen suchte in vielen Hinsichten beständig diese liberale Denkart im Regieren zu behaupten. Seine Regenten gehörten unter die humansten und ihre Regierung war gleich weit von Despotismus als von Schlaffheit entfernt. Daß Preußen jetzt dennoch so vielen Verlust im Kriege erlitten hat, daran waren die obern Befehlshaber seiner Armee Schuld. Seine bürgerliche Regierung gieng stets auf dem Wege der Verbesserung fort, und es ließ sich erwarten, daß man in ruhigen Zeiten alle die Veränderungen von freien Stücken gemacht haben würde, welche die Zeit und die größere Aufklärung nothwendig gemacht hatte. Schon war die neue Criminalordnung erschienen, schon hatte man die Hand an die Verbesserung des peinlichen Gesetzbuches gelegt, als der Krieg

ausbrach: und daß in Preußen gerecht und billig gerichtet und gestraft wurde, lehren Klein's Annalen.

Preußen war die Stütze des Protestantismus; die Männer, welche zuerst die christliche Religion vom Aberglauben reinigten, und welche ächtes Christenthum lehrten, lebten im preußischen Staate. Welche Verdienste haben sich nicht um religiöse Aufklärung und um Beförderung einer religiösen Gesinnung die Spalding e, die Teller, die Sack e, die Dietrich e, die Eberhard e, die Semmler, die Nicolai und so viele andere Männer erworben, welche in dem preussischen Staate theils lebten, theils in demselben ihre Forschungen über Religion und Christenthum bekannt machten! Anderwärts war jedes freimüthige Wort über Religion stark verpönt, in Preußen hingegen konnte man eine Schrift dieser Art ungehindert bekannt machen.

Männer, welche religiöse Intoleranz und Bigotterie verfolgten, fanden in Preußen einen Zufluchtsort. Wer den Staatsgesetzen gehorchte, der lebte ungekränkt, mochte er in religiöser Hinsicht glauben, was er vor seinem Gewissen verantworten konnte. Dieses humane Verfahren der Regierung erwarb Preußen die Achtung, welche es verdiente, ließ es aber auch als die Macht ansehen, welche die protestantische Freiheit sicherte; denn so sehr auch die Wahrheit und die Gerechtigkeit auf Seiten des Protestantismus ist, so ist

er doch noch nicht außer aller Gefahr; in einem Zeitalter, wo man Geister wie Körper zu beherrschen sucht, wo man die Gedanken bewacht, wie die Handlungen, steht alles, was heilig und ehrwürdig ist, auf dem Spiele. Preußen war groß und mächtig, und sein Schutz war für die evangelische Freiheit von dem größten Vortheile. Alle übrigen protestantischen Mächte auf dem festen Lande hatten eine geringe Gewalt, und was Preußen noch an dieser fehlte, das ersetzte ihm die öffentliche Meinung, welche ihm ein weit größeres Ansehen verlieh, als es vermöge seiner Macht besaß. Preußen nahm sich aber auch des Protestantismus an, sobald es denselben für gefährdet hielt. Was der Jesuitismus im Dunkeln spann, das entdeckten preußische Gelehrte und warnten die Protestanten vor den Schlingen, welche man ihnen legte. So lange man noch die Religion zu einem Staatshebel herabwürdigt, bedarf auch jede Religion zu ihrer Erhaltung gegen die Gefahren, die ihr von Machthabern drohen, noch des Schutzes der Staaten. Preußen war in der öffentlichen Meinung das, was der Protestantismus bedurfte, und was ihm jetzt fehlt. Jedermann muß seine religiöse Denkart frei und öffentlich bekennen dürfen, und niemand hat ein Recht, ihn daran zu hindern, so lange er nicht durch Handlungen sich Widergesetzlichkeiten zu Schulden kommen läßt.

Preußen gewährte der Preßfreiheit einen Schutz, welchen sie sonst bloß in England hatte. Wer frei denkt, der denkt wohl. Der freimüthige Mann ist auch der beste Unterthan, und nur Bösewichter machen das Gute verdächtig, weil sie ihr Werk entdeckt zu sehen fürchten. Wo Freiheit der Meinungen ungekränkt herrscht, da gedeihen auch die Wissenschaften, und welche Männer hat nicht Preußen in dieser Hinsicht aufzuweisen! Kant lebte in dem preußischen Staat, und sein Name ist eine Lobrede auf die Regierung. Mehrere der gelehrtesten Männer wurden nach Preußen gezogen, z. B. der große Philolog Wolf, und wo wurden die Wissenschaften ämsiger, aber auch zugleich nützlicher betrieben, als auf den Universitäten Halle und Königsberg?

Die Regierung schuf öffentliche Anstalten, welche zur Vervollkommnung oder Verbreitung der Wissenschaften dienten; sie unterstützte kräftig die vorhandenen, und that sehr Vieles, was den Flor der Wissenschaften beförderte. Sie belohnte verdienstvolle Männer, sie sorgte für eine zweckmäßigere Erziehung des Volks, und noch größere Verbesserungen des öffentlichen Unterrichts waren im Werke, als der unselige Krieg ausbrach. Der König von Preußen verwandte die größten Summen auf den Ankauf von nützlichen Sammlungen, z. B. 100000 Thaler auf das Waltherſche Museum, und ermunterte jedes Bestreben, das

zur Vermehrung des öffentlichen Wohlstandes beitrug, z. B. das Thaersche ökonomische Institut.

Die Fortschritte, welche die preußische Regierung in der Verbesserung der Gesetze gemacht hat, sind die größte Lobrede auf sie. Preußen hatte bisher das beste bürgerliche Gesetzbuch, und sein Criminalcodex steht bloß in einigen Punkten dem östreichischen nach. Die Strafanstalten, welche anderwärts noch weit schlechter sind, als im Preußischen, sahen den größten Verbesserungen entgegen, als der Krieg auch dieses nützliche Unternehmen aufschob.

Die preußische Regierung beförderte die Manufakturen und Fabriken, den Ackerbau und die Gewerke, die Wissenschaften und die Künste, und dieser regsame Geist der Verbesserung zeigte sich in allem, was Bezug auf den öffentlichen Wohlstand hatte. Allein was hatte dies Sinnen und Bestreben Preußens für Vortheile für die übrigen Teutschen? Da Preußens Regenten zeigten, daß sie über Menschen nach Gesetzen regierten, daß Stolz und Gepränge sich für eine Regierung eben so wenig schicke, als Luxus und Verschwendung, so verbreitete sich ein humaner Sinn unter alle Regierungen Teutschlands. Preußen wirkte durch das Beispiel, das Friedrich der Große durch seine Thätigkeit, Liberalität der Gesinnung, Selbstregierung, und durch viele zweckmäßige Einrichtungen gab, höchst vortheilhaft auf den Zustand der

übrigen teutschen Länder. Die teutschen Fürsten beiferten sich, im Guten nicht zurückzustehen gegen das Beispiel, das ihnen Friedrich gab. Man unterdrückte die religiöse Intoleranz, gab die Meinungen frei, hob die zwecklosen Beschränkungen der Presse auf, und half dem Ackerbau und den Gewerben auf. Man verbesserte das Finanzsystem, viele gerechte und nützliche Gesetze wurden gegeben, viele nützliche Einrichtungen getroffen, und das Beste des Volks war das eifrige Bestreben vieler Fürsten Teutschlands. Diese hatten eine strengere und wachsamere Aufsicht auf alle Zweige der Regierung, und dadurch wurde vieles Gute befördert und vieles Böse verhindert. Wo das Auge des Fürsten wacht, da verkriecht sich der Böswicht, welcher bloß auf das Verderben und das Unglück des Volkes sinnt. Die größte Lobrede auf Preußens und Teutschlands Regenten ist der Unterschied des Zustandes im Jahr 1740 und im Jahr 1789. Welche Veränderungen in den Wissenschaften, in dem Wohlstande des Volkes, in der Kultur und Aufklärung der Nation, und in ächter Religiosität und inniger Achtung der Menschheit zwischen diesem Zeitraume Statt gefunden haben, das macht den Inhalt eines Buches, und nicht eines kurzen Aufsatzes aus. Der Geist, der die Regierungen im Jahr 1789 beseelte, war ein Geist der Humanität, der Freiheit, der Verbesserung und der Liberalität, und die Teutschen durften mit Recht hof-

sen, daß man in Ruhe alle die Verbesserungen machen werde, welche die Vernunft und die Zeit erfoderten. Und von welchem Staate war dieser Geist ausgegangen? War es nicht Preußens Friedrich, welcher von den Pflichten des Regenten schrieb: „wir haben bemerkt, daß die Bürger einem ihres Gleichen aus keinem andern Grunde den Vorrang einräumten, als weil sie wichtige Dienste von ihm erwarteten. Diese Dienste bestehen darin, daß er die Gesetze aufrecht halte, die Gerechtigkeit streng und genau handhabe, mit aller Macht dem Sittenverderbniß entgegen arbeite und den Staat gegen seine Feinde vertheidige. Die Obrigkeit muß auf die Kultur des Bodens Acht haben, der Gesellschaft Ueberfluß an Lebensmitteln verschaffen, die Betriebsamkeit und den Handel beleben; sie ist einer immerwährenden Schildwache gleich, welche die Nachbarn und die Schritte der Feinde des Staats beobachten muß. Man fodert von ihr, daß ihre Vorhersehung und Klugheit zu rechten Zeit Bündnisse schließe und die Bundesgenossen wähle, welche für das Wohl des Staates die schicklichsten sind. Aus dieser kurzen Darstellung ergeben sich die einzelnen Kenntnisse, die zu jedem der angeführten Punkte die nützlichsten sind. Hierzu kommt noch ein tiefes Studium der besondern Verfassung und Lage des Landes, das diese Obrigkeit zu regieren hat, und eine genaue Bekanntschaft mit dem Geiste der Nation; denn wenn der Regent aus Unwis-

senheit fehlt, so macht er sich eben so strafbar, als wenn er es aus Bosheit thäte. Jenes ist ein Fehler der Trägheit, dieses ist ein Verderbniß des Herzens; das Uebel aber, das für die Gesellschaft daraus entspringt, bleibt dasselbe. Die Fürsten, die Regenten, die Könige sind nicht mit der höchsten Gewalt bekleidet, um sich ungestraft den Ausschweifungen und jeder Art von Luxus ergeben zu können; sie sind nicht über ihre Mitbürger erhoben, damit sich ihr Stolz auf dem öffentlichen Schauplatze brüste und mit Hohn die Einfalt der Sitten, die Armuth und das Elend niedertrete; sie stehen nicht an der Spitze des Staates, um neben sich einen Haufen Müßiggänger zu halten, deren Nichtsthun und Unbrauchbarkeit alle Arten von Lastern erzeugt. Der Fürst, der den Weibern ergeben ist, wird sich von Mätressen und Günstlingen regieren lassen; diese werden die Gewalt mißbrauchen, welche sie über den Geist des Fürsten haben; sie werden sich derselben bedienen, um Ungerechtigkeiten zu begehen, sittenlose Menschen in Schutz zu nehmen, Aemter und Würden zu verkaufen, und sich andere Schandthaten dieser Art zu Schulden kommen zu lassen. Ueberläßt der Fürst aus Hang zum Nichtsthun die Regierung des Staats gedungenen Händen, d. h. seinen Ministern, so zieht der Eine zur rechten, der Andere zur linken; niemand arbeitet nach einem allgemeinen Plane; jeder Minister stürzt um, was er schon eingeführt findet, so gut es

auch seyn mag, um etwas Neues zu schaffen, und um seine Phantasien oft zum Nachtheil des allgemeinen Besten durchzusetzen. — Meine Hauptbeschäftigung besteht darin, daß ich in den Provinzen, zu deren Beherrscher mich der Zufall der Geburt gemacht hat, die Unwissenheit und die Vorurtheile bekämpfe, die Köpfe aufkläre, die Sitten verbessere, und die Menschen so glücklich zu machen suche, als es sich mit ihrer Natur verträgt, und als es die Mittel erlauben, die ich darauf verwenden kann. Die Gerechtigkeit muß das Hauptaugenmerk eines Regenten seyn; er muß für das Beste seines Volks sorgen, und dies jeder andern Rücksicht vorziehen. — Es ist ein Schimpf und eine Schande, seine Staaten zu Grunde zu richten, und es ist eine frevelhafte Ungerechtigkeit und Raubsucht, Länder an sich zu bringen, auf die man keinen gerechten Anspruch hat. Ich wollte, Europa hätte Frieden und die ganze Welt wäre vergnügt. Diese Gesinnungen habe ich, wenn ich nicht irre, von dem Abbé de St. Pierre geerbt, und es kann mir leicht so gehen, wie ihm, daß ich keine Jünger zu meiner Sekte bekomme. — Der Herr von Villars kann in Neufchatel drucken, was ihm beliebt, wenn er nur die Fürsten schont und die Grossen der Erde nicht angreift; denn das sind kitzliche Leute, in Absicht ihres Anspruchs auf Untrüglichkeit und in Absicht ihrer Würden. Priester nennen jene die Ebenbilder Gottes auf Erden, und die Narren glauben

es im Ernst, und so müssen freilich die Blätterschreiber viel Achtung gegen sie haben, und ihrer gränzenlosen Empfindlichkeit mit der ängstlichsten Behutsamkeit schonen —. Kein Gefühl ist unzertrennlicher von unserm Wesen, als das Gefühl der Freiheit; der Mensch im verfeinertsten Zustande, und der roheste Naturſohn, alle sind auf gleiche Weise davon durchdrungen. So wie wir ohne Fesseln geboren werden, so verlangen wir auch ohne Zwang zu leben. Dieser Geist der Unabhängigkeit und des Trotzes hat so viele große Männer in der Welt hervorgebracht; er hat die Verfassung der Republiken veranlaßt, welche eine Art von Gleichheit unter den Menschen festsetzt, und sie dadurch dem Naturzustande näher bringt. — Die falschen Grundsätze der Fürsten sind die vergifteten Quellen des Unglücks von Europa. Ihrer Meinung nach hat Gott bloß aus ganz besonderer Sorgfalt für ihre Größe, für ihr Glück und für ihren Stolz die Menge von Menschen geschaffen, deren Wohlfahrt ihnen anvertrauet ist und ihre Unterthanen sind bloß zu Werkzeugen und Dienern ihrer zügellosen Leidenschaften bestimmt. Sobald der Grundsatz, von dem man ausgeht, falsch ist, können die Folgen nicht anders, als höchst fehlerhaft seyn. Daher entspringt denn der unmäßige Hang der Fürsten nach falschem Ruhm; daher die brennende Begierde, alles an sich zu reißen, daher die Härte der Auflagen, womit das Volk belastet ist; daher die Trägheit der

Fürsten, ihr Stolz, ihre Ungerechtigkeit, ihre Unmenschlichkeit, ihre Tyrannei und alle jene Laster, welche die menschliche Natur herabwürdigen. Wenn sich die Fürsten von diesen irrigen Ideen losmachten, und bis zu dem Zweck ihrer Einsetzung hinauf steigen wollten, so würden sie sehen, daß ihr Rang, auf den sie so eifersüchtig sind, und ihre Erhebung nur das Werk der Völker ist, daß sich diese Tausende von Menschen, die ihnen unterworfen sind, keinesweges zu Sklaven eines Einzelnen hingegeben haben, um ihn furchtbarer und mächtiger zu machen; daß sie sich keinesweges einem Bürger unterworfen haben, um Märtyrer seiner Launen und Spiele zu seyn, sondern daß sie aus ihrer Mitte denjenigen ausgewählt haben, den sie für den gerechtesten hielten, um sie zu regieren; für den menschlichsten, um Mitleid bei ihrem Unglücke zu fühlen und ihnen beizustehen; für den Tapfersten, um sie gegen ihre Feinde zu schützen; für den Weisesten, um sie nicht ohne Ursache in verderbliche Kriege zu verwickeln, kurz, für den Mann, der am fähigsten wäre, den ganzen Staatskörper vorzustellen, und bei welchem die höchste Gewalt zu einer Stütze der Gesetze und der Gerechtigkeit, und nicht zu einem Mittel dienen würde, ungestraft Verbrechen zu begehen und die Tyrannei zu gründen.“

Die Fürsten Teutschlands lasen fleißig Friedrichs Schriften; die Richtigkeit seiner Behauptungen

drang ſich jedem unbefangenen Gemüthe auf; man ſah ihn oft das ſelbſt ausüben, was er geſchrieben hatte. Die Teutſchen beherzigten die Wahrheiten, die ein gekrönter Schriftſteller ſagte, und Alles, was edel dachte, und die Menſchheit achtete, ſtrebte Gutes zu thun. Friedrichs Beiſpiel war daher eine ſehr fruchtbare Quelle nützlicher Anſtalten. Man ſchaffte Mißbräuche ab, traf beſſere Einrichtungen in Anſehung der Juſtiz- und Finanzverwaltung; die Fürſten lebten einfacher und ökonomiſcher; ſie bekümmerten ſich ſelbſt um die Regierung, und ſorgten für die Verbeſſerung des Zuſtandes ihrer Völker. Wenn die Fürſten wachſam und thätig ſind, ſo ſind die Beamten treu und fleißig; denn das Beiſpiel, das die Großen geben, iſt ſowohl im Guten als im Böſen Norm für ihre Untergebenen. Friedrich las und ſtudirte viel, und auch hierdurch wirkte er ſowohl auf die übrigen Fürſten, als auf die Völker Teutſchlands, ſo daß ſie durch Lektüre ihren Geiſt mehr ausbildeten, daß Kenntniſſe allgemeiner wurden, und daß der Aberglaube eine Provinz ſeines Reiches nach der andern verlor.

Was Teutſchland in intellektueller Hinſicht iſt, das hat es größten Theils Preußen zu verdanken, deſſen großer Regent die Druck- und Preßfreiheit begünſtigte, die Aufklärung beförderte und die Bigotterie und die Intoleranz bekämpfte und verſcheuchte. Vieles Gute, das die teutſchen Regierungen jetzt

haben, iſt Preußens Werk, das Veranlaſſung und Muſter in dem war, was zum Vortheile der Unterthanen diente. Und dennoch giebt es jetzt Leute, welche Preußen als die Quelle alles Unheiles anſehen, das Teutſchland betroffen hat. Die Urſache des Unglücks der Teutſchen lag zum Theil in der teutſchen Reichsverfaſſung, noch mehr aber in dem Ungehorſam gegen dieſelbe. Jeder Fürſt that, was er wollte, und bekümmerte ſich wenig um Kaiſer und Reich, und dies hat hauptſächlich zum Verderben Teutſchlands beigetragen. Wo Einigkeit und Energie erfoderlich war, da ſtritt man über elende Ceremonien, und nichts als Schwäche und Langſamkeit waren das Schauſpiel, das die teutſche Reichsverſammlung gab. Dieſe Fehler hat Preußens König nicht mehr zu verantworten, als die übrigen teutſchen Fürſten. Man wollte aber dennoch Preußen alles Ungemach auf den Hals ſchieben, nachdem es nicht mehr mächtig war, und vergaß, wie viel man ihm in Anſehung der innern Verwaltung der Staaten und der Kultur und Aufklärung des Volks und der Wiſſenſchaften zu verdanken hatte.

Allein nicht bloß Friedrich der Große wirkte vortheilhaft auf die Aufklärung der Teutſchen, auf die Verbeſſerung der Rechtspflege und auf die Milderung des Schickſals des teutſchen Volkes, ſondern auch der jetzt regierende König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., gab den teutſchen Regenten ein vortreffliches

Beispiel von Humanität, Gerechtigkeitsliebe und Häuslichkeit. Er verbesserte die öffentlichen Schulanstalten, vermehrte den Gehalt gelehrter und verdienstvoller Männer, traf zweckmäßigere Einrichtungen in Ansehung der öffentlichen Strafanstalten und der peinlichen Justizpflege, und zeigte durch sein Beispiel, daß er Wissenschaften, Gerechtigkeit und Freiheit beschütze und achte, und was läßt sich nicht noch von einem Regenten erwarten, welcher die Erbunterthänigkeit und alle Feudaleinrichtungen aufgehoben, welcher jedem Verdienst eine neue Laufbahn zu Ehren eröffnet hat, welcher Alle vor dem Gesetze als gleich angesehen wissen will, und welcher einen Stein zum Minister hat, der nichts als das Beste und den Ruhm seines Vaterlandes kennt?

Die wahre Größe.

Seiner Excellenz dem preußischen Staatsminister

Herrn

Karl August Freiherrn von Hardenberg

gewidmet.

Dem stillbescheidenen Verdienst zum Hohn,
giebt oft die Welt, von falschem Glanz bethöret,
der blinden Göttin frechem Lieblingssohn
den Namen groß, der eine Welt zerstöret.

Nur auf Ruinen, blutbespritzt, erbaut
der Schreckliche das Denkmal seiner Größe;
die Menge staunt und preist den Frevler laut,
der Weise nur sieht seine stolze Blöße.

Doch ihn ereilt die heil'ge Nemesis,
sie ruft ihn auf zum ernsten Strafgerichte;
wenn er sich auch der Rache Arm entriß,
ihn züchtigt einst die späte Weltgeschichte.

Groß iſt nur der, den das Gebot der Pflicht,
den die Begeiſterung der Tugend leitet;
kühn wie Alzid, erhebt der Heros nicht,
der für das Glück der Menſchheit wirkt und ſtreitet.

Erliegt er auch, — ſich inn'ren Werths bewußt,
kann ſeine Ruh' ihm keine Schmähſucht rauben,
der Himmel wohnt in ſeiner reinen Bruſt,
ihm bleibt ein Troſt, der beſſ'ren Zukunft Glauben.

Wie Ariſtid, Herr jeder Leidenſchaft,
ſchreibt er ſich ſelbſt mit Lächeln in die Scherben,
wie Sokrates trinkt er den Schierlingsſaft,
und lehrt Athen die ſchwere Kunſt, zu ſterben.

Sich ſelbſt genug, zieht er ſich gern zurück,
wie Cincinnatus ſeine Flur zu bauen;
doch lebt ſein Geiſt fort in der Nachwelt Glück,
und nie erſtirbt ſein edles Selbſtvertrauen.

Ihm lächelt ſtets mit Liebe die Natur,
kein Zartgefühl erliſcht in ſeinem Buſen,
er folgt getreu der Wahrheit heil'gen Spur;
ſein Leben iſt ein Opferdienſt der Muſen.

O ſchönes Loos! So huldigen Dir heut
im engſten Bund die Wahrheit mit dem Schönen,
ſo huldigen Dir Zeit und Folgezeit,
das Schickſal mit der Tugend zu verſöhnen.

Die Schattenseite der Teutschen.

Nirgends giebt es Licht ohne Schatten, allein wenn der Letztere höchst nachtheilig für das Gedeihen eines Gegenstandes ist, so muß er durch ein wohlthätiges Licht vernichtet werden. Die Teutschen spekuliren so viel, daß sie nie zum Handeln kommen; alles bilden sie zu Ideen aus, aber sie getrauen sich nie, etwas einzuführen, so lange es nicht dem entworfenen Ideale vollkommen entspricht. Das Vollkommenste aber tritt nirgends auf einmal in die Wirklichkeit ein. Das Ideal dient als Norm der Beurtheilung einer Einrichtung, und es liegt den Menschen bloß die Pflicht ob, nichts zu thun, was gegen das Ideal verstößt, und sich immer mehr in der Ausführung der Vollendung desselben zu nähern. Die Teutschen wissen, wie eine weislich organisirte Verfassung, ein gutes Gesetzbuch, und eine zweckmäßig eingerichtete Armee beschaffen seyn muß, allein diese Urbilder des Guten und Zweckmäßigen blieben in den Köpfen stecken, und man machte keinen Versuch, die Wirklichkeit ihnen entsprechend zu machen. Woher rührte dies? Diejenigen, die regierten, hatten sich nie zu Ideen erhoben, alle ideelle Ansicht der Din-

ge war ihnen fremd, und diejenigen, welche in Ideen lebten und webten und Einrichtungen verlangten, welche ſich dem Ideale näherten, ſaken in den Studierſtuben und waren ohne Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten. Ein ſolcher Zuſtand bewirkt jederzeit früh oder ſpät das Verderben einer Nation. Man läßt alles beim Alten, ſo ſehr auch die Vernunft und die Zeit zu Verbeſſerungen auffodern, weil die Regierenden beide nicht verſtehen, und noch dazu mit Stolz auf die Chimärenmenſchen herabſehen, wie ſie die Männer zu nennen belieben, welche alles nach Ideen, d. h. nach reiflich überdachten, jeder Sache angemeſſenen Planen beurtheilen. So lange die Teutſchen eine ſolche Disharmonie entzweiet, und ſo lange man nicht das ausführt, was unter den jetzigen Umſtänden das Beſte iſt, kann es auch mit ihnen nicht beſſer werden. Sie ſind Sklaven des Schlendrians und der Routine, und gehen unvermeidlich dem Schickſale entgegen, das kein Gott von veralteten Einrichtungen und ſolchen Völkern abhalten kann, welche dieſen dienen. Was für gut erkannt iſt, das muß eingeführt werden, ſo ſchmerzhaft es auch für Einige ſeyn mag. Iſt das Ganze zweckmäßig eingerichtet, ſo iſt das, was für das Ganze gut iſt, auch für alle Einzelnen heilſam, und es wird dann nie ein Klagegeſchrei über einſeitige Aufopferungen ſich erheben. Man muß die Theorie und die Praxis näher an einander bringen, und das, was

durch eine durchdachte Spekulation ausgemittelt iſt, in die Wirklichkeit ohne Zeitverluſt einführen, und dann wird ſich die Erbkrankheit der Teutſchen verlieren, daß ſie nämlich vor dem Spekuliren und Idealiſiren nie zum Handeln kommen.

Mit dieſem Götzendienſte des Herkommens und dieſer Vertiefung in Spekulationen iſt eine Langſamkeit verbunden, welche nicht bloß nie zum Handeln kommt, ſondern auch jede Gelegenheit dazu verabſäumet. Was gut iſt, das ſoll ſchnell gethan werden. Säumen iſt Hochverrath gegen die Menſchheit, und es kann nicht anders als höchſt verderblich ſeyn, wenn eine Nation gleich alten Leuten ewig träumet und nie handelt. Die Zeit kehrt nie wieder, die ſich zur Ausführung eines Planes darbietet, und man thut beſſer, wenn man ihr zuvor eilt, als wenn man ihr nachſchleicht. Dies Zaudern, Aufſchieben und Bedenken der Teutſchen hat ſie ins Verderben geſtürzt, und muß unvermeidlich den Untergang der Nation herbeiführen, wenn man nicht einlenkt und ſchneller an die Ausführung des Nützlichen geht. Vieles iſt verloren, aber manches iſt noch zu retten; vieles kann wieder gut gemacht werden, wenn man der Langſamkeit und Schleicherei entſagt.

Wer Ideale ſo viel als möglich ſchnell ausführt, der enthuſiasmirt die kalten Teutſchen, der einigt die Uneinigen, und macht die Unentſchloſſenen kühn und muthig. Das Vollkommene in der Verfaſſung

tilgt die Fehler im Charakter der Nation aus, und die Freiheit und die Gerechtigkeit, welche den öffentlichen Verein beseelen, machen aus den Teutschen ein Volk, das jeden Fehler vermeiden wird, welcher seiner Existenz und seinem Wohle nachtheilig ist. Schlechte politische Einrichtungen verschlimmern die Nationen, Ungerechtigkeiten streuen theils den Saamen des Bösen aus, theils erzeugen sie Fehler, welche eben so viel Schande bringen, als sie Unheil stiften. Wer jetzt Gutes thun kann, und nicht thut, der versündigt sich an der ganzen teutschen Nation, und trifft ihn endlich die Volksrache, so kann er nicht klagen, daß ihm Unrecht geschieht; er hat seine Pflicht nicht gethan, als es noch Zeit war, und als er alles einigen und befriedigen konnte, was über die Spanne Erde hinwegsieht, auf welcher es steht.

Die Politik der Römer *).

Wer die Menschen der alten Welt kennt, dem ist vieles weder unerwartet noch neu. Gleiches Glück erzeugt gleichen Uebermuth, gleiche Macht macht auf gleiche Art herrsch- und eroberungssüchtig, und so lange die Völker noch keine freien und weislich organisirten Verfassungen haben, wird sich immer das alte, aber gräßliche Schauspiel von sinnlosen Unterdrückern und von verächtlichen Bedrückten erneuen, und man wird eben so wenig kühn jedem Unrechte die Stirn bieten, als man sich scheuen wird, selbst Böses zu thun. Die Politik ist ohne Weisheit eine Schule von Teufeleien, und niemand hat die Römer wahrer und eindringlicher in Ansehung ihres politischen Verfahrens geschildert, als Montesquieu, dessen Bemerkungen, zur rechten Zeit benutzt, jeden Feuerbrand sogleich im Aufklimmen ersticken werden.

Andere Staaten werden im Glücke gemeiniglich unachtsam; der römische Senat hingegen handelte stets

*) Nach Montesquieu's Considerations sur les Causes de la grandeur et de la cadence de l'Empire romain chap. VI.

mit der nämlichen Besonnenheit und Ueberlegung. Seine Armeen verbreiteten überall Entsetzen, und er ließ niemand wieder aufstehen, den er zu Boden geworfen hatte.

Der römische Senat warf sich zum Schiedsrichter aller Völker auf. Nach beendigtem Kriege bestimmte er jedesmal die Bestrafung und Belohnung, die jeder verdient hatte. Dem überwundenen Volke nahm er einen Theil seiner Domainen, um sie Einem seiner Alliirten zu geben; dem römischen Staate machte er Könige verbindlich, von denen er wenig zu fürchten und viel zu hoffen hatte, und schwächte Andere, von denen er nichts zu hoffen und viel zu fürchten hatte. Der Bundesverwandten bediente man sich zur Bekriegung eines Feindes; allein die Werkzeuge der Zerstörung wurden sogleich selbst zerstört.

Hatten die Römer mit mehrern Feinden zugleich zu thun, so bewilligten sie dem schwächsten einen Stillestand, der sich dadurch für glücklich pries, und viel gewonnen zu haben glaubte, weil er die Zeit seiner Vernichtung weiter hinaus geschoben hatte. Ueberhaupt ließ es ihre Politik gar nicht zu, mit zwei mächtigen Völkern zu gleicher Zeit Krieg zu führen. War man in einem gefährlichen Kriege begriffen, so verbarg der Senat alle Empfindlichkeit über erlittenes Unrecht, und erwartete stillschweigend die gelegene Zeit der Bestrafung. Wollte ihm ein Volk die Schuldigen ausliefern, so lehnte

er ihre Bestrafung ab, weil er lieber die ganze Nation für schuldig halten, und sich dadurch eine vortheilhaftere Rache verschaffen wollte.

Da die Feinde der Römer immer das Aergste zu fürchten hatten, so entstand selten eine Verbindung gegen sie; denn wer von der Gefahr am meisten entfernt war, der hütete sich wohl, sich ihr vorsätzlich zu nähern; daher wurde ihnen der Krieg nur selten angekündigt, und sie konnten die Gelegenheit dazu selbst aussuchen. Unter den vielen Völkern, die sie nach einander angriffen, gab es wenige, die nicht lieber durch Erduldung alles Unrechts den Frieden erkauft hätten, wenn man sie nur alsdann ungekränkt gelassen hätte.

Da die Römer immer im gebietenden Tone zu reden gewohnt waren, so konnten die Gesandten, welche sie an Völker abschickten, die ihre Macht noch nicht empfunden hatten, sichre Rechnung auf Mißhandlungen machen; dies gab dann einen neuen Vorwand zu einem neuen Kriege ab. Da es ihnen bei ihren Friedensschlüssen niemals ein rechter Ernst war, indem sie nicht sowohl dauerhafte Verträge, als nur einstweilige Einstellungen der öffentlichen Feindseligkeiten waren, so rückten sie jedesmal solche Bedingungen mit ein, welche zum Verderben des Staates gereichten, welcher sie annahm. Dieser mußte seine Besatzung aus den Festungen herausziehen oder einen Theil seiner Landmacht abdanken, oder ihnen seine Pferde oder Elephanten ausli-

fern. War ein Volk zur See mächtig gewesen, so mußte es seine Schiffe verbrennen, oder sich auch tiefer in das Land hinein begeben.

Wenn sie die Kriegesmacht eines Fürsten geschwächt hatten, so schwächten sie nun auch seine Finanzen, theils durch unmäßige Contributionen, theils durch einen Tribut, den sie sich unter dem Vorwande der zu erstatteten Kriegskosten bezahlen ließen. Der unglückliche Staat mußte daher seine Unterthanen drücken und sich ihrer Zuneigung verlustig machen.

Wenn sie einem Fürsten Frieden bewilligten, so ließen sie sich Einen seiner Brüder oder Eines seiner Kinder als Geißel geben, und erhielten dadurch wieder ein Mittel, sein Reich nach Gefallen zu beunruhigen. War es der nächste Kronerbe, so erhielten sie den Regenten in Furcht; war es aber bloß ein Prinz vom Geblüte, so bedienten sie sich seiner zur Aufwiegelung des Volks. Hatte sich ein Fürst oder ein Volk dem Gehorsam seines Oberherrn entzogen, so gaben sie ihm sogleich den Titel eines Bundesgenossen des römischen Volks; hierdurch machten sie es gleichsam heilig und unverletzlich; daher war kein König groß oder mächtig genug, sich seiner Unterthanen oder seiner eigenen Familie nur einen Augenblick vollkommen versichert zu halten.

Obschon der Titel eines römischen Bundesgenossen eigentlich eine Art von Knechtschaft war, so bewarb man sich doch äußerst sorgfältig darum, weil man sich

dann doch schmeicheln konnte, von niemand weiter, als von den Römern, und auch dieses mit einiger Schonung gemißhandelt zu werden. Es gab daher keine Erniedrigungen, keine Unanständigkeiten, zu denen sich nicht Könige und Nationen herabgelassen hätten, um ihn zu erhalten.

Mit keinem Feinde schlossen sie Frieden, mit dem sie nicht auch zu gleicher Zeit ein Bündniß eingegangen wären, d. h. sie machten sich kein Volk unterwürfig, dessen sie sich nicht bedient hätten, Andere zu unterjochen. Wenn sie einigen Städten die Freiheit bewilligten, so wußten sie es sogleich dahin zu bringen, daß darin zwei Parteien entstanden, wovon sich die Eine für die Freiheit ihres Vaterlandes, die Andere für die Römer erklärte; da aber die letzte Partei immer die mächtigste war, so bestand eine solche Freiheit nur noch dem Namen nach.

Oft maßten sie sich eines Landes unter dem Titel des Erbrechtes an. Um große Fürsten nie wieder aufkommen zu lassen, verboten sie ihnen, mit denen in Bündnisse zu treten, welche ihre Bundesgenossen waren, und da sie die Bundesgenossenschaft keinem Nachbar eines mächtigen Fürsten versagten, so ließ ihnen diese Bedingung keinen Alliirten mehr, sobald sie einmal in ein Friedensbündniß eingerückt war. Hatten sie einen mächtigen Fürsten überwunden, so machten sie es mit zur Bedingung, daß er mit keinem römischen Bundes-

genossen, worunter gewöhnlich alle seine Nachbarn befindlich waren, seine eigenen Händel durch die Waffen ausmachen, sondern sie dem Ausspruche des römischen Volks überlassen sollte, wodurch er die Macht Krieg zu führen gänzlich verlor. Um sich diese ganz allein vorzubehalten, entzogen sie dieselbe sogar ihren Bundesgenossen, und schickten bei Entstehung des geringsten Zwistes Gesandte ab, welche sie zu einem Vergleiche nöthigen mußten.

Hatte ein Fürst irgend eine Eroberung gemacht, durch die er sich geschwächt hatte, so dauerte es nicht lange, daß ein römischer Abgesandter erschien, um sie ihm ungesäumt abzufordern. Wenn zwei Fürsten mit einander Krieg führten, mit denen sie weder in Bündnissen standen, noch sonst etwas auszumachen hatten, so unterließen sie nicht, sich auf dem Kampfplatz zu zeigen, und sich des schwächern Theiles anzunehmen. Es war eine alte Gewohnheit bei den Römern, niemand ihren Beistand zu versagen, der sie darum ansprach.

Diese Gewohnheiten der Römer waren keine zufälligen Veranlassungen, sondern feste Grundsätze; die Maaßregeln, welche sie wider die größten Mächte ergriffen, waren gerade die nämlichen, deren sie sich im Anfange wider die kleinen benachbarten Städte bedienet hatten.

Besonders waren sie stets darauf bedacht, Trennungen zu stiften. Die achäische Republik bestand aus

einer Verbindung freier Städte. Der Senat verordnete, daß sich künftighin jede Stadt nach ihren eigenen Gesetzen regieren sollte, ohne weiter von einem gemeinschaftlichen Ansehen abzuhängen. War in einem Staate eine Streitigkeit entstanden, so entschieden sie dieselbe sogleich, und waren dadurch gewiß, niemand als den verurtheilten Theil wider sich zu haben. Wenn es verwandte Prinzen waren, die sich um die Krone stritten, so sprachen sie dieselbe bisweilen allen beiden zu. War der Eine davon noch minderjährig, so entschieden sie zu seinem Vortheile, und übernahmen als Beschützer des ganzes Erdkreises die Vormundschaft über ihn; denn sie hatten es so weit gebracht, daß ihnen Könige und Nationen unterwürfig wurden, ohne eigentlich zu wissen warum? Sie verlangten, daß man von ihnen nur gehört haben durfte, um ihnen unterthänig zu seyn.

Nie unternahmen sie einen entfernten Krieg, ohne sich in der Nachbarschaft des Fürsten, den sie bekriegen wollten, nach einem Bundesgenossen umgesehen zu haben, der seine Truppen zu den ihrigen stoßen lassen konnte. Und da diese niemals zahlreich waren, so brauchten sie allemal die Vorsicht, eine andere Armee in der dem Feinde zunächst gelegenen Provinz, und eine dritte in Rom selbst in Bereitschaft zu halten; daher wagten sie nur einen kleinen Theil ihrer Kräfte dar-

an, während ihr Feind alle die seinigen aufs Spiel setzte.

Bisweilen mißbrauchten sie auch die Subtilität ihrer Sprache. So zerstörten sie Carthago, indem sie sagten: sie hätten die Erhaltung der Bürgerschaft (civitatis) und nicht der Stadt (urbis) versprochen. Die Aetolier, die sich ihnen auf Treu und Glauben ergeben hatten, wurden ebenfalls von ihnen hintergangen; die Römer behaupteten, der Ausdruck, sich dem Feind auf Treu und Glauben ergeben, begreife den Verlust von Freiheit und Eigenthum, von Städten, Tempeln, ja selbst Begräbnissen.

Sie machten sich kein Gewissen daraus, einem Traktate eine willkührliche Auslegung zu geben. Hatte einer von ihren Feldherren zur Rettung seiner Armee vom offenbaren Untergange Frieden gemacht, so wußten sie von diesem Friedensschlusse Vortheil zu ziehen, indem sie ihn nicht bestätigten, sondern den Krieg fortsetzten. Bisweilen schlossen sie mit einem Fürsten auf billige Bedingungen Frieden, und hatte er diese erfüllt, so fügten sie noch andere hinzu, welche von der Beschaffenheit waren, daß er den Krieg von neuem anfangen mußte.

Ueber Könige sprachen sie wegen persönlicher Beschuldigungen und Vergehungen das Urtheil. Da man den Ruhm eines Feldherrn nach der Menge Goldes und Silbes berechnete, die er im Triumph nachtragen

ließ, so wurde dem überwundenen Feinde gemeiniglich nichts übrig gelassen. Rom wurde immer reicher, und jeder Krieg setzte es in den Stand, einen neuen zu unternehmen.

Die Völker, die mit den Römern in Freundschaft oder Bundesverwandtschaft standen, richteten sich sämmtlich durch die unmäßigen Geschenke zu Grunde, die sie ihnen machten, um sich in ihrer Gunst zu erhalten, oder um sich darin noch fester zu setzen. Die Herren der ganzen Erde eigneten sich alle ihre Schätze zu; aber selbst als Eroberer übten sie keine so höchst ungerechten Räubereien aus, als sie sich als Gesetzgeber zu Schulden kommen ließen. Bald riß auch die Habsucht der Privatpersonen noch das an sich, was die Geldgier des gemeinen Wesens verschont hatte. Die Obrigkeiten und Statthalter verkauften den Königen ihre Ungerechtigkeiten. Man plünderte Völker und Fürsten aus, um nur Geld zu bekommen.

Durch nichts aber hatte sich Rom bei der ganzen Welt so in Furcht gesetzt, als durch den Schrecken seines Namens. Vor seinem Drohen verstummten die Könige und erwarteten zitternd ihr Schicksal. Die Frage war nicht, ob sie mächtige Könige, sondern ob sie Könige bleiben sollten, und einen Krieg unternehmen, hieß sich der Gefangenschaft, dem Tode und der Schande des Triumphs aussetzen. Auf diese Art wagten es die in Schwelgerei und Weichlichkeit versun-

kenen Könige nicht, das römische Volk standhaft anzusehen, und so wie sie immer muthloser wurden, so erwarteten sie von ihrer Duldsamkeit und von ihrer niederträchtigen Herablassung einigen Aufschub des sie bedrohenden Elendes.

Die Klugheit der Römer blieb sich stets gleich. Nach der Niederlage des Antiochus waren sie Herren von Afrika, Asien und Griechenland geworden, ohne daß sie daselbst nur eine Stadt zu eigen besessen hätten. Sie schienen nur darum zu erobern, um weggeben zu können; aber bei alle dem blieb ihnen die Herrschaft doch so gewiß, daß der Fürst, den sie bekriegten, es mit der Macht der ganzen Welt zu thun bekam. Es war noch nicht Zeit, sich der eroberten Länder zu bemächtigen. Hätten sie die dem macedonischen Könige Philipp abgenommenen Städte für sich behalten, sie würde ganz Griechenland die Augen geöffnet haben; hätten sie nach dem zweiten punischen Kriege oder nach dem Kriege mit dem Antiochus in Afrika oder Asien Länder weggenommen, so würden sie Eroberungen nicht haben behaupten können, die auf so schwachem Grunde beruheten. Man mußte warten, bis alle Nationen als freie oder bundesverwandte Völker ihnen zu gehorchen gewohnt waren, und sich unvermerkt in der römischen Republik verloren hatten, ehe man wagen konnte, ihnen als Unterthanen zu gebieten.

Bei ihren Eroberungen giengen sie absichtlich langsam zu Werke. Hatte man ein Volk bekriegt, so begnügte man sich damit, es zu schwächen. Man legte ihnen Bedingungen auf, die seine Macht unmerklich untergruben; erholte es sich wieder, so schwächte man es noch mehr, und es war Sklave, ohne daß man die Zeit seiner Unterjochung angeben konnte.

Auf diese Art war Rom nicht sowohl eine Republik oder Monarchie, als vielmehr das Haupt eines aus allen Völkern der Erde bestehenden Körpers.

Wenn die Geschichte der alten Welt so behandelt wird, wie wir sie hier von Montesquieu behandelt sehen, so sollte man glauben, sie müßte ein Spiegel für die Menschen seyn, der ungetrübt ihnen jederzeit die Folgen ihrer Mißgriffe, die Strafen ihrer Vergehungen und Laster zeigte, und sie von allem abhielte, was unrecht und ehrlos ist; allein, so alt das Menschengeschlecht auch ist, so eindringlich die Vorwelt spricht, und so furchtbar sie ermahnt und warnt, so scheinen doch die Menschen nie klug zu werden. Oder sind bloß die klug, welche keine Gewalt haben, und die mit Blindheit geschlagen, die regieren? Seit zehn Jahren hat man die Geschichte und die Vernunft, die Vorwelt und die Gegenwart zu Lehrern und Warnern der Zeitgenossen aufgerufen, aber alles ist vergeblich gewesen. Wir sind in den Abgrund gefallen, vor dem man

uns warnte; wir sind unglücklich worden, weil wir nicht befolgt haben, was die Zeit uns so nachdrücklich lehrte. Was man anfänglich verachtet, so lange es klein ist, das fürchtet man hernach, sobald es mächtig worden ist, so übermäßig, daß man weder einen Entschluß zu fassen weiß, noch eine Handlung thut, welche den gemeinsten Menschensinn beurkundet. Der Mensch verfällt nur zu leicht aus einem Extreme ins Andere, und die Geschichte und die Vernunft warnen doch vor diesen halsbrechenden Sprüngen so nachdrücklich, daß man beinahe an der menschlichen Besserung irre zu werden Gefahr läuft.

Wie erweckt man die Ehrliebe der Teutschen?

Man macht den Teutschen oft den Vorwurf, daß sie im Durchschnitte für die Ehre höchst unempfänglich seyn, und, daß wer sie lenken wolle, zu andern kräftigern Mitteln — von Flüchen bis zum Stocke — seine Zuflucht nehmen müsse. Vorzüglich entschuldigt man mit dieser Gleichgültigkeit gegen Ehre die harten und entehrenden Strafen bei dem Militär, wo man erwachsene Menschen mit Stockprügeln behandelt, und zwar bei einem Stande, in welchem die Triebfeder für Ehre sehr wirksam gemacht und erhalten werden muß, wenn

die Soldaten in Zeiten von großen Gefahren nicht fortlaufen sollen. Was der Stock fruchtet, das hat man bei Jena und Auerstädt gesehen. Den Menschen, der den Tod nicht scheuen und der den Sieg auf Kosten seines Lebens erringen soll, muß ein Beweggrund treiben und leiten, der geistiger Natur und mächtiger ist, als die Furcht vor dem Tode. Dies ist die Ehrliebe, welche allen Menschen innewohnt, die urtheilen und eine Vergleichung zwischen sich und Andern anstellen können. Jeder will nichts Geringeres als der Andere seyn; keiner will mit Schimpf gebrandmarkt vor dem Andern auftreten; jeder will noch einen Vorzug vor Andern haben und mehr gelten als sie. Eine solche Ehrliebe beherrscht den Wilden in Amerika, wie den gebildeten Europäer, und nur eine sklavische Behandlung, ein grausamer Druck kann dies Gefühl schwächen und gänzlich abstumpfen.

Die Teutschen sind ein Volk, das weder an Gefühl abgestumpft ist, noch dem es an Verstand gebricht. Ihre Lage ist im Ganzen nicht so hart, daß sie zum Vieh herabgewürdigt würden, und ihr Verstand hat eben so viel Gelegenheit, sich auszubilden, als ihr Gefühl Veranlassung, sich zu schärfen. Sie beseelt ein lebhaftes moralisches Gefühl, und ihr moralischer Sinn schützt sie eben so sehr gegen Uebelthaten, als gegen Laster. Der Teutsche ist daher gegen die Ehre nichts weniger als gleichgültig, und er fürchtet die

Schande faſt mehr als den Tod. Wenn aber ſein Ehrgefühl nicht allenthalben als ein Erſatzmittel des Gehorſams gegen die Pflicht angeſehen wurde, ſo lag dies theils an der Unklugheit und Kurzſichtigkeit ſeiner Vorgeſetzten, theils an dem elenden, ja verruchten Opferdienſte, den man dem Herkommen erwies. Man wollte nicht weichen von dem, was vor Jahrhunderten Sitte war, und hörte weder auf die Weiſen im Volke, noch auf die Achtung gegen die Menſchheit, und behandelte den Menſchen wie eine Maſchine, die bloß durch Stoß oder Druck überhaupt in Bewegung geſetzt wird.

= Giebt man die bisher eingeführte Behandlungsart der Menſchen, beſonders in den untern Klaſſen, auf, hält man etwas auf ſie, trauet man ihnen etwas zu, und ſchont man ihr Ehrgefühl, ſo wird ſich die Ehrliebe immer mehr vermehren und ausbreiten. Man darf dem Menſchen nur zeigen, daß man etwas auf ihn hält, und er fängt an, etwas auf ſich zu halten; er ringt nach dem Beifalle Anderer, er ſcheuet ihre Mißbilligung und fliehet die Schande mehr, als er den Tod fürchtet. Die Grundlage des Ehrgefühls iſt in dem Teutſchen vortrefflich, weil ſein Inneres ein lebhaftes moraliſches Gefühl durchdringt, und weil er einen bedeutenden Antheil von geſundem Menſchenverſtande beſitzt.

= Wenn die Obern ihre Untergebenen mit Achtung, mit Milde, mit Schonung behandeln, ſo wird das

Ehrgefühl der Letztern immer lebendiger werden und ihre Ehrliebe wird zu dem Grade steigen, daß man mit Hülfe derselben Unglaubliches ausrichten können wird. Die Ehrliebe ist mit dem Schaamgefühl verwandt, und wird daher durch moralische Triebfedern verstärkt. Wer das Moralische im Menschen immer mehr weckt und es bis zum Enthusiasmus zu erhöhen weiß, der wird ihn eben so tapfer als ehrliebend machen.

≠Mit der Schonung gegen die Ehre des Andern verbinde man Beispiele von ehrenvollen Handlungen, deren Anblick sowohl die Thatenlust des Menschen reizt, als sein Ehrgefühl immer mehr ausbildet und verfeinert. Der Mensch, der rühmliche Thaten häufig betrachtet, thut in kurzem selbst nichts als Rühmliches. Die Quelle des Guten strömt reichlich in dem Menschen; man darf sie nur nicht durch Druck und Mißhandlungen verstopfen, und er wird eher das Leben aufopfern, als sich eine ehrlose Handlung zu Schulden kommen lassen.

≠Das Ehrgefühl ist eine fruchtbare Mutter guter und rühmlicher Thaten, und wer die Teutschen richtig versteht, und den Ruhm seines Vaterlandes liebt, der wird sich bemühen, das Ehrgefühl in allen seinen Umgebungen zu verstärken, damit gethan, was Noth thut, und damit jede schimpfliche Behandlung der Menschen auf der Erde immer seltener werde. Die Obern können durch ihre Behandlung der Untern in dieser Hinsicht

große Dinge ausrichten: wenn sie stets die Menschheit in den Andern achten, so wird der Teutsche ein Vaterland bekommen, das er innigst liebt, und für das er keine Aufopferung scheuet. Vorzüglich nothwendig thut die Schonung des Ehrgefühles bei allen denen, welche Pflichten zu erfüllen haben, die theils mit grossen Gefahren verknüpft sind, theils von ihrem guten Willen abhängen. Die Ehrliebe, die immer rege erhalten wird, und immer mehr Nahrung erhält, läßt ihnen alsdann weder Ruhe noch Rast, so lange sie nicht ihre Pflicht in ihrem ganzen Umfange gethan haben. Für die Ehre ist der Mensch alles zu thun bereit, der mit Achtung behandelt wird, und dem man die verdiente Belohnung und Auszeichnung nicht versagt. Jeder muß daher die Aussicht haben, zu einem größern Ansehen zu gelangen, und er wird nie glauben, genug gethan zu haben, so lange noch ein Funken Lebens in ihm glüht. Es ist also z. B. im Militärstande durchaus nothwendig, daß jeder, der sich durch Bildung, Einsichten, und Muth auszeichnet, Offizier werden kann. Oeffnet sich hier jedem eine ehrenvolle Laufbahn, so wird die ganze Armee in Helden verwandelt werden. Belohnung reizt, und Befriedigung der Ehrliebe macht kühn, und wenn auch jedem der Tod alle Augenblicke ins Gesicht grinzt, so thut doch jeder kühn den Sprung, der ihn in die andere Welt führt. Die Ehrliebe vermag den Menschen wie ganze Nationen umzuwandeln,

und was vorhero feig war, das stürzt sich furchtlos in die größten Gefahren.

» Daß wir Teutschen so sparsam an Worten, so freigebig mit Schlägen waren, das hat uns so tief herab gebracht, daß man an dem Rufe von teutscher Tapferkeit, teutscher Ehre und teutschem Sinne zweifelt. Man entferne doch schnell alles, was der Entwickelung des Ehrgefühles nachtheilig ist, und man wird wieder mit Ruhm von den Teutschen sprechen, und mit Achtung wird ihr Name genannt werden.

Ausbeute aus der neuesten Zeitgeschichte.

Die Erfahrung macht die Menschen zwar öfters klüger, aber selten weiser. Sie wissen, was zu thun nöthig ist, aber sie thun es nicht. Sie kennen die Bedürfnisse der Zeit, vernachlässigen aber oft muthwillig alles, was diese fodert. Sie sind eingeweihet in die Kenntniß des Zustandes der gegenwärtigen Weltlage, aber sie leben, als ob sich alle Dinge von selbst machten. Dies ist jetzt der Fall, wie sonst. Die Vernunft predigt, der Mensch horcht zu und legt demohngeachtet die Hände in den Schooß. Blutig mahnt die Gegenwart, und die Zukunft wird, wie ehemals, dem Zufalle überlassen.

Die Lehren, welche uns die Gegenwart wieder höchst nachdrücklich eingeprägt hat, waren längst durch die Geschichte und Philosophie als heilsam bekannt, aber man achtete sie nicht, weil man ohne ihre Benutzung den Weltlauf mit leiten zu können glaubte. Die Einführung besserer Verfassungen in Teutschland war längst als ein dringendes Bedürfniß bekannt. Jede Regierung muß den Beifall des Volks haben, wenn sie Großes und Schwieriges thun will. Die Nation muß ein Interesse haben, gegen furchtbare Gefahren aufzustehen, sobald diese sich nähern. Es ist daher nothwendig, daß die Regierung nichts als den Volkswillen ausführe, und kein anderes Interesse kenne als das der Nation. Sieht sich die Regierung als für und durch das Volk vorhanden an, so steht und fällt dieses mit ihr. Beide haben einerlei Interesse und einerlei Willen und die Regierung kann energische Maaßregeln mit einer Schnelligkeit ausführen, welche immer den glücklichen Erfolg derselben sichert. Sie kann von dem Volke die größten Aufopferungen verlangen, und diese werden ihr nicht verweigert. Die neueste Zeit predigt diese Lehren eindringlicher als je, und man sieht ein, daß keine Regierung ohne den Beistand des Volkswillens besteht, und daß jede, die eine andere Stütze sucht, verloren ist. Nur das Volk verleihet einer Regierung Stärke, Dauer und Macht. Es läßt sich daher nunmehro von Teutschlands Regenten erwarten, daß

sie es stets mit dem Volke halten, und kein anderes Interesse haben werden, als das Beste der Nation, von der sie Ehre und Daseyn zu erwarten haben. Wäre dies von jeher geschehen, die Welt befände sich in einer bessern Lage. Die Regenten und die Unterthanen haben stets ein und dasselbe Interesse; ist das Volk glücklich, so ist die Regierung mächtig; ist die Unabhängigkeit dieser gesichert, so ist jenes geehrt. Was dem Einen Achtung verschafft, das vermehrt das Ansehen und die Gewalt des Andern. Für das Volk wurden Regierungen errichtet, durch das Volk erhielten sie Bestand und Kraft, und es giebt keinen schädlichern Irrthum, als wenn man das Beste beider von einander trennt, und beide gegen einander mißtrauisch macht. Vertrauen erweckt Zutrauen, und nichts verstärkt mehr die Macht einer Regierung, als wenn sie sich gänzlich mit dem Volke vereinigt und weder einen andern Willen, noch einen andern Vortheil kennt. Wir haben in unsern Tagen gesehen, daß nichts verderblicher für Volk und Regierung ist, als wenn beide einander nicht ganz trauen und sich einander kräftig unterstützen. Es wird also jetzt niemand mehr geben, der zu leugnen wagte, daß eine Regierung nichts Besseres thun kann, als wenn sie alle ihre Einrichtungen so organisirt, daß sie die Freiheit des Volks, die öffentliche Gerechtigkeit, die Gleichheit vor dem Gesetze u. s. w., als das beständige Resultat ihrer Wirksamkeit geben. Was weislich einge-

richtet ist, das hat auch die besten Folgen. Eine gerechte und zweckmäßige Verfassung ist daher die festeste Stütze der Regierung und die reichhaltigste Quelle der Volksglückseligkeit. Eine Regierung, welche nach einer solchen Verfassung regiert, kann schnell, kräftig und weise handeln, und es kann keine Gefahr eintreten, der sie nicht gewachsen wäre: denn da sie die einsichtsvollesten Männer zu Rathgebern hat, so überrascht sie auch keine Gefahr; sie sieht jede voraus und kann jeder so viel als möglich vorbeugen. Sie kann wohl auf einen Augenblick unglücklich werden, aber nicht zu Grunde gehen. Sie besitzt eben so viel Gegenwart des Geistes, als Entschlossenheit, und was die Weisheit nicht vermag, das richtet die Stärke ihrer Macht aus. Wußte man auch alles dies aus der Geschichte der alten und neuen Zeit, so hatte man es doch vergessen, oder befolgte es nicht. Die Catastrophe aber, welche Teutschland betroffen hat, hat es jedem, der hört und sieht, wieder auf eine Art eingeschärft, daß ein Ungehorsam gegen solche Lehren ein Frevel gegen die Menschheit und die Gottheit seyn würde. Wer noch unter Trümmern uneinig ist, der brandmarkt sich, und wer noch in solchen Gefahren, denen jetzt das Vaterland ausgesetzt ist, sich von eiskaltem Egoismus halten läßt, der verdient, daß ihm von Jung und Alt gespottet werde: denn nichts ist verächtlicher, als eine un-

patriotische Denkart in Zeiten von großen Veränderungen.

Nicht Miethlinge retten das Vaterland, wenn es in Gefahr geräth, weil sie kein Interesse an demselben kennen, weil sie kein Geist des Ehrgefühls und der Vaterlandsliebe beseelt, sondern dies vermögen bloß Nationaltruppen. Diese haben alles zu verlieren, wenn ihre Anstrengungen nicht der Sieg krönt; sie treibt der Enthusiasmus für Freiheit und Unabhängigkeit, die Liebe zum heimischen Boden, zu Eltern, Kindern und Anverwandten, und sie kennen nichts, als den Sieg oder einen ehrenvollen Tod. So denken und handeln Vaterlandsvertheidiger, und die Gegenwart hat gelehrt, daß man auf eine Armee von bloßen Söldlingen sich nie sicher verlassen kann, wenn sie nicht ein mächtiger Geist zusammenhält und ein talentvoller und kräftiger Mann anführt. Nichts ist daher jetzt einleuchtender, als daß das Vaterland bloß seine Söhne mit Muth und Glück vertheidigen können, und daß, wenn Krieg ist, jedermann die Waffen zu ergreifen bereit seyn muß. Wer am meisten zu verlieren hat, wer am aufgeklärtesten und einsichtsvollesten ist, der ist die größte Anstrengung zu machen verpflichtet, weil nur sie das Vaterland am meisten schätzen, und im Falle der Unterjochung die größten Nachtheile zu besorgen haben.

Durch die Erziehung sollen die Geisteskräfte gestärkt und vervollkommnet werden. Was schwach ist, das soll Energie erlangen. Nicht vieles, aber wohl gründliches Wissen gewähret große Vortheile. In neuern Zeiten sorgte man häufig bloß im Unterrichte für die Anhäufung von einer Menge von Kenntnissen, ohne dem Menschen eine unwiderstehliche Lust zur Anwendung derselben im wirklichen Leben einzuflößen. Allein müßige Kenntnisse sind eine Last für den Geist, unter der er sich nicht gehörig regen und bewegen kann. Hat der Geist durch die Erziehung nur an Selbstdenken und an Begierde zur Selbstständigkeit des Charakters gewonnen, so ist er den Stürmen dieser Welt gewachsen, und wir sehen nicht wieder das demüthigende Schauspiel, daß die kenntnißreichsten Offiziere sich von einer schimpflichen Flucht mit fortreißen lassen, und daß keiner den Muth und die Gegenwart des Geistes zeigt, die Zerstreueten wieder in größere Corps zu sammeln. Große Tugenden soll die Erziehung erwecken, und Haß und Unwillen gegen alles Kleinliche und Schimpflinge im Gemüthe rege erhalten. Für die Welt soll der Mensch erzogen werden, und zum Besten der Menschheit erhält der Mensch Unterricht; verschafft ihm die Erziehung keine Gegenwart des Geistes, keinen Muth, keine Standhaftigkeit im Unglück, keine Gleichmuth im Glükke, keine Entschlossenheit und Kühnheit, so verfehlt sie ihres Zweckes, weil der Mensch dann nicht den

Schicksalen des Lebens muthig entgegen gehen kann. Diese Tugenden hat unsere neuere Erziehung nicht genug geweckt und verbreitet. Daher erschallen Wehklagen, statt daß man hätte Thaten thun, daher ergriff man feig die Flucht, statt daß man muthig dem Tode hätte entgegen gehen sollen; daher war man bei Schwierigkeiten verlegen, und wußte sich bei unerwarteten Ereignissen nicht zu helfen. Man gieng in Gefahren unter, aus denen man sich durch Entschlossenheit leicht hätte retten können. Die Freiheit des Vaterlandes ist verloren, weil man nicht Muth genug hatte, sein Leben für dasselbe aufzuopfern.

Soll die Erziehung und der Unterricht der Bestimmung des Menschen entsprechen, so müssen alle Geisteskräfte zur Selbstthätigkeit entwickelt werden, und die Einsammlung von Kenntniß darf kein Hinderniß im Handeln seyn, sondern Kenntnisse müssen den Menschen desto geschickter machen, rühmliche Thaten zu thun, kühne Unternehmungen auszuführen, sich in jeder Verlegenheit zu helfen und sich durch Tapferkeit und Ehrliebe auszuzeichnen. Wie theuer uns der Mangel an diesen Eigenschaften zu stehen gekommen ist, das lehrt die Zeitgeschichte. Ein Volk braucht nicht viele Kenntnisse, wenn es nur Unwillen gegen jede Art von Unterdrückung, Grimm gegen Despotenhudelei, Thatenlust und Energie besitzt. Alle Aufklärung und alle Kultur geht verloren, wenn einem Volke nicht diese Tugenden

zu Gebote stehen, weil es eine Beute jedes Eroberers wird, der gegen das Vaterland desselben heranstürmt. Durch die Erziehung müssen also solche Eigenschaften entwickelt werden, welche zur Rettung des Vaterlandes erfoderlich sind, und in großen Gefahren eine Stütze gewähren.

Religion ist für jeden einzelnen Menschen unentbehrlich, noch mehr aber für eine ganze Nation, welche einer ausgetrockneten Mumie gleicht, wenn sie nicht von religiösen Gefühlen belebt wird. Alles, was denkt und sinnt, muß daher darauf hinarbeiten, daß diese Stütze großer Tugenden und heldenmüthiger Aufopferungen immer mehr befestigt werde. Man muß das religiöse Gefühl durch Hindeutung auf die Spuren von Weisheit in der Natur, auf die bewundernswürdigen Fügungen der Schicksale der Menschen, durch die Vorhaltung von Beispielen moralisch guter und moralisch böser Handlungen, durch Erregung von einer innigen Achtung gegen jene, und von dem größten Abscheu gegen diese stärken. Ein religiöses Gemüth scheuet keine Gefahr, achtet keine Schwierigkeit, und nimmt es getrost mit allen Hindernissen des Guten auf. Ein religiöses Volk streitet daher muthig für seine Freiheit, und wagt Gut und Leben für die Rettung des Vaterlandes. Es kennt auf Erden nichts Höheres, als seine Pflicht, und ist jederzeit bereit, alles, was ihm obliegt, mit Freuden zu thun. Wir scheinen nicht so religiös

gesinnt zu seyn, als die Würde der menschlichen Natur, die Größe der Gefahren unsers Vaterlandes und die Schwierigkeiten unserer Lage erfoderten. Wir werden daher in Zukunft alles aufbieten müssen, daß das religiöse Gefühl in der Nation mehr geschärft und verlebendigt werde, als es bisher geschehen ist. Nicht Gleichgültigkeit gegen den religiösen Glauben ziemt dem Manne, sondern inniges Vertrauen auf den Herrn der Welt und auf seine Weisheit und Gerechtigkeit. Eine solche Denkart ist ein Feind jedes Lasters; sie verabscheuet jede Ungerechtigkeit und sträubt sich muthig und kühn gegen jede ungerechte Anmaßung und gegen Despotismus. Die freiesten und edelgesinntesten Männer waren auch immer die religiösesten; nicht aber Ceremoniendienst ist Religion; derselbe soll bloß zur Erweckung einer religiösen Stimmung beitragen. Wer wünscht, daß die Teutschen wieder zu Ehren kommen sollen, der muß ihr Gemüth mit religiösen Gefühlen beleben, weil diese Stärke und Muth verleihen.

Teutschland macht mit Recht Anspruch auf den Namen Eines der aufgeklärtesten Länder Europens; denn nirgends sind mehr gemeinnützige Kenntnisse verbreitet, nirgends untersucht man alles, was geschieht, sorgfältiger, und nirgends studirt man so fleißig die Natur und den Menschen. Aber was nützen Kenntnisse, die man nicht in großen Thaten ausprägt? Was hilft es, daß wir fast jede Erscheinung zu erklären wis-

sen, und daß wir alles, vom Niedrigsten bis zum Höchsten, erforschen, wenn wir vergessen, daß wir ein Vaterland haben, gegen welches es heilige Pflicht zu erfüllen giebt, daß eine Nation ohne Unabhängigkeit verloren, und daß die Pflicht höher als das Leben ist? Durch Thaten, und nicht bloß durch Worte müssen wir zeigen, daß wir Eine der aufgeklärtesten Nationen sind. Große und edle Handlungen müssen unsern Namen verherrlichen, wie gründliches und ausgebreiteres Wissen. Was der Mensch weiß, das muß er zur Ausführung der Zwecke der Menschheit benutzen. Die Ideen, welche in der Vernunft einheimisch sind, müssen als Urbilder alles dessen angesehen werden, was wir sinnen und trachten, und dann werden wir eben so durch Thaten geehrt seyn, als wir jetzt durch Kenntnisse ausgezeichnet da stehen.

Ein höchst verderblicher Irrthum ist es, wenn man glaubt, daß der Mensch nicht immer für die Ehre seiner Nation und für die Freiheit seines Vaterlandes alles aufbieten müsse, was in seinen Kräften steht. Thaten machen eine Nation unsterblich, wie sie ihre Erhaltung sichern; Helden in Gefahren sind eben so unentbehrlich für ein Volk, als Recht und Gerechtigkeit für die Regierung eines Staates. Die Teutschen müssen daher hinfuhro ihren wissenschaftlichen Ruhm

noch durch rühmliche Thaten verherrlichen, wenn sie nicht unter den Wandlungen der Zeit erliegen und endlich als ein Sklavenvolk verachtet seyn wollen.

Die teutsche Volkserziehung und Einige ihrer Mängel.

So weit es auch die Teutschen in der Theorie der Erziehung gebracht haben, so schlecht sieht es doch häufig mit der Praxis aus; besonders ist dies unter den untern Volksklassen der Fall. Man entwickelt hier nicht die Geisteskräfte der Kinder zur Selbstthätigkeit, sondern füllt das Gedächtniß mit unverständlichen Phrasen, mit unfruchtbaren Wörtern und mit unnützen Dingen an. Man erstickt dadurch die freie Thätigkeit des Geistes, und stumpft diesen auf eine Art ab, daß er sich nachher in keiner Verlegenheit zu helfen weiß. Was aus den Teutschen durch eine zweckmäßige Erziehung werden kann, das sieht man an den gebildeten Menschen unserer Nation. Es liegt eine große Masse von Kraft in dieser, die nur geweckt und gebraucht werden darf, um Großes und Rühmliches zu bewirken.

Die Teutschen besitzen einen Scharfsinn, eine Redlichkeit, einen Muth und eine Standhaftigkeit, wel-

cher es mit allen Mühen und Gefahren aufnimmt, die sich ihnen entgegenstellen, aber sie haben den Fehler, daß sie zu viel und zu lange bei der Theorie stehen bleiben. Sie sehen zwar ein, was gut und zweckmäßig ist, aber sie führen es nicht aus; sie lassen es bei der Wahrheit und Gerechtigkeit einer Sache bewenden, ohne beide in der Wirklichkeit darzustellen; sie wissen, daß das Gute keinen Aufschub leidet, aber ihr Phlegma beruhigt sich mit diesem Wissen. Ihre allzugroße Anhänglichkeit am Alten hat dies selbst unbrauchbar gemacht, und jetzt stehen sie ohne Altes und Neues da und harren der Dinge, die da kommen sollen. Diese Fehler sind vorzüglich den gebildeten Ständen eigen, welche berufen sind, durch Lehre und That Muster in dem zu seyn, was für eine Nation ehrenvoll und nützlich ist. Wir wollen hier aber nicht auf diese Gebrechen, sondern auf einige Fehler aufmerksam machen, welche den untern Klassen der Teutschen eigen sind. Diese Fehler sind die allzugroße Langsamkeit, ja beinahe Trägheit des Körpers und Geistes; die Wortscheu und die Thatenfurcht; der Mangel an Gewandtheit und an Gegenwart des Geistes; die Unentschlossenheit und die Verlegenheit, selbst bei Kleinigkeiten. Alle diese Gebrechen lassen sich heben, wenn man den Geist zweckmäßig ausbildet, wenn man seine Thätigkeit nicht durch Phrasen, die die Jugend nicht begreift, erstickt, und wenn man diese nicht bloß etwas auswendig lernen,

ſondern denken lehrt. Unſere Landleute ſind höchſt unbeweglich, unbehülflich und langſam, und können kaum von der Stelle kommen; warum ſind die untern Klaſſen der Städter nicht ſo langſam? Weil ſie zweckmäſſiger erzogen und unterrichtet werden. Was iſt aber zu thun, daß man dieſe Langſamkeit und Unbehülflichkeit des Körpers und das dumme Anſtarren der Dinge bei den Landleuten hebt? Man muß ſie ſchneller und fertiger denken lehren, man muß ihren Geiſt zur Selbſtthätigkeit erziehen. Dies liegt den Schullehrern und Predigern ob, welche die Geiſteskräfte der Dorfjugend an Schnelligkeit, an Gewandtheit gewöhnen müſſen. Spricht der Lehrer lebhaft, ſchnell und deutlich, ſo werden auch ſeine Zöglinge dieſe Tugenden erlangen. Die Lebendigkeit ſteckt an wie die Trägheit. Die Dummheit der Landleute iſt oft weiter nichts als eine Folge ihrer außerordentlichen Langſamkeit im Denken. Dieſe hat wieder die Folge, daß ſie ſaumſelig im Arbeiten ſind, daß ſie alles beim Alten laſſen, daß ſie bei ihren Geſchäften zu wenig raffiniren, und daß ſie nicht genug auf Verbeſſerung ſinnen. Wer ſo unbehülflich in ſeinen Bewegungen, und ſo verzagt in ſeinen Aeuſſerungen iſt, als es unſere Landleute ſind, der läßt ſich vieles gefallen, was ihm zum Thiere herabwürdigt, und der unterläßt vieles Gute, was dem Staate zum Vortheile gereicht. Er thut nichts, weil es Pflicht iſt, ſondern weil ihn die Furcht vor der Strafe ſchreckt;

er thut nichts freiwillig und auch nichts mehr, als was ihm befohlen wird. Daher sträuben sich die Landleute mächtig gegen Alles, was ihre Voreltern nicht gethan haben, ob dasselbe schon zu ihrem eigenen Vortheile gereicht. Sie bessern keine Straßen aus, sie pflanzen wenig oder gar keine Bäume an, sie vervollkommnen den Ackerbau nicht genug, kurz, sie vegetiren, weil ihr Vater und Großvater vegetirt haben.

Gewöhnt man den Menschen an Hurtigkeit im Bewegen des Körpers und an Lebhaftigkeit und Schnelligkeit im Denken, so entwickeln sich eine Menge Eigenschaften in ihm, welche für ihn und den Staat höchst heilsam sind. Er weiß sich besser zu benehmen, und sogleich Rath zu schaffen, wenn er in Verlegenheit geräth; er strebt bloß nach dem Nützlichen; er achtet das Gute und übt Tugend, wo sich nur Gelegenheit zeigt. Mit diesen Vorzügen vereinigen sich Liebe zum Vaterlande; Anhänglichkeit an seine Nation, Ehrliebe und Pflichttreue. Dem Dummen ist es einerlei, wem er gehorcht; nicht so dem Klugen, der das Vaterländische liebt und achtet.

Man sollte eben so gut körperliche Uebungen einführen, als man geistige Uebungen treibt. Die Kräfte des Körpers und Geistes müssen ausgebildet und vervollkommnet werden; Schnelligkeit und Fertigkeit, Gewandtheit und Stärke müssen die Früchte der Erziehung und des Unterrichtes seyn, sonst haben beide keinen

Werth. Alle Zwecke des Lebens muß der Mensch mit Leichtigkeit ausführen lernen, wenn er den vielen Uebeln, welche sein Leben bestürmen, mit Glück widerstehen will.

Wodurch kann Preußen die Achtung aller Teutschen erwerben?

Preußens Unterthanen bestehen größtentheils aus lauter Teutschen; seine Regierung ist eine Teutsche; wenn man daher alle Einrichtungen, die man trifft, im Geiste der Teutschen macht, so wird sich in der Denkart und in der Gesinnung alles an Preußen anschließen, was in Teutschland edel und groß denkt. Vieles muß in Preußen neu geschaffen, und vieles muß reformirt werden, wenn es der Bestimmung entsprechen soll, welche Preußen in Zukunft sich sezen kann und muß.

Die Freiheit der Meinungen ist für die Teutschen so unentbehrlich, wie für das Wachsthum der Pflanzen Wärme und Luft. Die Teutschen haben eine biedere Denkart; was sie sagen, das meinen sie gut; verstattet ein Staat eine uneingeschränkte Freiheit, so daß jeder alles bekannt machen kann, was nicht den

Rechten des Andern Abbruch thut, und was er vor seinem Gewissen verantworten kann, so wird ihm jeder mit einer Liebe anhängen, welche für ihn alles wagt, sobald er in Noth und Gefahr geräth. Preußen braucht niemandes öffentlich geäußerte Gedanken zu fürchten; seine Regierung handelt jetzt in einem Geiste, welcher ihr die Achtung aller redlichen Männer erwirbt. Es kann ohne Bedenken eine uneingeschränkte Freiheit der Meinungen gestatten; es ehrt dadurch die Würde des menschlichen Geistes, thut der Kultur der Wissenschaften Vorschub und befördert die Aufklärung auf eine Art, wie dies kaum irgendwo geschehen ist. Wer immer das Beste thut, der braucht die Bösen nicht zu scheuen; eine Regierung, welche die Rechte der Menschheit heilig hält, verbreitet eine solche Ehrfurcht gegen sich, daß kaum irgend jemand wagt, sich an ihr zu versündigen. Wenn Preußen Freiheit im Schreiben und Denken und im Bekanntmachen des Gedruckten verstattet, so sind die Stimmen aller teutschen Männer für dasselbe, und es wird sich dadurch einen Glanz erwerben, der alle noch so großen, aber blutigen Waffenthaten überstrahlt.

Wer glücklich regieren und einer Regierung Dauer verschaffen will, der muß dem Volke einen Antheil daran gestatten. Preußen wird sich unsterbliche Ehre erwerben, aber auch zugleich das Glück seines Volkes gründen, wenn es eine weislich organisirte Repräsenta-

tivverfaſſung einführt. Dieſe verlangt die Vernunft und die Zeitumſtände machen ſie nothwendig. Die Größe eines Monarchen beſteht nicht darin, daß er alles thut, was ihm beliebt, ſondern darin, daß er bloß das Gerechte und Weiſe ausführt; der Regent, der nach Geſetzen regiert, iſt mächtiger, als der, welcher eine uneingeſchränkte Gewalt hat. Jenen achten und lieben ſeine Unterthanen, dieſen fürchten und haſſen ſie. Jener erhält freiwillig jede Unterſtützung von allem, dem ein Gedanke durch die Seele dringt; dieſer bekommt bloß gezwungen Hülfe; er ſteht verlaſſen da, wenn er nicht Gewalt braucht. So iſt die Denkart der Menſchen, daß ſie freiwillig Unglaubliches, gezwungen hingegen nicht einmal Gewöhnliches thun. Preußens Herrſcher werden dann erſt recht mächtig werden, wenn ſie ſich auf den Willen ihres Volkes ſtützen, wenn ſie die Geſetze durch Stellvertreter geben laſſen, und wenn ſie die Wünſche des Volks im geſetzgebenden Körper vernehmen. Eine ſolche Verfaſſung erfodert der Geiſt der Zeit, und Preußens Königsſtamm erhält auf dieſe Art eine Feſtigkeit, welche ihm kein blinder Gehorſam, kein Sklavendienſt verſchaffen kann. Preuſſens König laſſe daher durch die einſichtsvollſten und rechtſchaffenſten Männer des Staates eine Verfaſſung ausarbeiten, die ſich auf das Repräſentativſyſtem gründet, und in der die Theilung der Gewalten ſo organiſirt iſt, daß jede nichts anders thut, als was ihre

Pflicht ist. Eine solche Verfassung sichert die Freiheit Aller, schützt jedermanns Recht, und verschafft der Regierung ein Zutrauen, das keine despotische Regierung besitzt. Alle teutschen Männer werden dann Preußen glücklich preisen, wenn es aus den Stürmen der Zeit mit einer weislich organisirten Verfassung heraustritt. Alles wird ihm eine Achtung zollen, welche nie wandelt, weil sie sich auf das Heiligste auf Erden — auf die Gerechtigkeit des Verfahrens — stützt.

Soll aber eine repräsentative Verfassung alle Vortheile gewähren, welche in ihrer Natur liegen, so muß die Wahl frei seyn, die Deliberationen müssen öffentlich geschehen, und die Meinungen Aller müssen zur Beförderung des allgemeinen Besten beitragen können. Was jemand im gesetzgebenden Körper sagt, dafür ist er nicht verantwortlich; was drei Drittheile der Stimmen billigen, das wird Gesetz.

Das teutsche Volk ist reif genug, um seine Stellvertreter selbst wählen zu können. Man kann seinem gesunden Verstande zutrauen, daß es die Besten und Einsichtsvollsten wählen wird, und daß Rechtschaffenheit und Kenntniß den gesetzgebenden Körper leiten werden.

Der Regent bilde außerdem noch einen Staatsrath, der aus den kenntnißreichsten, talentvollesten, energischsten und besten Männern besteht. Diese sorgen sowohl für die zweckmäßige Vollziehung der Gesetze, als sie auch die Materialien zu denjenigen vorbereiten, wel-

che das Beste des Staats erheischt. Ein Staatsrath ist für einen Regenten unentbehrlich, der mit den Kenntnissen der Nation gleichen Schritt halten will. Diesen Staatsrath aber dürfen nicht etwa die Mitglieder einer besondern Kaste ausmachen (denn diese Einrichtung hat alles Unglück über Teutschland gebracht und Preußens Sturz herbeigeführt), sondern er muß aus allen Klassen, ohne Rücksicht auf ihre Geburt, erwählt werden. Wer sich am meisten durch Einsichten und Tugenden auszeichnet, den muß der Regent zu seinem Rathgeber machen. Der Staatsrath ist ein bloß deliberirendes Corps; er unterstützt mit seinen Einsichten den Regenten; die Minister müssen für die Vollziehung der Gesetze des gesetzgebenden Körpers und der Beschlüsse der Regierung sorgen. Damit sie aber ihre Gewalt nicht mißbrauchen, und alles, was ihnen obliegt, pünktlich thun, müssen sie verantwortlich für ihre Handlungen als Staatsbeamte seyn. Auf diese Art werden die Gesetze schnell und streng in Ausführung gebracht werden, und Preußen wird dadurch eben so viel an Macht als an Ansehen gewinnen.

Der richterliche Stand muß an nichts, als an das Gesetz gebunden, und gegen jede Willkühr gesichert seyn. Damit aber die Justizpflege völlig den Ansprüchen der Weisheit entspricht, müssen die vorhandenen Gesetzbücher verbessert, und streng den Foderungen der Gerechtigkeit und Klugheit angepaßt werden. Das Ge-

ſchwornengericht muß eingeführt werden, ſo wie auch Friedensrichter. Iſt das Geſetz gerecht, ſo kann es auch ſchnell vollzogen werden. Nebſt den Geſetzen aber müſſen auch die Strafanſtalten verbeſſert werden. Jeder Verbrecher muß gerecht beſtraft werden, dies erfodert die Gerechtigkeit; jeder Sträfling aber muß auch während der Strafzeit Gelegenheit erhalten, ſich zu beſſern. Eine ſolche Einrichtung der Strafgefängniſſe macht die Menſchlichkeit zur Pflicht, und dieſe Beſſerung iſt auch leichter, als Viele wähnen, welche alles gern beim Alten laſſen wollen. Der Ruhm des Staates, der gerecht ſtraft, und der Sträflinge durch die Strafe beſſert, ſteigt unendlich und erhebt ihn über den gemeinen Haufen der Staaten, die alle Dinge nur halb thun; daher nichts Gutes bewirken, und die beſten Einrichtungen verderben. Was Gut und Zweckmäßig iſt, das kann trotz aller Hinderniſſe ausgeführt werden; hat man das Beſte beſchloſſen, ſo muß man die Ausführung deſſelben ſolchen Männern übertragen, welche die Sache verſtehen, und mit Sachkenntniß Achtung gegen die Menſchheit und guten Willen verbinden. Die Leute, welche nichts verſtehen, die menſchliche Natur nicht kennen, und den Gang der Natur nicht begreifen, ſtellen alles, was zu thun nothwendig iſt, recht ſchwierig vor, damit ſie nur nichts thun dürfen. Warum wird denn das von andern Nationen ausgeführt, was in Teutſchland theils für unmöglich, theils für höchſt

ſchwierig ausgegeben wird? Jetzt müſſen wir Vieles thun, was wir vor ein paar Jahren nicht thun wollten und konnten. Die Noth bringt das zu Stande, was vorhero der freie Wille ausführen konnte.

Die Beförderung der Gelehrſamkeit, der Kultur der Wiſſenſchaften und der Aufklärung des Volks bringt einer Regierung, außer einer gerechten und ſchnellen Juſtizpflege, unſterblichen Ruhm. Preußen that bisher viel für gelehrte Anſtalten und Volksſchulen. Wenn es hinführo allenthalben gelehrte Männer anſtellt, wenn es für geſchickte Lehrer ſorgt, und dieſe gut bezahlt, ſo werden die Wiſſenſchaften und die Volksaufklärung in Preußen Fortſchritte machen, wie nirgends.

Den Männern, die jetzt den König von Preuſſen umgeben, kommt es zu, ihm die beſten Einrichtungen vorzuſchlagen, welche die Zeit, die Vernunft und der Grad der Kultur der Teutſchen erfodern, damit nichts halb gethan werde; denn alle Halbheit trifft der Fluch des Mißlingens; nichts Gutes gelingt, was man nicht durch die heilſamſten und kräftigſten Mittel ausführt. Man muß jetzt das Beſte einführen, das man in der Geſetzgebungslehre kennt, und Preuſſen wird die Bewunderung der Welt erregen, und der Stolz der Teutſchen werden.

Inhalt

des ſechsten Hefts.

Warum hat man vor dem Ausbruche des Krieges im Jahr 1806 in der Verfaſſung der verſchiedenen teutſchen Staaten nicht die nöthigen Verbeſſerungen gemacht? . . Seite 1

Ueber die öffentliche Meinung in Teutſchland . 11

Warum hat man neuerlich Preußen ſo ſehr verläumdet? 19

Friedrich der Große an ſein Volk. Am 3. Auguſt 1807. Eine Geiſterſtimme . 26

Ein trefflicher Charakterzug eines preußiſchen Offiziers 28

Was fodert jetzt die Pflicht von jedem Teutſchen? . 31

Ueber eine Nationalarmee in Preußen . 39

Wie muß der Teutſche über Politik räſonniren? . 58

Welche Verdienſte hat ſich Preußen um die Teutſchen erworben? . . . 65

Die wahre Größe. Seiner Excellenz dem preußiſchen Staatsminiſter Herrn Karl Auguſt Freiherrn von Hardenberg gewidmet . . 80

Die Schattenseite der Teutschen . Seite 82
Die Politik der Römer . . 86
Wie erweckt man die Ehrliebe der Teutschen? . 97
Ausbeute aus der neuesten Zeitgeschichte . 102
Die teutsche Volkserziehung und Einige ihrer Mängel 112
Wodurch kann Preußen die Achtung aller Teutschen erwerben? . . . 116